



Heimatkundliche
Arbeitsgemeinschaft
LAHNTAL

Heft 4
1981

Der Entwurf des Vereinsabzeichens zeigt in der oberen rechten Abteilung das Landeswappen von Hessen. In dem stilisierten hellen »L«, der für »Lahntal« steht, ist oben links das Gründungsjahr 1977 eingetragen.

Die drei Löwenköpfe im unteren Querbalken des »L« vereinen die Wappentiere der alten Herrschaftshäuser Solms, Nassau und Hessen, die über Jahrhunderte die Entwicklung unserer Heimat entscheidend bestimmten.

1981

**Heimatkundliche Arbeits-
gemeinschaft Lahntal e.V.**

4. JAHRBUCH

*Herausgeber:
Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft
Lahntal e.V.
6335 Lahnau*

*Verantwortlich für die nicht nament-
lich gezeichneten Artikel der Vorstand*

INHALT

	Seite
Zum Gedenken an Hedwig Schmidt	4
Zum Gedenken an Otto Bork	7
Das Pfarrhaus in Waldgirmes	8
Eine Dorlarer Kirchenrechnung von 1636	14
Glück auf, glück auf (Lied)	26
Stahl und Eisen	27
Vom Siebenjährigen Krieg und vom Erdbeben im Lahntal	45
25 Jahre Kirchweih der katholischen Kirche „Schmerzhafte Mutter Maria“ zu Dorlar	51
Frau Nachtigall (Lied)	66
Beiträge zur Geschichte der Dorlarer Schule	67
Freue woar me sparsame	86
Aus der Vor- und Frühgeschichte von Lützellinden	87
De Schalk	105
Bevölkerung der Stadt Römerstadt und Umgebung 1658	106
Geschichte der Post im Wetzlarer Raum — 4. Folge	120
Oafach im sefrerre	140
Drei Jahre Vereinsgeschichte und aus traurigem Anlaß eine erste Bilanz	141
Aus der Chronik des heimischen Raumes	144
Neue Mitglieder	152



Die Bauaufsicht des Lahn-Dill-Kreises hat mit Verfügung vom 30.10.80 an die Kirchengemeinde Waldgirmes angeordnet, die Kirche wegen schwerer baulicher Schäden nicht mehr zu benutzen. Ob die Kirche noch einmal instandgesetzt werden kann, oder ob sie abgebrochen werden muß, steht noch nicht fest.

„Wer die Heimat mit allen Fasern seines Herzens liebt, wer ihre Geschichte zu erforschen sucht und dadurch Einblick in das Leben vor uns liegender Generationen gewinnt, der muß erkennen, daß, so lange Menschen diese Erde bewohnen, die geschichtliche Vergangenheit eines Volkes und so auch einer jeden Gemeinde nicht auszulöschen ist.“

Aus dem Vorwort von Hedwig Schmidt in
„Germitzer Marca“, im April 1970



„Wer wird einmal meine Arbeit fortsetzen, wenn ich nicht mehr bin?“ Diese Überlegung war mit ausschlaggebend für Hedwig Schmidts Aufruf vor vier Jahren, eine heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft ins Leben zu rufen, deren Vorsitzende und Motor sie von Anbeginn an war. Ihrer Initiative ist auch das Erscheinen unserer Jahrbücher zu verdanken. Wer hätte gedacht, daß es so schnell nötig sein werde, Nachfolger zu finden für Hedwig Schmidt. Drei Jahre nach Gründung des Vereins starb sie am 25. Mai 1980 im Alter von 65 Jahren im Wetzlarer Krankenhaus an einer Hirnblutung.

Sie ist stets ganz bewußt die Hedwig Schmidt aus Waldgirmes geblieben, die am liebsten in ihrem Heimatdialekt sprach. „Weil es de offizielle Teil vorbei, jetzt koanne me schwetze, wej mersch gewehnt soi“, sagte sie bei der letzten Jahreshauptversammlung, als die Wahlen abgeschlossen waren.

Brauchte man eine Auskunft über das Geschehen in unserer Heimat in alten oder jüngeren Zeiten — Hedwig Schmidt war stets eine zuverlässige Quelle. Sie kannte sich in alten Dokumenten aus, konnte Kirchenbücher lesen, verfolgte aber auch genauso engagiert das Zeitgeschehen. Sie achtete in ihrer Heimatgemeinde Waldgirmes darauf, daß die alten Akten und Steuerlisten nicht auf dem Abfall landeten, sondern als wichtige Dokumente der Heimatgeschichte gesammelt und geordnet wurden.

Die Familiengeschichte von Waldgirmes, die sie zusammen mit dem verstorbenen Pfarrer Dr. Adolf Failing begonnen hatte, war ihr umfangreichstes Werk. Die jüdischen Familien in Waldgirmes hat sie erforscht und die Flurnamen in der Waldgirmeser Gemarkung zusammengestellt.

Die Liste ihrer Veröffentlichungen ist beachtlich. Sie fängt an im Jahre 1953 mit dem Theaterstück „Anno Domini 1812“. Vier weitere heimatkundliche Stücke folgten, die alle von einer Laienspielgruppe aufgeführt wurden. In den Festschriften zu den Vereinsjubiläen waren ihre Beiträge ein fester Bestandteil. Zur 1200-Jahr-Feier erschien ihr Buch „Germitzer Marca“, die Heimatgeschichte von Waldgirmes und Umgebung. Die 1500 Exemplare waren bald vergriffen.

Die Vorbereitung des großen Festes vor 10 Jahren, in dessen Verlauf die Gemeinde sich — ebenfalls mit Hedwig Schmidts Mitwirkung — ein Gemeindegewappen gab, lag in ihren Händen. Auch das Heimatmuseum ging auf ihre Initiative zurück. Sie sorgte dafür, daß schließlich das ganze Haus als Museum genutzt werden konnte und pflegte es zusammen mit ihrem Mann.

Hedwig Schmidt war die älteste von fünf Kindern einer Arbeiterfamilie. Die Volksschule in Waldgirmes besuchte sie mit so gutem Erfolg, daß sie nach einer mit Auszeichnung abgelegten Prüfung ein Stipendium für das Gymnasium bekam. Sie mußte darauf verzichten, weil ihre Eltern Fahrtkosten und bessere Kleidung nicht bezahlen konnten. Im Herbst 1939 heiratete Hedwig Schmidt Robert Schmidt. Eine Tochter und ein Sohn gingen aus der Ehe hervor. Mit ihrer heimatgeschichtlichen Forschungsarbeit begann Hedwig Schmidt wenige Jahre nach Kriegsende.

Irmtrud Rinn

Zwei harte Verluste hat die Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft Lahntal im ablaufenden Jahr hinnehmen müssen. Nur wenige Tage nach dem Tod der Initiatorin und Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft, Hedwig Schmidt, starb in Lützellinden im Alter von knapp 69 Jahren Otto Bork. Ein Herzinfarkt riß ihn unerwartet mitten aus der Arbeit.

Der große hagere Realschullehrer widmete sich seit seiner Pensionierung der Heimat- und Familienforschung, nachdem ihm der erste Enkel geboren wurde. Dem Jungen wollte er einen Stammbaum zusammenstellen. Dabei fielen ihm die Verbindungen der Familien untereinander und zu den Nachbargemeinden auf. Namen, die inzwischen wieder untergegangen waren, begegneten ihm, und er fing Feuer. Aus dem Familienstammbuch wurde die Familiengeschichte von Lützellinden, die er allerdings nicht mehr zu Ende führen konnte. Ein Nachfolger hat sich noch nicht gefunden.



OTTO BORK

* 20.9.1911 · † 31.5.1980

Die Familiengeschichte war ein ganz wesentlicher Bestandteil der Ortsgeschichte. Wie konnte es anders sein, als daß Otto Bork sich die alte Ortschronik holte, um sie fortzuschreiben.

Lützellinden war schon in alten Zeiten ein außergewöhnlich großes und wohlhabendes Bauerndorf im Hüttenberg, bis der große Brand wütete. Wie sah das Dorf vor dem Brand aus? Otto Bork wollte es genau wissen. Er arbeitete bis zu seinem Tode an einer Rekonstruktion.

Daß die Vereine, wenn es galt eine Jubiläumsfestschrift zu erstellen, zu ihm kamen und um Beiträge baten, ist nur allzu selbstverständlich.

Otto Bork wirkte von Anbeginn bei der Badegemeinschaft Lützellinden mit, die später auch auf Allendorf ausgeweitet wurde. Bis zuletzt war er Vorsitzender des Vereins, der in eigener Regie vor vielen Jahren bereits ein Freibad baute. Er war weiter Mitglied im Turnverein seiner Heimatgemeinde und früher überörtlich im CVJM für den Sport tätig, zeitweise als stellvertretender Kreissportwart.

Im Posaunenchor in Lützellinden war Otto Bork auch auf seine alten Tage noch aktiv tätig.

Vorübergehend leitete er den Posaunenchor in Annerod.

In Rechtenbach begann Otto Bork seinen Dienst als Lehrer. Sechs Jahre lang arbeitete er an der Bonifatius-Schule in Frankfurt. 1956 kam er kurz zur Schiller-Schule nach Gießen, wechselte bald zur Friedrich-Ebert-Schule nach Wieseck, wo er bis zu seiner Pensionierung Realschullehrer blieb.

Mit 33 Jahren hatte Otto Bork bereits seine erste Frau verloren. Er heiratete in zweiter Ehe die jüngere Schwester. Drei Kinder gingen aus beiden Ehen hervor.

In unserem vierten Jahresheft können wir einen Beitrag von Otto Bork über die Geschichte des Dorfes Lützellinden lesen.

Irmtrud Rinn

Das Pfarrhaus in Waldgirmes

Die Geschichte eines Hauses und was seine Bewohner erlebten von Hedwig Schmidt †

Das erste Pfarrhaus in Waldgirmes wurde 1686 bei einem Brand, der einen großen Teil des Dorfes vernichtete, eingeäschert. 1718 wurde der jetzige „alte“ Bau errichtet. Von seinen Bewohnern will ich erzählen.

Der Pfarrer, der den Bau dieses Hauses miterlebte und dann wohl auch als erster einzog, war **Johann Philipp Hüffel** aus Gießen. Von 1694 bis 1714 amtierte er in Niederweidbach, dann in Waldgirmes. Er konnte sich nur kurze Zeit an dem neuen Pfarrhaus freuen, denn er starb schon im Alter von 51 Jahren, am 24. 9. 1720, und wurde in der hiesigen Kirche begraben. Ihm folgte sehr bald, am 17. 1. 1722, „des Pfarrers liebgewesenes Söhnlein“ Friedrich Wilhelm, 4½ Jahre alt, und sechs Tage später sein jüngstes Kind, Helfrich Andreas, nicht ganz zwei Jahre alt. Die Pfarrfrau bittet den Allmächtigen um Trost und eine Nachfahrt in den Himmel; am 10. 2. 1735 trug man auch sie zu Grabe.

Im Juni 1721 zog der neue Pfarrer, **Johann Georg Hermann** aus Biedenkopf mit seiner Frau ins Pfarrhaus ein. Hermann war 1707 bis 1714 in Lixfeldtätig, dann in Niederweidbach, von wo er nach Waldgirmes kam. Drei Kinder wurden ihm hier geboren. 1722 eine Tochter Maria Wilhelmine Magdalene, 1724 ein Sohn Friedrich Wilhelm und 1727 ein Sohn Ernst Helfrich. Die Freude über die wachsende Familie währte auch diesmal nicht lange. Nur 43 Jahre alt war Pfarrer Hermann, als man ihn am 22. 2. 1729 auf dem Friedhof bei der Kirche zur letzten Ruhe legte. Sein letztes Kind wurde erst nach dem Tod des Vaters geboren. Als zwei Jahre später eine Seuche reiche Ernte hielt, verschonte sie auch die beiden jüngsten Kinder des Pfarrers nicht. Am 15. 4. 1734 wurde die Mutter von Pfarrer Hermann in Waldgirmes begraben.

Der Nachfolger Pfarrer Hermanns war kein Fremder für Waldgirmes, nämlich **Johann Hüffel**, der Sohn von Joh. Phil. Hüffel, am 22. 2. 1706 in Niederweidbach geboren. Die Ehe Pfarrer Hüffels war mit Kindern reich gesegnet. Doch auch sie wurden nicht alle alt; in den Sterberegistern finden sich die Namen von dreien der Geschwister. Hüffel selbst wirkte im Kirchspiel 32 Jahre. Er starb 1761.

Ihm folgte sein Sohn, der am 26. 12. 1730 in Waldgirmes geborene **Johann Wilhelm Christlieb Hüffel**, der zwei seiner Schwestern in der heimischen Kirche traute. Seine eigene Ehe mit Jungfer Anna Elisabetha Kriegsmann wurde am 10. 1. 1764 in Gladenbach geschlossen. Der Ehe entsprangen drei Söhne. Auch diese Familie wurde rasch auseinandergerissen, und zwar durch den Tod der jungen Mutter. Am 1. 2. 1774 heiratete Hüffel in zweiter Ehe die Schwester seiner verstorbenen Frau, die ihm eine Tochter schenkte. 1776 ging Hüffel als Oberpfarrer nach Gladenbach.

Sein Nachfolger in Waldgirmes wurde Pfarrer **Wolrath Ludwig Werner**, geboren in Königsberg, von 1770 bis 1776 Pfarrer in Lixfeld. Bis zu seinem Tod 1821 blieb er in Waldgirmes. Er war verheiratet mit Maria Florentina geb. Buchmann. Aus seinen Jahren fehlen im Kirchenbuch die Eintragungen der Geburten und der Sterbefälle teilweise, oder sie sind nicht mehr zu entziffern. Jedoch scheint die Ehe mit einer Reihe von Kindern gesegnet gewesen zu sein. Drei Geschwister starben in hohem Alter ledigen Standes; eine Tochter heiratete den Großherzogl. Förster Friedrich Ruppertsburg zu Frohnhausen (Krs. Biedenkopf) und starb im Alter von 79 Jahren in Lixfeld. Pfarrer Werner selbst verstarb 79-jährig am 16.7.1821.

Sein Nachfolger war sein Schwiegersohn, der Mann seiner Tochter Helene, der Predigerhelfer **Heinrich Engelhard August Raabe**, der Pfarrer Werner zur Unterstützung zugeteilt war. Raabe kam als Kandidat der Theologie aus dem Hannoverschen. Seine älteste Tochter, Sophie Friederike Wilhelmine Ernestine, geb. 23.11.1817, war die spätere Hebamme Sophie Raabe. Der Name Raabe erlangte für die Gemeinde größere Bedeutung durch des Pfarrers Sohn Karl Heinrich, geb. 1820, der das Schreinerhandwerk erlernte, Kath. Elis. Krach von Heuchelheim heiratete und auf den eine Reihe von Familien in Waldgirmes zurückgehen, wenn auch nur wenige noch den Namen Raabe führen. Die Eheleute hatten mehrere Töchter und einen Sohn, August Raabe, der wie sein Vater Schreinermeister war und eine Gastwirtschaft besaß, die noch heute blüht.

Die alte Hebamme Luise Schmidt war eine Nichte der Sophie Raabe, auf die der Hausname „Sufis“ zurückgeht. Der Pfarrgehilfe Raabe muß 1822 in die Lautergasse gezogen sein, in das „ahle Perrnersch Haus“, denn in diesem Jahr zieht in das Pfarrhaus ein neuer Pfarrer ein:

Heinrich Karl Friedrich Köhler war vorher 6 Jahre lang in Homberg a.d. Ohm, danach 10 Jahre lang in Lixfeld tätig gewesen. Auch ihm war keine lange Wirksamkeit in Waldgirmes vergönnt. Schon am 13.8.1832 wurde er im Alter von 51 Jahren aus diesem Leben abberufen. Von seiner Familie wissen wir nichts. Und doch erzählte mir vor wenigen Tagen ein 90-jähriger nach mündlicher Überlieferung von diesem Pfarrer, wie schwer er und seine Nachkommen geschlagen waren von der „Auszehrung“, der „ahlen Perrnersch-Krankheit“, die vor Köhler wohl schon viele Bewohner des Waldgirmeser Pfarrhauses hingerafft hatte. Junge Frauen waren am Kindbettfieber gestorben. Kindern an den Blattern, der „Bräune“ (Diphtherie) und wohl auch an der Tuberkulose. Ähnliche Schicksale wie das der Familien im Pfarrhaus erlebten auch die Bewohner der beiden Mühlen von Waldgirmes, der Schwalbenmühle und der Haustädtermühle. Erst mit dem Fortschritt der modernen Medizin wurde hier und auch in den Pfarrhäusern das Leben gesünder.

Der neue Pfarrer von Waldgirmes, **Wilhelm Wolf**, hatte ein bewegtes Leben. Er war am 30.9.1771 in Gießen geboren, Sproß eines „uralten Geschlechts“. Sein Wahlspruch war: „Siehe auf die Weisheit viel, doch viel mehr auf die Tugend!“.

Seine erste Pfarrstelle bekam er in Winnerod in Oberhessen. Dort wirkte er von 1797 bis 1816. Bei seinem Amtsantritt heiratete er die Tochter seines Amtsvorgängers, Charlotte Berger. Seine Frau zog sich durch eine Erkältung eine Krankheit zu, durch die sie lange Zeit gelähmt im Bett zubringen mußte, bis der Tod sie 1811, als sie erst 45 Jahre alt war, erlöste. Danach heiratete der Pfarrer die Tochter seines Schwagers, Henriette Berger, die ihm drei Buben und drei Mädchen schenkte.

Im März 1816 zog die Familie nach Wieseck. Sechs Jahre später riß der Tod die erst 32jährige Mutter aus dem Kreis der Familie, als das älteste Kind noch nicht 10 Jahre alt war. Der Mutterlosen nahm sich die Schwester der Verstorbenen an, Luise Berger, die dann Pfarrer Wolfs dritte Frau wurde. 1833 kam Pfarrer Wolf nach Waldgirmes mit seinen „wesentlich besseren Einkünften“. Den Umzug hatte der 60jährige Pfarrer vorbereitet, indem er wiederholt von Wieseck nach Waldgirmes gewandert war. Nun folgte ihm seine Frau mit Minna, dem Nesthäkchen, während Wilhelm die Universität Gießen besuchte und Hermann mit Emma und Lina in Wieseck blieb, solange noch die Grünfütterung für das Vieh dauerte; dann kamen die drei samt der Kuh nach. Anscheinend ist der sehr temperamentvolle Pfarrer Wolf mit seinen beiden neuen Gemeinden Waldgirmes und Naunheim nicht allzu gut ausgekommen. Sechs Jahre später siedelte er nach Eickelsdorf bei Nidda über, wo er 1843 sein 50jähriges Amtsjubiläum beging und wo er im Mai 1847 begraben wurde, seinem Wunsch gemäß in der Morgenfrühe „im Morgenglanz der Ewigkeit“.

In Waldgirmes folgte ihm Pfarrer **Ludwig Wilhelm Karl Simon**. Als Sohn des Pfarrers Simon in Fulda geboren, kam er von Lohrbach bei Kirdorf am 25. 10. 1838 in die neue Stelle. Er war verheiratet mit Caroline geb. Ebel, die ihm sieben Kinder schenkte. Das letzte wurde erst nach dem Tod des Vaters geboren. Pfarrer Simon starb am 3. Mai 1851, 43 Jahre und 5 Monate alt. Es heißt von ihm, daß er segensreich gewirkt habe. Wieder wurde ein junger Pfarrer im Pfarrhaus beweint und in der Gemeinde betrauert.

Nach ihm kam Pfarrer **Julius Ebel** am 1. 4. 1852, vorher Vikar in Grünberg und Kaplan in Homberg a.d. Ohm, verheiratet mit Emma geb. Simon. Einen in Homburg geborenen Sohn trugen sie im Januar 1854 in Waldgirmes zu Grabe. Drei Töchter wurden dem Ehepaar noch geschenkt. 1866 zog Ebel mit seiner Familie nach Steinfurth.

Nach ihm kam Pfarrer **Friedrich Seibel**. Geboren am 28. 9. 1823 zu Darmstadt, war er 1845 bis 1856 Vorsteher eines Privatinstituts für Mädchen in Darmstadt, 1856 bis 1857 Verwalter in Götzenheim, 1857 bis 1859 Verwalter in Münster bei Lich und dann bis 1866 Pfarrer in Wahlen Krs. Alsfeld. Am 10. Juli nachts um 12 Uhr zog er in Waldgirmes ein, wie er selbst vermerkt, „mit viel Liebe empfangen“, obwohl in Waldgirmes große Aufregung herrschte: Die hessischen Waldgirmeser hatten eine preußische Nachschubabteilung entworfen, und nun waren die Preußen gekommen, die Übeltäter zu suchen. 17 Jahre, bis zu seinem Tod am 19. 4. 1883, wirkte Pfarrer Seibel in der Gemeinde. Er fand seine letzte Ruhestätte auf dem alten Friedhof in der Schellerstraße, dort wo heute

die Trauerweide hinter dem Ehrenmal steht. Seine Frau Emma geb. Kamm, überlebte ihn um 45 Jahre. Sie starb am 8.1.1928 in Gießen; ihr Sarg stand aufgebahrt auf dem Pfarrhof. Ihrem Wunsche gemäß wurde sie in ihrer alten Gemeinde beerdigt.

Seibels Nachfolger in der Gemeinde wurde Pfarrer **Eduard Spieß**, geb. 18.12.1835 in Bad Ems. Er wirkte in Nassau als Kaplan, als Pfarrer in Fleisbach und in Frohnhausen (Dillkreis). Er war verheiratet mit Berta Luise geb. Anthes. In Waldgirmes wurden den Eheleuten zwei Söhne geboren: am 27.4.1885 Paul* Otto Eugen, der schon mit 25 Jahren verstarb, und am 23.8.1886 Otto Wilhelm Ludwig, der später als Apotheker in Leipzig war. Spieß zog auf den Pfarrsynoden gegen den großen Branntweinverbrauch zu Felde. Er verließ Waldgirmes auf eigenen Wunsch, damit die Söhne leichter studieren konnten, am 1.4.1894.

Bis zum 16.9.1894 war die hiesige Pfarrstelle verwaist; die anfallenden Amtshandlungen und sonntäglichen Gottesdienste nahmen sich die benachbarten Pfarrer an.

Am 16.9.1894 kam als neuer Pfarrer der 32-jährige **Reinhard Rumpf** mit seiner Frau Ernestine Mathilde Luise geb. Thiel. Im Februar 1895 taufte er sein Töchterchen Anna Luise Martha. Dann traf auch diese Familie großes Leid, als der Pfarrer schwer erkrankte. Diesmal ging der Tod am Pfarrhaus vorbei, jedoch verließ Pfarrer Rumpf Ende 1896 Waldgirmes und tauschte seine Stelle mit Pfarrer **Gustav Schmidt** von Heckholzhausen.

Pfarrer Schmidt kam mit seiner Frau Margarete geb. Schneider, seinen drei Kindern (Wilhelm, geb. 27.1.1888, Hedwig, geb. 2.6.1891 und Otto, geb. 10.6.1895) und seiner Dienstmagd Justine Henkel. Vielen alten Waldgirmesern ist diese Familie noch in Erinnerung, zumal die Kinder hier die Schule besuchten. Die Familie mag im Pfarrhaus schöne Jahre verlebt haben, obwohl die Pfarrfrau viel Sorge hatte um die Gesundheit ihres Mannes. Diesem wurde schon am 6.5.1907 der Pfarrvikar Deitenbeck, bisher in Kroppach tätig, geb. 11.3.1861, beigegeben. Ihn löste im Mai 1909 **Vikar Otto Anthes** ab, der bis daher in Simmersbach tätig war. Pfarrer Schmidt wurde vorzeitig in den Ruhestand versetzt und verließ am 4.10.1909 seine beiden Gemeinden Waldgirmes und Naunheim. Diesmal nahmen die Wagen, die das irdische Gut der Familie geladen hatten, den Weg durch die schmale, holprige Pfarrgasse in Richtung Marburg.

Am 1.3.1910 wurde Otto Anthes, geb. 7.1.1880 in Diedenbergen bei Wiesbaden, amtierender Pfarrer des Kirchspiels. Im August 1913 heiratete er die Krankenschwester Minna Hengesbach, geb. 15.10.1880 in Struthütten, Krs. Siegen. Nach einem Jahr brach der erste Weltkrieg aus, in dem das Pfarrhaus viel Leid mitrug, das in die Häuser der Gemeinde einkehrte. Viele Tränen wurden in der Studierstube des Pfarrers geweint, wenn die Angehörigen der Gefallenen kamen um einen Gedächtnisgottesdienst zu erbitten. Am 28.5.1916 lag nach längerer Zeit wieder ein Kind in der Wiege im Pfarrhaus, Martha, dem am 20.4.1921 ein Schwesterchen Annelies folgte. Etwa 40 Jahre lang wohnte

Pfarrer Anthes mit seiner Familie im Pfarrhaus, 40 Jahre, in denen zwei Weltkriege viel Not und Leid brachten. Im September 1950 trat Pfarrer Anthes in den Ruhestand und zog in ein Privathaus. Er verstarb am 5.2.1959 infolge eines Unfalls. Er wurde vor dem Altar seiner alten Kirche aufgebahrt. Hier nahm die Gemeinde Abschied von ihrem langjährigen Seelsorger. Beigesetzt wurde er in Schlat bei Göppingen (Württemberg), an der Wirkungsstätte seines Schwiegersohns, wohin auch seine Frau und die zweite Tochter zogen.

Im Herbst 1950 bezog das Pfarrhaus Pfarrer **Paul Preis** mit seiner Frau und drei Söhnen. Auch ihnen wurde das stille Pfarrhaus, vor dessen Haustür ein mächtiger Birnbaum stand, zur Heimat.

Während 250 Jahre haben neben den Pfarrern mit ihren Familien auch Gäste aus allen Fernen in diesem Haus gewohnt. Missionare, Gastprediger und neben den Leuten geistlichen Standes auch viele, die den Kriegsrock trugen.

Viel Einquartierung hatte die Gemeinde 1745 im Österreichischen Erbfolgekrieg. Es wird berichtet, daß am 16. Juni über 3000 Mann Hannoveraner, Österreicher und Holländer hier lagen. Dann hat „ganz Frankreich hier gestanden und in diesem Dorf von Loh bis Heuchelheim, doch meistens im Brachfeld versteckt“.

„Danach kam der Siebenjährige Krieg. 30.5.1759 auf dem Marsch ins Hessen-Casselische hier 1600, Naunheim 1460 Soldaten auf einmal im Quartier. Ich, Pfarrer Hüffel bekam ins Haus drei Marquise de Sec, den Feldmarschall de Lamp mit 22 Bedienten, zehn kostbar gezierten Maultieren und acht Pferden; ich mußte meine Kuh anderswo unterbringen“, berichtet die Chronik. Danach war ein Major im Pfarrhaus. Am 18.9.1759 rückten die Schwarzen Husaren vom Jägerkorps hier ein und kampierten im Feld bei der Haustädter Mühle. Am 28.9. wurden die Franzosen zurückgedrängt über die Lahn, die mit Friedrich dem Großen verbündete alliierte Armee lagerte in den Dörfern. General von Wangenheim logierte beim Fürsten Schenk zu Hermannstein. Große Einquartierung bekam Waldgirmes und das Pfarrhaus am 29.9.1759: Sieben Wochen lang lag der Prinz von Bayern (muß heißen „Bewern“, offensichtlich handelt es sich um einen Fehler beim Abschreiben) hier im Pfarrhaus. Er wurde abgelöst von General Kinsley, dieser wiederum von Major Hebron und für drei Wochen von General Treves. Nach dem 2. Advent wurden wegen der Kälte drei Regimenter drei Tage lang hier einquartiert, das 1. Regiment, das des Oberst von Pleße, das 2. von Stolzenberg, das 3. das Leibregiment von Hessen. „Manche Einwohner hatten 20 bis 40 Gäste im Haus“.

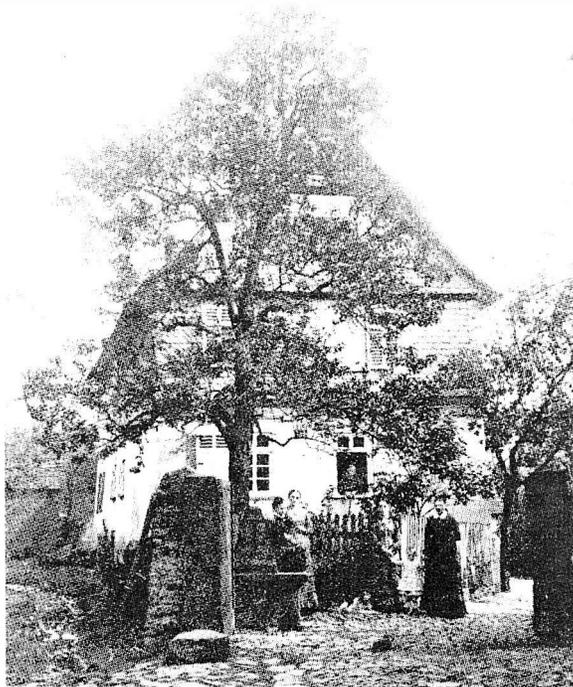
Danach kam die Französische Revolution. 1796 wurde unsere Heimat von den Franzosen besetzt. 1797 mußte unsere Gemeinde über 6000 fl. aufbringen für die Verpflegung der hier in Waldgirmes liegenden Franzosen. Bei Pfarrer Werner wohnten die französischen Offiziere. In den folgenden Jahren kamen immer wieder andere Truppenverbände hier ins Quartier, besonders bei dem Marsch Napoleons nach Rußland.

Nach der Völkerschlacht bei Leipzig kam unsere Heimat gar nicht mehr zur Ruhe. Soldaten vieler europäischer Staaten marschierten über unsere Straßen,

darunter polnische und russische Divisionen. 1813 waren russische Offiziere im Pfarrhaus einquartiert, wie aus einer noch vorhandenen Jahresrechnung hervorgeht; dem Pfarrer wurden als Entschädigung für die Einquartierung von der Gemeinde 98 fl. ausgezahlt; das war damals viel Geld.

Dann hatte das Pfarrhaus bald 100 Jahre lang Ruhe. Einquartierung erlebte es erst wieder bei den Kaisermanövern vorm ersten Weltkrieg und mehrmals im zweiten Weltkrieg; gewöhnlich logierten die Offiziere im Pfarrhaus. So sind die Menschen vieler Nationen hier ein- und ausgegangen, gar oft ohne sich mit den Bewohnern verständigen zu können.

Besonders die alte Stube, der älteste Teil des Pfarrhauses, ist Zeuge von vielem, was sich hier zutrug.



Pfarrhaus in Waldgirmes um 1880

Der Bericht wurde 1963 von Hedwig Schmidt geschrieben. Über die Geschichte des Pfarrhauses ist nachzutragen, daß Pfarrer Paul Preis am 1. November 1967 in den Ruhestand verabschiedet wurde und am 14. Dezember 1967 mit seiner Familie nach Wetzlar verzog.

Das Pfarrhaus mit dem 15,9 Ar großen Grundstück wurde an den Landwirt Alfred Rauber, der dem Pfarrhaus gegenüber in sehr beengten Verhältnissen lebte, für ca. 40.000, — DM verkauft. Vom Januar 1968 bis Februar 1971 bewohnte Alfred Rauber mit seiner Familie als letzter das 250-jährige Gebäude. In den Tagen vom 26. bis 28. Februar 1971 wurde das für die Einwohner von Waldgirmes so geschichtsträchtige Haus abgerissen. An der gleichen Stelle, wo das alte Pfarrhaus gestanden hatte, errichtete Alfred Rauber ein modernes Wohnhaus und auf dem südöstlichen Teil des Grundstücks eine Scheune mit Stallungen.

Erwin Schmidt

Eine Dorlarer Kirchenrechnung von 1636

von Emmi Odenwald

Was in einem Pfarrarchiv alles verborgen liegen kann, haben wir vor einiger Zeit erfahren dürfen. Nicht zuletzt ist es unserer verstorbenen Vorsitzenden, Frau Hedwig Schmidt, zu verdanken, deren unermüdliches Schaffen und Forschen es ermöglichte, alle Akten des Dorlarer Pfarrarchivs zu sichten und zu ordnen. In verstaubten Räumen, alten Schränken und Regalen waren Akten und Bücher verborgen, die bis zu 400 Jahre alt und teils noch älter waren. Über mehrere Wochen hinaus haben wir an verschiedenen Tagen die verstaubten Akten vom größten Schmutz befreit, und Frau Schmidt hat diesen Berg von Arbeit noch kurz vor ihrem Tode bewältigt. Es dürfte jedem klar sein, daß eine solche Arbeit fast unbezahlbar ist. Die Akten sind in ordentlichen Schränken und Räumen sortiert, gebündelt und teilweise auch neu beschriftet untergebracht und werden der Nachwelt so besser erhalten bleiben.

Was bei dieser Arbeit alles zu Tage gefördert werden konnte, ist hochinteressant. Nehmen wir uns einmal die älteste noch im Original erhalten gebliebene Kirchenrechnung vor: Vergilbt, zerschlissen, sogar wurmdurchlöchert und schwer lesbar. Dank unserer verstorbenen Vorsitzenden wurde sie in lesbares Deutsch übersetzt. Die Rechnung stammt aus dem Jahre 1636, also aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Sprechen wir kurz einmal über jene Zeit, wo Not und Elend unter den Dorfbewohnern kaum noch zu übertreffen waren. Die Pest, die mehrere Jahre ihre Opfer gefordert hatte, war gerade erloschen. Sie hatte auch den damaligen Pfarrer der Gemeinde, Carolus Dünch, dahingerafft. Auch die meisten Einwohner der Gemeinde waren der Seuche zum Opfer gefallen. Lehrer Brückmann schreibt, daß von 48 Familien im Jahre 1629 ca. 15 Jahre später nur noch fünf Familien im Dorfe lebten. Von den Häusern im Dorf war kaum noch eins bewohnbar. Als im Jahre 1636 Pfarrer Georg Hoch sein Amt antrat, war in Dorlar keine brauchbare Wohnung für ihn vorhanden und er mußte notgedrungen in Atzbach ein kleines Bauernhaus beziehen.

Unter Pfarrer Hoch wurde Hans Conrad Crombach Kastenmeister. Wir fragen heute, was ist ein Kastenmeister? Er verwaltete die Kirchenkasse und führte über alle Einnahmen und Ausgaben über alle Steuern und Abgaben und über Zinsen für geliehenes Geld aus der Kirchenkasse Buch. Dabei waren es nicht nur Dorlarer und Atzbacher Bürger, die Zahlungen an die Kirchenkasse zu leisten hatten, auch Auswärtige, die hier Besitz hatten, wurden zur Kasse gebeten.

Zu den Namen, die wir in der Kastenrechnung finden, wäre einiges zu sagen: In Dorlar sind die „Gebauer“, „Arhelg“, „Wirth“, „Zehnter“, „Schönberger“, „Stammel“, „Dokter“, „Crombach“ und noch einige andere längst ausgestorben oder weggezogen; dagegen sind die „Groh“, „Schneider“, „Schmidt“, „Schäfer“, „Fiedler“ und „Oestreich“ heute noch hier ansässig. Auch die Flurnamen, wie „Fried“, „Fahr“, „Au“, „Ring“, „Gerhards Hecken“, „Hohlen Grund“, „Girmeser Weg“, „Lohfeld“, „Kellersbach“ und „Lehmenkaut“ gibt es heute noch. In Atzbach ist es ähnlich. Die Familiennamen „Rüffel“, „Probächer“, „Christmann“ und „Seip“ gibt es dort nicht mehr, aber die „Puhl“, „Mank“, „Becker“, „Weber“ und „Koch“ haben sich bis heute gehalten.

Wir lesen in dieser Rechnung viel von „Wittiben“ und „Erben“, ein Zeichen dafür, daß viele Familienväter nicht mehr lebten. Den wenigen verbliebenen Einwohnern ist es dann schwer gefallen, ihre Abgaben zu zahlen.

Was war der Kastenmeister Hans Conrad Crombach für ein Mann? Er war 34 Jahre alt, als er die Kastenrechnung schrieb. Wir wissen von ihm, daß er im Jahre 1649 als 47jähriger starb. Sein letzter Nachkomme, ein Urenkel, ist wahrscheinlich von Dorlar weggezogen, denn im Sterberegister ist von diesem kein Eintrag zu finden. Sicher ist Hans Conrad Crombach des Lesens und Schreibens kundig gewesen, obwohl es in Dorlar damals noch keine Schule gab. Die Dorlarer Kinder mußten nach Atzbach in die Schule gehen, was nicht immer geschah.

Die Rechnungen, die Crombach schrieb, mußten aber auch stimmen, denn am Schluß der Aufzeichnungen lesen wir, daß seine Eintragungen im Jahre 1644 überprüft wurden. Die nächsten uns bekannten Kastenrechnungen stammen aus den Jahren 1650 und 1697. Sie wurden von Carol Schneider bzw. Georg Groh geschrieben. Alle anderen Kastenrechnungen scheinen verlorengegangen zu sein.

Zum besseren Verständnis des nachfolgenden Schriftstückes einige Erläuterungen:

1 fl. = 1 Gulden = 27 bis 30 Albus. 1 Albus = ca. 8 Pfg.

Pension = Zinsen

Receß = Bestand (vom Vorjahr)

Dantes = Geber (Abgabepflichtiger)

lat. = Latus = Ertrag der Seite.

ibidem = daselbst.

Item = ebenso.

modo u. itzo = jetzt.

„DORLAR

Kastenrechnung Einnahm und Ausgab
Hans Conrad Crombach, Kastenmeister
vom Jahr 1636.

Einnahm gelt (Geld) ablösiger Pension.

Seite 1

20 Albus 2 Pfg Ludwig Deiß modo Henrich Arhelg Unterpfand ein Baumgarten im Pfarrhof.

½ fl. Hillarius Wirth modo Henrich Gebauer von 10 fl. Capital Unterpfand ein Garten jenseits der Lahn am Fahr.

4 Albus 1 Pfg Deiß Zehnder modo Dietrich Schönberger, Leonhard Stammels Wittib und Henrich Stammels Wittib von 3 fl. Unterpfand eine Wiese an den drei Vierteln auffem Fried.

½ fl. Hans Bruders Erben — sind Adam und Eritgen seine Schwester von 10 fl. Capital. Unterpfand einen Weinberg an Caspar Becker — Item eine Wiese in der Kahn an selben.

½ fl. Nicolaus Mank Erben von 10 fl. Capital sind Martin Koder, ist Schultheiß zu Atzbach, Margaretha, Henrich Ruffels Wittib. Item Peter Probächer und Dittmar Mank, Unterpfand ein Setzlingsbeet am kleinen Sand.

½ fl. Conrad Best modo Caroli Dünchen seine Erben — Unterpfand eine Wiese im Greben.

6 Albus 6 Pfg Peter Weber modo seine Erben, sind an itzo Joh. Ludwig Weber und seine Schwester Elsen.

Summa lat. 3 fl.

4 Albus

4 Pfg.

Einnahm gelt ablösiger Pensionen.

Seite 2

17 ½ fl. Wilhelm Schneider von 350 fl. Unterpfand alle Güter so von Junkern Hans Philipp erkaufte. Item ½ Morgen Wiesen in der Kesslers Wiesen. Item ein halb Morgen Wiesen in der Au, Kesslers Gut. Item ein Morgen Acker im Grund — von dem Capital nimmt aber an Ludwig Gimpel 50 fl., gibt davon Pension 2 ½ fl. — ist aber noch Obligation dafür eingegeben worden. Item Hans Wilhelm Koch nimmt hiervon auch dem Capital ab 20 fl. — gibt davon 1 fl. Pension — bleiben also Wilhelm Schneider ihm Capital 280 fl. gehen 14 fl. Pension davon.

5 fl. Pension Ludwig Wagner von 100 fl. Capital. Unterpfand ein Morgen Acker auf der Ring, ¼ Acker in der Niederau an Michael, ½ Viertel Wiesen im Feist Winkel an Hans Pfulen — ¼ auf der langen Hecken an Wilhelm Gimbeln — ½ Viertel Acker an der Rüdling an Ludwig Keller.

2 ½ fl. Georg Schmidt von 50 fl. — Unterpfand 1 ½ Viertel auf der Hohlen an Michael Jungen. Item 1 ½ Viertel ibidem an Johann Dudenhöfer.

6 fl. 6 Albus 6 Pfg Ludwig Schäfers Erben von 125 fl. — Unterpfand alle ihre Äcker so sie von Junker Rudolf erkaufft. Item 3 1/2 Viertel an den Gerhards Hecken — Item noch 3 Viertel am Girmeser Weg an Balthasar Schmidt.

Summa lat: 31 fl.

6 Albus

6 Pfg.

Einnahm gelt ablösiger Pensionen.

Seite 3

5 Fl. Marcus und Michael Pful von 100 fl. — Unterpfand ein 1/2 Morgen Acker am Holderstück an Johann Freitag. Item 1 1/2 Viertel Wiesen bei dem Brauhaus. Item 2 1/2 Viertel auf dem Hofacker. Von den 100 fl. Capital nimmt ab Herr Carl Dünchen modo seine Erben — 25 fl. von Marcus Pful, von Michael Pful Erben mit Namen Hans Besten Pful — nehmen Herr Caroli Dünchen Erben ab 10 fl. Capital, so bleibt also Marcus Pful an Capital 25 fl. — Hans Besten Pful aber 40 fl. Capital, geben gebürliche Pension davon 1 fl. 6 Albus — Philipp Pfeiffen Wittib von 25 Gulden, Unterpfand ein Acker und Baumgarten im Gerhardt.

3 fl. 6 Albus 6 Pfg Rühl Dokters Erben modo Hans Henrich Gebauer von 65 fl. Capital — Unterpfand all ihre Güter, Gärten so von Junkern Rudolfen erkaufft.

3 fl. Ludwig Gissels Wittib von 60 fl. — Unterpfand einen Garten hinter dem Schafstall, Item eine Wies stößt auf den Kleenacker. Diesen Posten nehmen Herr Caroli Dünchen seine Erben an und müssen ihn abstatten.

6 fl. 6 Albus 6 Pfg Herr Philipp und Hans Wilhelm Koch von 125 fl. Capital — Unterpfand (?) ut in likeis.

Summa lat.: 18 fl.

Summa aller Pensionen: 53 fl.

20 Albus

4 Albus

2 Pfg.

1 Pfg.

Einnahm gelt (Geld) Zins:

Seite 4

13 1/2 Pfg Bernhard Weber aus der Spitz.

13 1/2 Pfg Herr Hansen Erben — ebenso ein alter Weinberg.

4 1/2 Albus Johann Güsel (Gissel) von Johannchen Heißen modo Joh. Ludwig Güsel, Ludwig Stammel, Hans Wilhelm Koch, danach Johannes Heißen Erben — Herr Josten Hutwelkers Wittib Engen.

Item Philipp Stammel und Ludwig Heiß.

2 Albus 2 Pfg ibidem von einem alten Weingarten Dantes sind obgedachte Erben.

3 Albus 3 Pfg Stephan Reuters Erben Dantes sind modo Herr Caroli Dünchen seine Erben von einem Weinberg im Grund.

3 Albus 3 Pfg Der Weinberg, der Schmidt genannt, dantes sind Johann Ludwig Güsel, Hans Conrad Crombach, Pauly Stammel, Ludwig Schäfers Erben, Hans Henrich Gebauer und Beckers Enders Erben von Waldgirmes.

3 Albus 3 Pfg Henrich Enders Weinberg, Dantes sind Hans Conrad Crombach, Georg Peter Groh, Johann Ludwig Güsel, Hans Fideler, Best Dokter, Herr Leonhard Steingässer — wegen seines Stiefsohnes — und Johannes Heppen Erben.

1 Albus 1 Pfg Martin Rühl modo Best Dokter und Philippen Tochter aus dem Hohlen Grund.

3 Albus 3 Pfg Balthasar Schmidts Weinberg.

Summa lat.: 24 Albus

5 Pfg.

Einnahm gelt Zins:

Seite 5

2 Albus 2 Pfg Martin Stammel modo Dietrich Schönberger von einem Weinberg im Grund. 3 Albus 3 Pfg ein Weinberg beim Heyligenhaus zu Atzbach, Dantes 2 Pfg Dudenhöfer.

2 Pfg Ludwig, 13 Pfg Martin Christmann,

7 Pfg Hans Deis — Item Balthasar Seip Junior und seine Consorten.

Summa lat.: 5 Albus

5 Pfg.

Einnahm gelt aus verkauftem Korn aus dem Lohfeld:

Seite 6

1 Mest Balthasar Schmidt auf der Kellersbach.

1 Mest Hans Pauly modo Eberhard Paulussen Erben.

1 Mest Hillary Wirth ibidem modo Hans Henrich Gebauer.

4 Mesten Jonas Kroh modo Georg Leib gibt hieran 2 Mesten.

2 Mesten Johann Daschen Erben von Kinzenbach vom Glockenstrang.

Einnahm gelt aus verkauftem Hafer aus dem Lehmenkauter Feld:

4 Mesten Kesselers Erben.

4 Mesten Die Schmidts Erben.

1 Mest Hans Conrad Crombach.

1 Mest Balthasar Schmidt.

Einnahm aus Öhlen (Öl) ständig:

Seite 7

7 Albus 4 Pfg 1 Mest und ½ Sechter (7 Liter) die Mest 6 Albus.

Dantes:

3 Albus $\frac{1}{2}$ Mest Hans Conrad Crombach und Hans Henrich Gebauer aus ihren Höfen so von Hillarius Wirthen und Herrn Johann Koch herrühren.

3 Albus $\frac{1}{2}$ Mest Enders Martin von Arnolden — ist ein Acker ist genannt beim Kirchpatt, Dantes: Ludwig Gimpel und seine Consorten,

1 Albus Johann Ludwig Funk, 1 $\frac{1}{2}$ Albus Hans Döringer wegen Enders Martin ein Albus.

1 Albus 4 Pfg Philipp Schäfer aus seinem Hof von 1 $\frac{1}{2}$ Sechter Öl.

Summa lat.: 7 Albus

4 Pfg.

Einnahm gelt außwärts:

Seite 8

$\frac{1}{2}$ Albus den Teufels Erben von einem Acker auf der Ring.

$\frac{1}{4}$ Albus Jonas Kroh ibidem modo Georg Leib.

$\frac{1}{2}$ Viertel Hans Dokter und Peter Weber modo die Erben aus ihren Weinbergen.

$\frac{1}{2}$ Viertel Balthasar Schneiders Weinberg.

$\frac{1}{2}$ Albus Jost Beckers Weinberg, Dantes: Melchior Beckers Erben und Ludwig Schäfer.

$\frac{1}{2}$ Albus Hillary Wirthen Weinberg, Dantes: Hans Henrich Gebauer.

$\frac{1}{2}$ Albus Henrich Stammel modo Pauly Stammel.

$\frac{1}{4}$ Viertel Johann Dokters Weinberg modo Philipp Heinßen Wittib.

3 Viertel Philipp Heinßen Wittib von einem Weinberg.

$\frac{1}{2}$ Albus Georg Belloofs Hegelbach, Dantes: Henrich und Leonhard Stammels Wittiben.

$\frac{1}{2}$ Albus Conrad Daschen Weinberg ist Johannessen Oestreich (zu) gefallen.

$\frac{1}{4}$ Balthasar Döring auf dem Berg.

$\frac{1}{2}$ Albus Stephans Erben von drei Vierteln.

1 $\frac{1}{2}$ Albus Hans Conrad Crombach und Hans Henrich Gebauer aus ihren Höfen, so von Herrn Johann Kochen und Hillary Wirthen herrühren.

3 Viertel Martin Rühl modo Best Dokter und Philippen Tochter — Item Ludwig Dokter von Dutenhofen auf dem Hohlen Grund.

Summa an Pfründen macht 7 $\frac{1}{2}$ Albus

Summa an gelt (Geld): 1 fl.

10 Albus

4 Pfg.

Einnahm gelt außwärts:

Seite 9

1 Albus Josten Erben — modo Wilhelm Schneider seine Erben aus ihrem Hof.
 1/2 Albus Johann Güsel und Johann Heiß vom Loh-Acker modo Johann Ludwig Güsel, Hans Wilhelm Koch — Item Herr Josten Hutwelkers Wittib und Philipp Stammel.

1/4 Die Hahn Erben aus der Oberring.

1 Albus dieselben aus der untersten Ring.

2 Albus Die Heißen Müllers Erben aus den Gassen — Dantes sind: Johann Ludwig Weber und seine Schwester — Item Ludwig Deisen Erben, Item Best Dokter und Philippen Tochter — Item Peter Roltzhausens Erben — Item Ebert Paulys Erben — Item Ludwig Schäfers Erben — Item Johann Braun Reuter und Velten Fidelers Erben.

1 Albus Adam Braun modo Herr Antony Koppenschmidt von einer Wiese in der Atzbacher Niederau.

1 Albus Jacob Heuser — modo — Johann Pful.

1 Albus Elsen Harse Erben zu Heuchelheim.

Summa lat. an Pfründen	7 1/2 Albus	Summa lat an gelt:	1 fl.
	und ein Viertel		11 Albus
			6 Pfg.

Einnahm gelt außwärts:

Seite 10

2 Albus die Gemein aus den beiden Wiesen modo Ludwig Gimpel und seine Consorten 2 Albus.

Item Adam Weller und seine Consorten zu Dutenhofen 2 Albus.

Item Ludwig Plitsch von Dutenhofen und seine Consorten 2 Albus.

Item Johannes Weller 1 Albus und Mibes Bieraus Erben 1 Albus.

Best Dokter und Hans Georg Crombach 1 Albus.

Item Lutz Gimpel und Arnold Ruppert wegen Hans Schneider und Caspar Harges wegen Velten daselbst 1 Albus.

2 Albus die Herbachs Wies modo die Einhaber (Inhaber) der Wies.

3 Viertel Gutens Hof zu Atzbach modo der Jud daselbst.

1 Albus Michael Jung modo die Erben und Consorten aus dem Gensenhain

Summa gelt außerdem	Summa lat.: 5 Albus 3 Viertel
und macht: 4 fl.	an gelt 1 fl.
4 Albus	1 Albus
4 Pfg.	6 Pfg.

Summa aller Einnahmen sampt (samt) dem Receß:

Seite 11

83 fl.

10 Albus

und 3 Mesten Korn.

Ausgab gelt (Geld) Dienstbesoldung:

Seite 12

10 fl. Pfarrbesoldung Herrn George (Pfarrer Georg Hoch).

12½ fl. Hauszins sintemal das Pfarrhaus zu Dorlar durch Feuer verderbt auch (der) Pfarrer allda nicht wohnen kann, und die Pfarrgüter wüst liegen und was von allda anhero herkommt mit schwerem Casten nach Heuchelheim hat führen lassen.

4 fl. 18 Albus dem Schulmeister.

4 fl. 15 Albus dem Opfermann.

1 ½ fl. dem Castenmeister.

1 fl. dem Herrn Superintendenten von dieser Rechnung abzuhören.

½ fl. diese Rechnung zu schreiben.

3 fl. Der Casten (bei)gesteuert als der neue Pfarrer offgeführt (eingeführt) worden.

Summa lat.: 36 ½ fl.

6 Albus.

Ausgab gelt verbauet:

Seite 13

15 Albus ein Bindeseil, ist genommen worden.

½ fl. Vor (für) einen zinnernen Kelch, welchen man zur Not gebraucht, ist aber genommen worden durch das Kriegsvolk.

Ausgab gelt den Armen:

4 Albus einem verbrannten (brandgeschädigten) Mann gegeben.

3 fl. 9 Albus 3 Pfg sind Herrn Philippsen Koch vom Herrn Superintendenten zu Gießen nachgelassen worden.

3 fl. 16 Albus 1 Pfg sind Herrn Caroli seine Erben anmäßig von Herrn Superintendenten Leonhard Stephani nachgelassen worden.

5 Albus sind einem vertriebenen Pfarrer von Rimmelsheim aus der Pfalz gesteuert worden.

Summa lat.: 8 fl.

7 Albus

5 Pfg.

Zufließung gult Dienstbesoldung

10 R yfuer besoldung St George

12 $\frac{1}{2}$ R Jaup zinst, finkmase Jays yfar langst zu
 derler Dureft finer zinder, also yfarer abla
 nist meiften kann, und die yfar guter nist
 ligen, und was er abla, ^{meiften} ludoant mit yfarer
 capten, nifer handfelfirn sat finen layten.

4 R 18 att dem Dofilmeister.

4 R 15 att dem Oeffnermann.

$\frac{1}{2}$ R dem Capten Meiften.

1 R dem St Superintendenten von Drefen Dref,
 undig ab zulfuren.

$\frac{1}{2}$ R Drefe Drefung zu friben.

3 R der Capten gefordert alle der Mann yfarer
 D A gefordert worden.

Summa lats. 36 $\frac{1}{2}$ R
 6 att.

Reisgag gelt xbuant.

15 att ein linden fuil, ist genommen worden.

$\frac{1}{2}$ R vor einem zinnen kalof, welchen man sich
gebraucht, ist aber genommen worden dinst des
Königs wolk.

Summa lat

1 R
1 att
+ 2

Reisgag gelt Jan Armon

+ att einen schanden man geben.

3 R att 3 R sind se pflyffen lofen von se
Superintendenten. Zu Gießen verschlossen worden.

3 R 16 att 1 R sind se Caroli se ^{hite} ~~Stephani~~ ^{Stephani}
von se Superintendenten se ~~Marcel~~ ^{Stephani} ~~Julian~~
zu Gießen verschlossen worden.

5 att sind einne schanden yferer von Armon
auf der yfaltz geschlossen worden.

Summa lat: 8 R
7 att
5 R

Ausgab gelt den Armen:

Seite 14

5 Albus sind einem Pfarrer aus Erbarmen gesteuert worden.

5 Albus sind einem Schulmeister von Hermannstein gesteuert worden.

Summa lat: 10 Albus

Ausgab gelt zur Communion:

Seite 15

15 Albus für Hostien und Wein auf Christtag.

24 Albus für Hostien und Wein auf Ostern.

22 Albus für Hostien und Wein aufs Pfingstfest.

27 Albus für Hostien und Wein St. Michaelistag.

Ausgab gelt Zehrung:

Summa lat.: 3 fl.

7 Albus.

Ausgab gelt ins gemein:

Seite 16

1 Mest Korn nachzettelt, weil Pfarrhaus nicht gebraucht wird.

Summa Summarium aller Ausgab:

Seite 17

Summa aller Ausgab: 48 fl.

13 Albus

4 1/2 Pfg

sampt einer Meste Korn.

Ein- und Ausgab gegeneinander verglichen,
übertrifft Einnahm den Ausgab mit

34 fl.

24 Albus

4 1/2 Pfg

sampt 2 Mesten Korn.

Abgehört zu Gießen den 21. Juni A. D. 1644

Petry Haberkorn

Georg Hoch, Pfr.“

Quelle:

Original-Kastenrechnung im evangelischen Pfarrarchiv in Dorlar.



Jetziges Pfarrhaus der Kirchengemeinde Dorlar/Atzbach, erbaut 1914/15

Glück auf, glück auf

The image shows a musical score for the song 'Glück auf, glück auf'. It consists of three staves of music in G major (one sharp) and 2/4 time. The melody is written on a treble clef. The lyrics are written below the notes. The first line of music corresponds to the first line of lyrics, and so on. The score ends with a double bar line and repeat dots.

1. Glück auf, glück auf! Der Stei = ger kommt! Und er hat sein hel = les Licht bei der Nacht, und er hat sein hel = les Licht bei der Nacht schon an = ge = zündt, schon an = ge = zündt.
2. Schon angezündt, es gibt ein Schein, und damit fahren wir ins Bergwerk nein.
3. Ins Bergwerk nein, wo Bergleut sein; graben das Silber aus Selsenstein.
4. Aus Selsenstein graben sie das Gold; dem schwarzbraunen Mägdelein dem sein sie hold.

Glück auf, glück auf!

„Glück auf, glück auf!“ mit diesem wohlmeinenden Gruß fängt das wohl bekannteste Bergmannslied an, das seit dem 18. Jahrhundert in ganz Deutschland verbreitet ist.

Sicherlich ist es auch von unseren Vorfahren im heimischen Raum gesungen worden, die das Eisenerz an der Lahn zutage förderten und sich dabei einfachster Abbau-Methoden bedienen mußten. So wurde das Fördergut lange noch mit dem Handhaspel heraufgewunden und der Bergmann „fuhr“, d.h. er kletterte mit seiner Ölfunzel auf Leitern in die Grube.

Daß diesem Beruf etwas Geheimnisvolles und Besonderes innewohnte, kommt in der 3. und 4. Strophe zum Ausdruck, in denen das Eisenerz mit „Silber“ und „Gold“ gleichgesetzt wird.

So mancher Steiger wird seiner Herzallerliebsten mit einem glänzenden Stück Erz imponiert haben.

Liselotte Bloh

Stahl und Eisen

Kulturgeschichtliches, wirtschaftsgeschichtliches und künstlerisches vom Eisenguß

von Hanna Kube geb. Sassmann

Was wäre unsere Welt, wenn es keinen Stahl und kein Eisen gäbe? Eine unnütze Frage und nur eine Frage, die unsere Gedanken hinlenken will auf all das, was wir dem Eisen und dem Stahl verdanken. Aus Stahl und Eisen baut sich der Mensch Maschinen, Brücken, Bahnen, Autos, Häuser, Wasserleitungen, Uhren, Töpfe, Messer, Äxte und vieles mehr.

Ohne Stahl und Eisen könnten wir heutigen Menschen nicht mehr leben. Gewiß gab es eine Zeit, da hatte der Mensch noch kein Eisen und noch keinen Stahl. Wir wissen nicht, wer das Eisen entdeckt hat. Wahrscheinlich geschah dies zur gleichen Zeit oder wenigstens annähernd zur gleichen Zeit an verschiedenen Stellen der Erde. Aber eines kann man sagen: die Geschichte des Eisens ist gleichzeitig auch die Geschichte der Kultur der Menschheit; und deshalb lohnt es sich, dem Phänomen Eisen einmal nachzugehen.

Reines Eisen gibt es nirgends in der Natur

Wir finden Eisen immer nur in Verbindung mit Sauerstoff, Kalk, Kiesel und Schwefel. Diese Verbindung nennen wir Eisenerz. Aus solchem Eisenerz besteht unsere Erdkruste zu 4,2%, also etwa zu 1/25. Dort, wo man Eisenerz findet, kommt es meist in konzentrierter Form vor. Die besten russischen und schwedischen Erze haben bis zu 70% Eisengehalt. Der Eisenberg in der Steiermark hat einen Eisengehalt von 40% und dabei wenige störende Beimengen, wie z.B. das lothringische Eisen mit seinem starken Phosphorgehalt. Das lothringische Eisen nannte man „Minette“ (Erzchen), und es wurde erst „hof-fähig“, als man lernte, das Eisen durch ein besonderes Verfahren vom Phosphor zu befreien. Die Verhüttung der Erze wurde erst danach problemlos.

Es gibt also kein reines Eisen in der Natur. „Eisen“ ist nur ein übergeordneter Begriff. Es gibt „Eisenerz“, d.h. ein eisenhaltiges Gestein.

Nun spricht man aber noch von Roheisen, Eisenguß und Stahl, und diese verschiedenen Begriffe gehen oft wirt durcheinander. Deshalb will ich zunächst eine Erläuterung der Begriffe versuchen.

Wenn man früher Holzkohle und Eisenerz und heute anstelle von Holzkohle Koks und Eisenerz in einem Ofen auf 1500 Grader hitzt, dann entsteht Roheisen und als Abfallprodukt Schlacke. Dieses Roheisen ist flüssig und man kann mit ihm in diesem Zustand noch nichts anfangen. Es ist eben „roh“. Im allgemeinen enthält Roheisen 4% Kohlenstoff, der herabgemindert werden muß, um das Roheisen weiter verarbeiten zu können. Mindert man diesen auf 3%, so erhält man Guß oder Schmiedeeisen („gus“ kommt aus dem Althochdeutschen, „gos“ = schnell oder fließend).

Bei einer Minderung des Kohlenstoffs auf 1,7% erhält man Stahl, der sich schmieden und auswalzen läßt. Stahl ist dehnungsfähiger und elastischer als Gußeisen, aber weniger hart. Die fehlende Härte versucht man dem Stahl durch plötzliches Abkühlen zu geben.

Das Eisen in der geschichtlichen Entwicklung

Verfolgen wir die Entwicklung des Eisens im Verlauf der Geschichte. **Zwischen 4000 und 3000 v. Chr. muß es in Ägypten** schon bearbeitetes Eisen gegeben haben und um 3000 v. Chr. auch in Israel und in China. Sichere Nachrichten darüber haben wir nicht. Man ist auf Funde, bildliche Darstellungen und Wandzeichnungen in den alten Grabgewölben der Ägypter angewiesen. Da sieht man z. B. Pflugscharen, Sichel, Hämmer, Meißel u.v.a. Metallgeräte mehr, die nur aus Stahl und Eisen hergestellt sein können. Auch die grandiosen Bauten der Pyramiden sind ohne den Gebrauch von Eisenwerkzeugen nicht denkbar. Man hat in dem Sarg von „Tutanchamon“ u.a. einen eisernen Dolch mit goldenem Griff gefunden, aber sonst keine eisernen Geräte. Das mag an der starken Verwitterung liegen, der das Eisenerz im Gegensatz zu den Edelmetallen (Gold, Silber, Kupfer, Bronze) ausgesetzt ist.

Auf alten ägyptischen Wandzeichnungen erkennt man auch, wie der Mensch damals aus Eisenerz Schmiedeeisen gewonnen hat. Auf einem Bild aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. sieht man einen Schmelzofen in einer Erdgrube, in den Holzkohle und Eisenerz eingefüllt werden. Durch starkes Erhitzen gewann man einen „Teig“, der in Schmieden weiter verarbeitet werden konnte.

Als **Syrien 1600 v. Chr.** von den Ägyptern unter Amenophis III. erobert wurde, war Damaskus schon eine berühmte Eisen-Stadt. Die Schwerter der Damaszener Schmiedemeister waren weit bekannt. Es wäre einmal zu untersuchen, inwieweit die damaligen Kriege schon Wirtschaftskriege waren, denn Metalle und deren Besitz spielte auch in dieser Zeit schon eine große Rolle.

Der römische Kaiser Diokletian hat später die Eisenerzeugung und Stahlbearbeitung in Damaskus weiter ausgebaut und das Land zu einem Rüstungszentrum des römischen Weltreiches gemacht. Die Römer kannten auch die Erzlager in der Steiermark und ließen dort stählerne Schwerter und Äxte machen. Es mag schon stimmen, wenn einmal gesagt wurde: „Ohne das Eisen der Steiermark wäre die Weltherrschaft Roms nicht denkbar gewesen“.

Auch die **Griechen kannten bereits 1000 v. Chr.** das Eisen und das Härten des Eisens zu Stahl. So erzählt z.B. Homer: „Wie wenn ein Schmied die Holzaxt oder das Schichtbeil taucht in kühlendes Wasser, das mit Gesprudel emporbraust, härtend durch Kunst, denn solches verleiht die Härte dem Eisen“. Oder Theophrast erzählt uns, daß die Athener rotglühendes und blankes Eisen in ein Erzgefäß tauchten und Zinn dazu taten, um, wie er sagte: „... nicht des Gewichtes, sondern des Geschmacks wegen“, d.h. die Athener stellten sich eisernes, verzinnertes Eßgeschirr her.

Die Verwendung des Eisens ist bei den Griechen sehr vielseitig gewesen. Sie machten sich aus Eisen Waffen, Gebrauchsgegenstände, Werkzeuge und

Geld. Dieses eiserne Geld aus dem 9. Jahrhundert v. Chr. scheint aber nur in Sparta eingeführt gewesen zu sein; es gab dies zunächst in Form von Stäbchen aus Eisen und erst später als geprägte Münzen.

Die Welt der Griechen und Römer ging genauso unter wie die früheren Reiche der Ägypter, Assyrer, Babylonier, Perser und Phönizier. In der nachfolgenden Völkerwanderung ging vieles über die Eisenerzgewinnung zu Grunde und verloren.

Erst nach der Völkerwanderung beginnt wieder eine neue Zeit des Eisens. Dieser Neubeginn war recht schwer, denn die Völker mußten sich zum Teil das alte Wissen erst wieder neu erarbeiten.

Sagen und Mythen um das Eisen

In den Sagen und Mythen der Germanen spielte das Eisen eine bedeutende Rolle. Am Anfang war bei ihnen der Hammer und nicht das Schwert. Den Hammer gebrauchten sie jedoch als Waffe und nicht als Werkzeug. Thor, der Gott des Donners, das Sinnbild der göttlichen Kraft und des göttlichen Zorns, schwingt den Hammer. Einst wurde ihm vom Riesen Drum dieser Hammer gestohlen, der ihn acht Meilen tief in der Erde versteckte. Aber Thor holte sich mit viel List den Hammer zurück und zerschmetterte mit diesem den Riesen Drum. Der Hammer war für die Germanen das Zeichen der Größe und Schönheit und das Sinnbild des Wichtigen. Das Eigentum eines freien Mannes reichte so weit, wie er von seiner Behausung aus den Eisenhammer werfen konnte. Kauf und Verkauf wurden durch den Hammer besiegelt, so wie es auch heute noch bei Auktionen der Fall ist.

In der germanischen Sage waren zuerst die Zwerge auf der Welt. Sie rodeten den Wald und lichteten das Dickicht. Dann kamen die Riesen und töteten die Drachen. Erst danach kamen die Helden (Germanen). Sie kannten das Eisen und schmiedeten sich Schwerter, mit denen sie die noch übrig gebliebenen Drachen töteten. Der Schmied des Schwertes nimmt in den deutschen Sagen einen breiten Raum ein. Die Gestalt von Wieland dem Schmied wurde zu einem Sinnbild des Schmiedes überhaupt.

Nach den Erzählungen der Edda war Wieland ein Königssohn, der eine Walküre geheiratet hatte. Diese Dame verläßt jedoch Wieland und er bleibt einsam in seiner Waldschmiede zurück. Er macht sich in seiner Einsamkeit Goldschmuck und aus Eisen ein Schwert. Das Schwert wird ihm von dem bösen König Nidung gestohlen, der Wieland sogar gefangen nimmt. Wieland wird in das Land der Niaren entführt, bis er eines Tages auf seinem Zauberroß entfliehen kann.

Eine andere Fassung der Wielandsage haben wir im Amelungen-Lied. Hier spielt Eisen noch eine größere Rolle als in der Edda. Nach dem Amelungen-Lied ist Wieland der Sohn des Riesen Wate. Sein Vater hat ihn in die Lehre des berühmten Schmides Mime geschickt. Mime ist gerade dabei, für Siegfried, des Frankenkönigs Sigmund Sohn, ein Schwert zu schmieden. Siegfried aber schlägt das beste Schwert, das es je gab, entzwei und schmiedet sich aus den Splittern ein neues Schwert. Wieland zieht weiter zum Weltbesten der

Schmiedezunft, dem Zwerg Alberich. Dort lernt er wichtige Dinge des Schmiedens kennen, die er später am Hofe vom König Neidung gut gebrauchen kann. Dort, am Hofe, lebte auch Amilias, ein Spezialist im Schmieden von Panzern und Helmen. Mit diesem geht Wieland eine auf Leben und Tod gehende Wette ein, wer von beiden den besseren Stahl herstellen könne.

Wieland schmiedet sein Schwert scharf und schwer. Mit seinem Werk war er jedoch nicht zufrieden. Er zerteilte das Schwert, machte es zu Spänen, vermengte diese mit Mehl und Milch zu einem Teig, bäckt das Ganze und gibt dieses seinen Gänsen als Futter. Aus dem Kot der Gänse schmilzt er dann das Eisen heraus und schmiedete daraus das märchenhafte Schwert „Mimung“, das ihm zum Sieg über Amilias verhalf.

Vor einigen Jahren haben Techniker dieses seltsame Rezept nachgemacht. Sie haben Gänse mit einem Kuchen aus Milch, Mehl und Stahlspänen gefüttert und aus deren Kot den Stahl wieder herausgeschmolzen. Das Ergebnis war erstaunlich, der Stahl hatte eine viel größere Härte bekommen. Die Wissenschaftler haben dies mit der Anreicherung des Stahl mit Stickstoff erklärt.

Die Geschichte der Eisengewinnung in unserer Heimat

Wir sind es gewöhnt, von einer Steinzeit (5000 bis 2000 v. Chr.), von einer Bronzezeit (2000 bis 800 v. Chr.) und von einer Eisenzeit zu sprechen, wobei man die Eisenzeit in eine „Hallstattzeit“ (800 bis 500 v. Chr., nach dem Fundort Hallstatt im Salzkammergut benannt) und eine Latènezeit (500 bis Chr. Geburt, nach einem Fundort in einer Untiefe im Neuchâtel See benannt) aufteilt. Mit der Späthallstattzeit, also um etwa 600 v. Chr., begann nach dem heutigen Stand der Erkenntnisse die zeitlich bestimmbare Geschichte unserer Heimat.

Die ältesten Funde, die in unserer Heimat gemacht wurden, sind Urnengräber in den Gemarkungen Rodheim, Bermoll, Werdorf, Kraftsolms, Steindorf, Oberquembach, Nieder- und Oberwetz, Ehringshausen und oberhalb der Spilburg bei Wetzlar. Die Urnen stammen von den **sogenannten Urnenfeldleuten**, die etwa um 1000 v. Chr. in Süddeutschland erwähnt werden und von dort rheinabwärts zogen. Bei den Urnenfeldleuten war es Sitte, die Toten zu verbrennen und deren Asche in Urnen in flachen Bestattungsfeldern nebeneinander zu beerdigen. Aus der Vermischung der Urnenfeldleute mit der mitteldeutschen „Grabhügelbevölkerung“ entstand der Volksstamm der „Kelten“.

Die Kelten sind etwa um 500 v. Chr., also zu Beginn der Latènezeit, vermutlich auf der Suche nach Eisen, in unserer Heimat seßhaft geworden. Sie waren Jäger, Handwerker, Erzsucher und wurden erst später Viehhirten und Bauern. Sie kannten die Verhüttung des Eisens. Sie bauten sich „**Windöfen**“, die mit der natürlichen Windzufuhr arbeiten und „**Gebälseöfen**“, bei denen mit einem Blasebalg die Windzufuhr und damit die Hitze erhöht wurde. Aus dem so gewonnenen Eisen schmiedeten sie sich Schwerter, Pflüge u.a.m.

Schlackenhalden finden wir noch heute an bewaldeten Berghängen und in Höhenlagen, die auf diese Art der Eisengewinnung hinweisen. Auch zahlreiche Flurnamen bewahren die Erinnerung an die hüttenmännische Tätigkeit in jener

Zeit: Feuersteinweg, Schmiedwiese, Schmelzwiese, Schmiedstatt, Hammer u.ä.

Auch die **Orts- und Bergnamen** können über Stätten der Eisengewinnung Aufschluß geben.

Das stärkste Zeugnis in unserem Land aus der keltischen Zeit ist die **Ringwallanlage am Dünsberg**. Das ganze Werk war vermutlich eine Fluchtburg für die Bevölkerung. Der Bau der Anlage war eine Riesenarbeit, die über viele Jahre erbracht werden mußte und eine staatliche und militärische Organisation voraussetzte.

Auch auf anderen Bergkuppen wurden in vorgeschichtlicher Zeit Fliehburgen gebaut. Sie waren niemals versteckt liegende Fluchtburgen, sondern befanden sich auf weithin sichtbaren Bergen, wie z.B. die Amöneburg bei Marburg, dem Stoppelberg bei Wetzlar, dem Schiffenberg bei Gießen, die Bieler Burg bei Ober- und Niederbiel und die starke Schutzburg „Rittershausen“, an der Grenze zwischen Dillenburg und dem Siegerland gelegen. Letztere wurde 400 Jahre v. Chr. von den Germanen erobert, niedergebrannt und nicht wieder aufgebaut.

Alle diese Burgen sind von den Kelten gebaut worden, um ihre wertvollen Eisenschmelzen gegen den Feind zu schützen, der von Norden her in ihr Land eindrang. Dieser Feind der Kelten waren **Germanen vom Stamme der „Ubier“**. Ausgrabungen am Dünsberg haben ergeben, daß die Germanen den von den Kelten verlassenen Ringwall benutzten und weiter ausbauten. Die Germanen waren die Sieger über die Kelten, doch haben sie von diesen auch viel gelernt. Sie übernahmen von den Kelten die Namen der Berge, Flüsse und Bäche und erlernten die Eisengewinnung und die Herstellung von eisernen Geräten, wie Waffen, Schmuck und anderen Gebrauchsgegenständen. Seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. ist die Bevölkerung unseres Raumes germanisch.

In den geschichtlichen Erkenntnissen der Eisenverhüttung kommt nun eine große Lücke, ein Bruch und eine Zeit, von der wir nichts wissen und uns keine Bodenfunde weiterhelfen. Diese **Fundlücke** stellt ein großes Problem in den geschichtlichen Erkenntnissen über das rheinische Schiefergebirge dar. Man weiß nicht, woher dieser absolute Mangel an Überlieferung kommt. Lag dies an einem gewaltsamen Rückgang der Bevölkerung in der nachchristlichen Zeit in unserer Heimat, oder war es der immer stärker werdende Holzangel, der die Eisenverhüttung bis in das 19. Jahrhundert hinein immer wieder lahmlegte.

Eine der **ältesten Eisenschlacken** aus der Latène-Zeit wurde **südöstlich von Braunfels** gefunden. Das Alter der Schlacke erkennt man an der Humusschicht, die sich über dieser wieder gebildet hat. Seit ca. 1450 wurde das Land über dem Schlackenfund bei Braunfels wieder landwirtschaftlich bearbeitet.

Ein anderer alter Eisenfund sind eine **Axt und ein Eisenklumpen**, den man unter dem Fußboden der von Pfarrer Schieferstein entdeckten und ausgegrabenen Basilika bei Nauborn gefunden hat. Die **Basilika bei Nauborn** ist das älteste festgestellte Bauwerk in unserer Heimat und stammt aus der Zeit der Merowinger, dem fränkischen Königsgeschlecht im 5. bis 8. Jahrhundert.

Die ersten **schriftlichen Nachrichten** über den Eisenstein-Bergbau im Lahngebiet finden wir erst zur **Zeit Karl des Großen**. Da lesen wir in einem Inventarverzeichnis eines kaiserlichen Kammergutes, daß für eine 700 Morgen große Wirtschaft 27 Sichel und sieben eiserne Hacken gemacht wurden. Um 780 n. Chr. finden wir im „Lorscher Codex“ (dem Buch mit Urkunden über Schenkungen an das Kloster Lorsch) einen Abschnitt, in dem ein Adolf aus der Wannendorfer Mark (Gebiet um den Wetzbach bei Nauborn) 1/3 seiner Waldschmiede dem Kloster Lorsch schenkt. Aus dem benachbarten Gebiet des Möttbaches hören wir von umfangreichen Eisenlieferungen und Zinsleistungen an das Kloster Fulda, das 740 gegründet wurde und in dem sich das Grab des „Missionars der Germanen“, Bonifatius, befindet.

Über die Weiterentwicklung der Eisenverhüttung in den nächsten 3. Jahrhunderten wissen wir leider nichts. Es ist die Zeit des Wachstums der Bevölkerung und des Aufblühens der Städte. Aus dem Eisenverarbeitungsbetrieb der Bauern entwickelte sich langsam ein eigenständiges Gewerbe, der **Beruf des Waldschmiedes**, der für sich bestimmte Freiheiten und Rechte in Anspruch nimmt.

Im 13. Jahrhundert erlebte die Freie Reichsstadt Wetzlar ihre erste Blütezeit als ein bedeutender Handelsplatz an einer wichtigen Fernstraße. Der Handel mit dem Eisen spielte dabei bereits eine wertvolle Rolle, **denn 1267 wurde unter dem Namen „forum Ferri“ dort der heutige Eisenmarkt erwähnt**. Auch sind uns durch Urkunden aus jener Zeit verschiedene Erzgruben aus der Umgebung von Wetzlar bekannt.

Um das 14. und 15. Jahrhundert herum erlebte die Eisenindustrie eine auffallende Abwanderung von den Bergen in die Täler. **Die Waldschmiede wurden allmählich seßhaft** und kamen dadurch unter die Kontrolle der Landesherren. Diese stellten für die Schmiede Lehnbriefe aus, verliehen das Schürfrecht (Bergregel, das Recht nach Eisen zu graben), das Waldrecht (das Recht Holz zu fällen und zu Kohle zu brennen) und das Recht, das Eisen in festen Hüttenanlagen, die dem Landesfürsten gehörten, zu verarbeiten.

Die wichtigsten Abnehmer für die Erzeugnisse der **Waldschmieden oder Rennschmieden**, wie sie auch hießen, waren neben dem Landesherren die Kleinschmieden in den Dörfern, die es für Hufeisen oder zum Schmieden von Nägeln gebrauchten. Auch die Städte Wetzlar, Gießen und Friedberg waren gute Abnehmer.

In der Ulmer-Waldschmiede wurden vermutlich Stahl und Waffen hergestellt. Ob es wahr ist, daß die Kreuzritter aus dem „Gelobten Land“ und aus Damaskus, das dort schon seit 1000 Jahren bekannte Schmieden von Waffen und Schwertern mit in unsere Lahnegend und in das Rheinland gebracht haben, läßt sich nicht nachweisen. **Um 1400 begann** jedenfalls die große **Tradition Solingens** und der Solinger Klingen aus gutem Stahl mit dem Aufdruck: „Me fecit Solingen“ (Mich hat Solingen gemacht).

Ein anderes Bild aus der Entwicklung des Eisens stellt sich uns mit der **Geschichte des Hufeisens**. Die Griechen und Römer haben es erstaunlicherweise nicht gekannt; doch wird es um das Jahr 1000 in Deutschland erwähnt. Alter Aberglaube hängt an diesem Stückchen Eisen und an seiner Form. „Das Hufeisen bringt Glück“, so sagt man. Ob das mit der alten Anschauung von der Heiligkeit des Pferdes zusammenhängt?

Die Methode der Eisengewinnung war nach unseren heutigen Begriffen primitiv und unwirtschaftlich. Man gewann das Eisen in **Herd- oder Rennfeuern**, oder in **Schacht- oder Wolfsöfen**, deren Feuer mit starken Blasebälgen ordentlich angeheizt wurden. Beim Schmelzen entstanden Eisenklumpen, „Wolf“ oder „loupe“ (französisch) genannt. Aus den Eisenklumpen wurden mit einem Holzhammer die restlichen Schlacken herausgeschlagen, das Eisen durchgeknetet und unter einem Wasserhammer weiterverarbeitet. Solche „Rennfeuer“ oder „Waldschmiede“ gab es zu hunderten in unseren Wäldern.

Eine grundlegende Änderung im Aufbau der Eisenschmelzanlagen trat ein, als man in Verbindung mit dem Rennfeuerbetrieb die **Benutzung der Wasserkraft** entdeckte. Das war etwa um 1500. Die Wasserkraft wurde für den Betrieb der Blasebälge benutzt, die dadurch erheblich mehr leisteten als mit dem Hand- und Fußbetrieb, der bis dahin üblich gewesen war. Auch wurde die Wasserkraft zum Schmieden des Eisens eingesetzt.



FRÜHZEITLICHER
SCHMELZOFEN

Wertvolle Angaben über die Eisenerzeugung in Rennfeueranlagen finden wir in den Greifensteiner Hüttenakten des Braunfelder Archivs.

Die Entwicklung ging weiter, und die Zeit der Rennfeueranlagen war abgelaufen. Eine der größten Umwälzungen in der Eisenindustrie brachte die **Entdeckung des Hochofens**. Dies war zwar kein Hochofen, wie wir ihn heute kennen, der mit Koks beheizt wird, sondern ein etwa 6 m hoher Ofen mit Holzkohlenfeuerung. Im östlichen Frankreich und im westlichen Deutschland, also im Rheinland, scheint man etwa um 1400 zu diesem Verfahren übergegangen zu sein. Der große Vorteil, den diese Öfen hatten, war eine Kostenverbilligung durch eine Steigerung der Gewinnung. Das Eisen war besser, weil der Hochofen flüssiges Eisen abgab, das man, nachdem es „gefrischt“ und „geläutert“ war, wobei ihm ein Teil seines Kohlenstoffs entzogen wurde, sofort zum Gießen gebrauchen konnte.

Zunächst wurden Kanonen und Kugeln gegossen. Man gebrauchte die neue Erfindung zum Herstellen von Feuerwaffen für den Krieg. Die ersten Eisengießereien waren also Büchsenmacher. Aus dem Jahr 1445 liegt in Siegen eine Rechnung über den Guß von 30 eisernen Geschützen mit Geschützklammern vor. Auch die Namen der Gießereien sind dabei angegeben und es wird gesagt, daß sie Rohre, Kugeln und Glocken gegossen hätten und Eisenroste für die Küche des Schlosses in Dillenburg.

Solche Hochöfen waren in der Lahngegend, im Dillenburg'schen, im Weilburg'schen und im Wispertal im Gebrauch. Die Hochofentechnik kam aus zwei Richtungen nach hier, und zwar von Eisenhüttenleuten aus Westfalen und Waldeck und durch Einwanderer aus Wallonien und den Niederlanden.

Der technische Unterschied zwischen dem Bau der deutschen und der wallonischen Hochöfen läßt sich heute nicht mehr feststellen, weil Unterlagen hierüber fehlen. Man weiß aber, daß dort, wo die westfälischen und waldeck'schen Hüttenmeister arbeiteten (z. B. in der Hütte von Ablar), die Erzeugung von Roheisen zum Gießen von **Geschützen und Kugeln** die Hauptsache war, und daß dort, wo die Niederländer arbeiteten, besonders **Ofenplatten und Töpfe** und keine Geschütze und nur wenig Munition gegossen wurde.

Einer der bekanntesten Wallonen, der hier im eisenerz- und waldreichen Solms' Land am meisten für die Verbreitung der Hochöfen getan hat, war **Heinrich Caspar aus Lüttich**.

Bald sind hier in der Gegend etwa 20 Eisenwerke in Betrieb. So in Oberndorf, Werdorf, Ablar, Ehringshausen, Oberbiel (1701), Biskirchen und Wetzlar (Haarbachstraße). Caspar arbeitete zunächst in der Eisenhütte von Kraftsolms, die dem damals sehr bekannten **Peter Sorge** gehörte, der auch noch andere Eisenhütten im Nassauischen besaß. Von diesem Peter Sorge wird berichtet, daß er 1604 zur Frankfurter Messe fuhr, um dort Eisenerzeugnisse auszustellen und zu verkaufen.

Erster Eisenkunstguß in unserer Heimat

1581 wird Caspar zusammen mit dem Ofengießer **Wilhelm Wilkens** in der Eisenhütte von Vockenhausen bei Eppstein genannt. **Dieser Wilkens hat die Ofenplatte gegossen, die um 1960 auf dem Speicher des alten Pfarrhauses in Blasbach gefunden wurde** und die heute als wertvolles Schmuckstück in der dortigen Kirche neben der Eingangstür angebracht ist. Die Ofenplatte zeigt die verschiedenen Szenen aus dem Leben des verlorenen Sohnes und bringt dazu den Text aus Lukas 15 als Schriftguß, der uns von der damaligen weltbewegenden Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg etwas ahnen läßt. Der Text heißt: „Es war en Mensch der hat zwen Soh, der Jüngst von seinem Vater schon begert sein Erbteil dazu handt zog er damit in fremde Land“. Unterschrift: „Wilhelm Wilkens, Hüttenmeister zu Weinhär“. Dieses Weinhär liegt 5 km von Nassau entfernt. Der dortige Hochofen war 1589 von dem oben erwähnten Heinrich Caspar erbaut worden. Aber schon nach einem Jahr kam es zwischen ihm und seinen „Mitgewerken“ wegen der Jahresrechnung von 256 Öfen und 863 eisernen Töpfen zu großen Streitigkeiten. Caspar zog fort nach Nassau und später nach Dillhausen.

Wilkens, der 1588 den Hochofen in der Auschmiede im Weitalt gebaut hatte, scheint 1589 als Hüttenmeister nach Weinhär gekommen zu sein. Seine Herkunft steht nicht fest, doch deutet der Name „Wilkens“ auf deutsche Abstammung hin.



Eine der ältesten in unserer Heimat gefundenen Eisenplatten ist die sogenannte „**gotische Ofenplatte vom höfischen Leben**“, die im Schloß Braunfels aufbewahrt wird. Die Platte zeigt drei Szenen und zwar ein Paar beim Schachzabelspiel, ein Paar beim Tanz und ein Paar, das zur Reiherbeize, zur Jagd, ausreitet. Die Untersuchung der Ofenplatte ergab, daß das Eisen aus der solmsischen Hütte stammt und wahrscheinlich — als großer Ausnahmefall — noch als Guß einer Waldschmiede, im Bronze gießverfahren, hergestellt wurde. Die Platte ist stark gekrümmt und zeigt dadurch die ganze Primitivität des Herstellungsverfahrens.

Interessant ist auch die Beschreibung eines Eisenofofens, der in einem Gebäude des Hofgartens von München steht. Diese Beschreibung ist in einem Reisebericht Kaiser Karl des V. über München (auf dem Weg zum Reichstag in Augsburg) 1530 enthalten.

Da heißt es:

„Es ist ein Eisenofofen mit Darstellung, die wie lebend erscheint. Auf der unteren Seite sieht man tanzende Leute, die wegen eines Tanzes in Streit geraten sind. Man sieht viele Tote und Verwundete. In der Mitte sieht man eine Abteilung von Fußtruppen in Dreierreihen mit Waffen und Fahnen, die die Stadt im Sturm angreifen. Die Städter aber verteidigen sich und töten viele von ihnen . . .“

Auch die Reliefbilder auf der anderen Seite des Ofens werden genau beschrieben: David und Goliath, Pyramus und Thisbe und das Urteil des Salamonis. Man hat das Eisen dieser Platte untersucht, um festzustellen, aus welchem Land es kommt und wo es gegossen wurde. An der Art der Reliefbilder versuchte man zu erkennen, welcher Künstler sie geschaffen hatte. Danach nimmt man an, daß der Ofen in einem Schmelzwerk in Württemberg hergestellt wurde.

Vom Siegerland und von Hessen her hat sich überall dort, wo Eisen und Holz zu finden waren, die Ofenplattengußindustrie ausgebreitet und wurde schnell beliebt. Die Fürsten machten sich solche Öfen gegenseitig zum Geschenk, und die Rathäuser der großen Städte und die Klöster bestellten solche Öfen. Die **sächsische Ofenplattenherstellung** z.B. bekam einen großen Aufschwung durch die Baufreudigkeit ihres Kurfürsten, der für sein neues Schloß in Dresden und für den Stallhof viele solcher prachtvollen Öfen bestellte, die zum Teil erhalten geblieben sind und heute noch in dem Altertumsmuseum in Dresden besichtigt werden können.

Neben den Namen mancher bekannter alter Hüttenmeister sind uns auch einige Namen der Künstler erhalten geblieben, die die **Holzmodeln für den Eisenguß** schnitzten. Man nannte sie: „**Formenschneider**“. Der bekannteste Formenschneider in Hessen war **Philipp Soldau von Frankenberg** und eine Reihe seiner Schüler. Dieser Meister Soldau hat nicht nur Modeln für den Eisenguß gemacht, sondern ist auch als Schnitzer und Bildhauer berühmt geworden. Von ihm sind uns in Stein gehauene Grabdenkmäler, Portale, Balkenfiguren am Rathaus seiner Heimatstadt Frankenberg, Wappensteine, Emporenkonsolen u.a. überliefert. Einer der schönsten Öfen, die der Künstler Soldau hergestellt

hat, ist im Universitätsmuseum in Marburg zu sehen und stellt an seiner Stirnseite die Kreuzigung Jesu dar; an den Breitseiten ist die Gegenüberstellung des Alten- und Neuen Testaments durch die Bilder der Erschaffung der Eva und der Geburt Jesu zu sehen.

Überhaupt stellte man **Geschichten der Bibel gerne auf den Eisenplatten der Öfen** dar. Das entsprach dem Volksempfinden in Hessen und im Siegerland in jener Zeit kurz nach der Reformation. So sieht man auf den Ofenplatten Szenen aus dem Leben Abrahams, die Ölkrüge der Witwe von Zorpat, die heiligen drei Könige, die Hochzeit zu Kana, Johannes den Täufer, das jüngste Gericht, den reichen Mann und den armen Lazarus u.a. Die Eisenöfen hießen in jener Zeit sogar oft „**Bibelöfen**“.

In katholischen Gegenden tauchten auf den eisernen Ofenplatten andere Motive auf: Bilder der Heiligen, die Mutter Gottes, Erzengel Michael u.a.

Der Bilderreichtum dieser Öfen wurde oft noch durch **farbige Bemalung** gesteigert. Es sind Rechnungen des deutschen Ordens in Marburg aus dem Jahre 1492/93 und eine Urkunde von 1526 erhalten, in denen von den Farben rot, gelb, grün, weiß und schwarz gesprochen wird, mit denen die Öfen bemalt wurden.

Die gußeisernen **Bibelöfen aus Deutschland waren in ganz Europa bekannt und begehrt**. Wir finden sie in Frankreich und in der Schweiz. Z.B. steht in Bern in der großen Ratsstube ein Ofen, mit Bildern und Wappen geschmückt, und die 5 Füße des Ofens stellen das Wahrzeichen der Stadt Bern, die Bären, dar.

Die Bibelöfen wurden auf dem Flußweg nach Bremen und von dort weiter nach Norwegen, Schweden und Dänemark geliefert. Einige dieser Öfen kann man noch heute in Museen dort bewundern.

In England scheint nur in dem alten Eisengebiet, der Grafschaft Sussex, die Kunst des Gießens von Eisen bekannt gewesen zu sein, denn dort stellte man selbst solche Eisenöfen her.

Mit Beginn des **17. Jahrhundert** tritt bei den Hüttenmeistern und Formenschneidern ein Generationswechsel ein und damit scheint auch die künstlerische Kraft nachzulassen, die man bisher in Eisenkunstgußöfen spüren konnte. Man gebrauchte die alten Modeln noch so lange sie hielten und man das Holz ausbessern konnte. Die gewohnten Bibel motive waren so beliebt, daß sie immer wieder verlangt wurden.

Zu dem Rückgang der Leistungen trug natürlich auch der Dreißigjährige Krieg bei. Durch ihn kam die Blütezeit des Eisenkunstgusses zu einem jähen Ende. Viele Hütten wurden zerstört und manche schöne Modeln vernichtet.

Nach dem Krieg gab es ein mühevolles Aufbauen des Eisenhüttenwesens. Überall wurde über Arbeitermangel geklagt, über die Verwilderung der Sitten und über die Zunahme des Alkoholgenusses. So heißt es z.B. in einem alten Bericht: „**Die Hüttenleute sind ein rüdes Volk**. Zu Verhütung des Betrugs,

Diebstahls, der Kohlenverschwendung, Feuergefahr, Trunkenheit und anderer übler Folgen kann man diesen Leuten gegenüber nicht sorgsam genug sein. Sie haben liderliche Lebensart“.

An dem Wiederaufbau des Eisenhüttenwesens an der Lahn und im Vogelsberg nach dem Dreißigjährigen Krieg haben die Landesfürsten einen großen Anteil gehabt. So hat **Graf Philipp von Solms-Lich** einen Eisenhammer und eine Schmelzhütte bei Oberbessing im Vogelsberg wieder aufgebaut. Diese Hütte war von einem Sohn des Wallonen Caspar gegründet worden, aber während des Krieges untergegangen.

Fürst Johann Moritz von Nassau-Siegen ließ sich ein wunderbares Denkmal und ein eisernes Portal zur Fürstengruft im unteren Schloß in Siegen gießen (1669).

Graf Friedrich Ernst zu Solms-Laubach, der von 1696 bis 1723 regierte, gründete das Eisenwerk „**Friedrichshütte**“, das später zum **Stammwerk der Buderus'schen Werke** wurde.

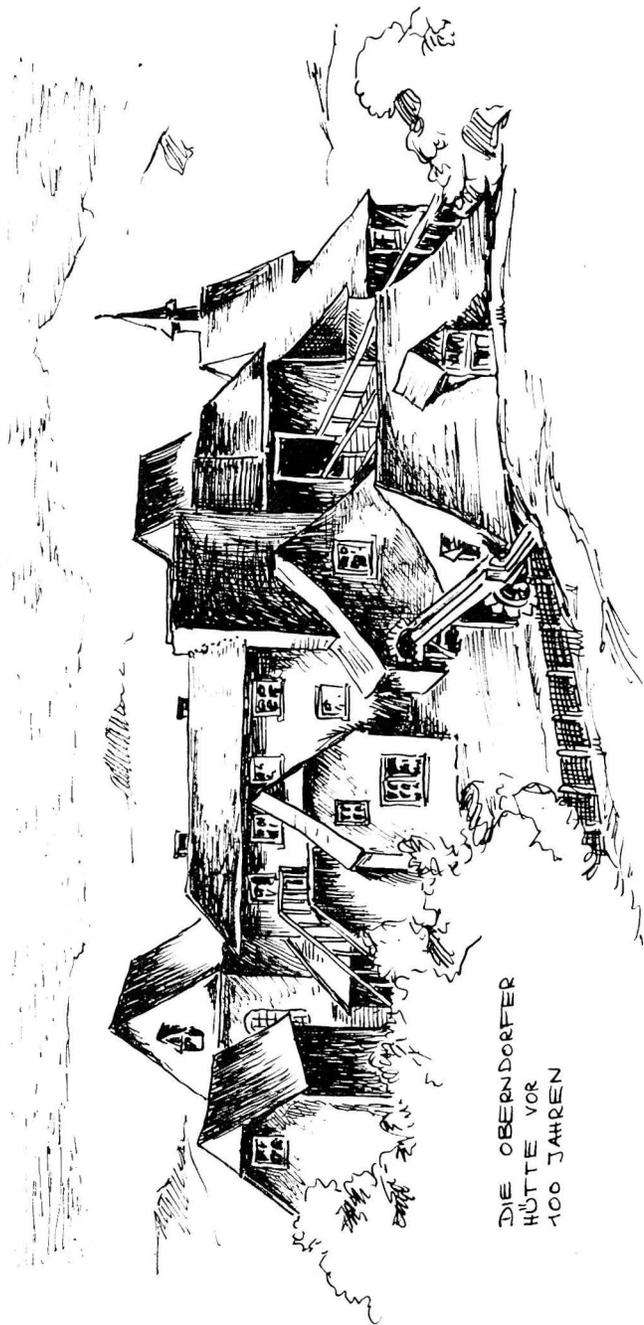
In **Hirzenhain** im Vogelsberg übernahm der Landesherr, Graf von Stoltenberg, die Eisenhütte in eigener Regie und errichtete dort einen **Holzkohlenhochofen**. Eine Gedenkmünze zur Erinnerung an die Errichtung des ersten Hochofens dieser Hütte im Jahre 1678 ist uns erhalten geblieben. Sie zeigt den hessischen Löwen und den stollbergischen Hirsch und die Inschrift lautet: „Anno Christi 1678, den 26. Aprilis. In Gottes Namen der erste Stein des hohen Schmels-Offens dieses neuen Hüttenwerkes gelegt worden“. Hier in Hirzenhain finden wir heute noch eine große Sammlung von alten lindenholzgeschnitzten Modellen und Eisenplatten vom 16. Jahrhundert bis hin zur Neuzeit. Dabei kann man die Entwicklung des Eisenkunstgusses von dem Stubenofen mit biblischen Darstellungen oder Wappermotiven bis hin zu den Ofenplatten des 18. und 19. Jahrhunderts gut verfolgen. Es sind viele Motive aus dem täglichen Leben der Menschen dargestellt. So der pflügende Bauer, der trinkende Schnitter, das Erntefest und die berühmte Platte „Ora et labora“ (bete und arbeite) mit der Darstellung des Bergbaus und der Gewinnung und des Schmiedens des Eisens.

Trotz dieser bedeutenden Versuche, eine neue Blütezeit des Eisengusses zu erreichen, lagen im **18. Jahrhundert** zwei Dinge wie ein drückender Alp auf dem damaligen Wirtschaftsleben:

1. Die Kapitalknappheit und die große Geldnot jener Zeit und
2. das Gespenst der Holzkohlenknappheit.

Man versuchte zwar, die Wirtschaftskrise aufzuhalten und die Lage der Eisenindustrie zu verbessern, indem man „Einheitspreise“ für das Eisen festsetzte. Graf Wilhelm von Solms-Braunfels verbot fremden Händlern, in seinem Land mit Eisen- und Stahlwaren zu „hausieren“.

Aber der Untergang der Eisenverhüttung war nicht mehr aufzuhalten. 1793/94 wurde die Audenschmiede im Weiltal wegen Holzkohlenmangels stillgelegt



DIE OBERDORFER
HÜTTE VOR
100 JAHREN

und die solmsischen Hütten in Aßlar und Oberndorf arbeiteten in den Jahren 1795-98 nur mit großen Unterbrechungen.

Der Koks und das Eisen — 19. Jahrhundert

Mitten in diesem Tiefstand begann durch eine große technische Erfindung, die in England zum Ausgang des 18. Jahrhunderts gemacht wurde, ein ganz neues Kapitel in der Geschichte des Eisengusses. Es wurde der Koks entdeckt und daß man mit diesem das Eisenerz schmelzen kann. Dadurch wurde man von der so knapp gewordenen Holzkohle unabhängig.

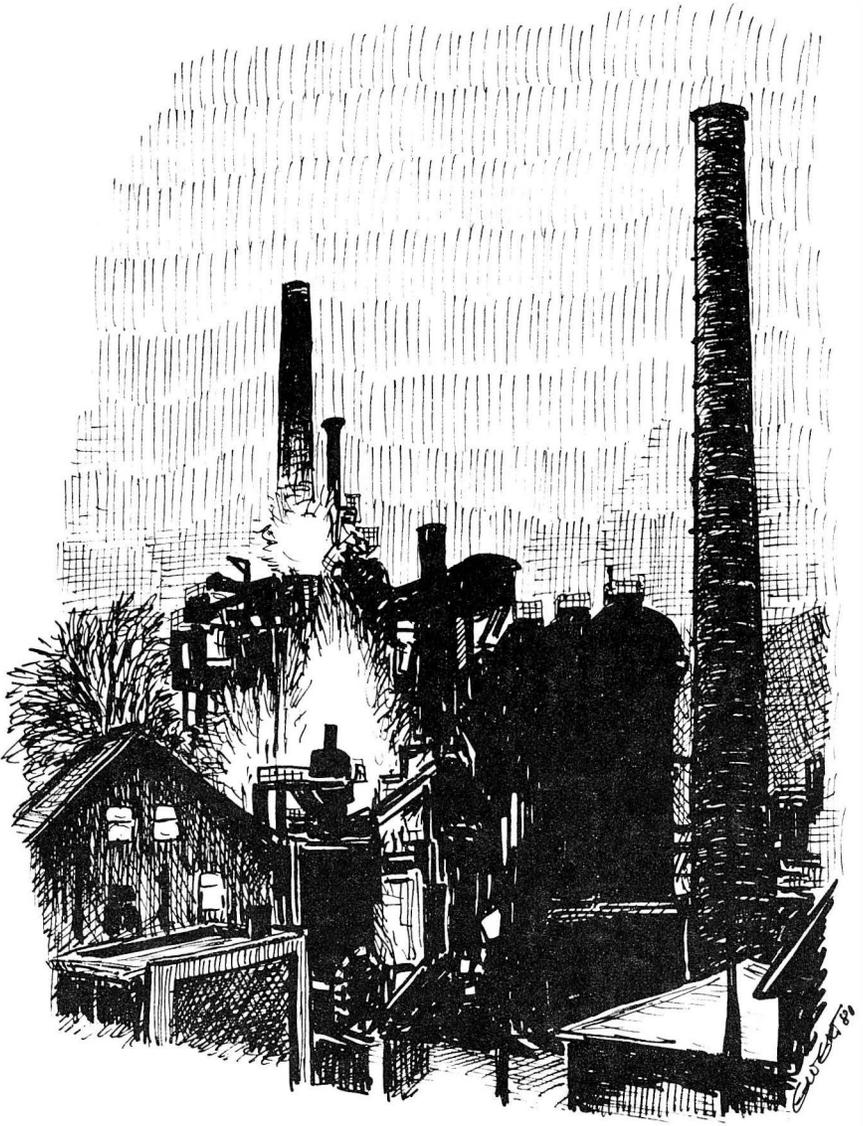
Vielleicht ist es nötig, noch etwas grundsätzliches über **Kohle und Koks** zu sagen. Die Kohle kennt man seit etwa dem 14. Jahrhundert. Zum ersten Mal hören wir von der Kohle durch eine erhalten gebliebene Kohlenrechnung eines Aachener Stadtkämmerers aus dem Jahre 1353. Kohle kann man aber, so wie sie der Bergmann aus der Erde herausholt, nicht zum Schmelzen von Eisenerz verwenden. Dafür ist ihr Schwefelgehalt zu hoch, auch „bäckt“ sie, wie der Fachausdruck für das Klumpen heißt. Mit dem Eisenerz zusammen würde die Kohle im Ofen eine zähe Masse ergeben, die kein sauberes Schmelzen zuläßt.

Koks aber ist hart und trocken, schwefelarm, porig und „luftig“, wie man sagt; er ist genau der Brennstoff, den sich der Eisenhüttenfachmann wünscht. Um aber aus Kohle Koks zu gewinnen, bedarf es einer besonderen Behandlung der Kohle. Das geschieht in den **Kokereien**; das sind eine Art großer Backöfen, in denen die gewaschene Kohle bei 800 bis 1000 Grad Celsius „geschmort“ wird. Bei dieser Behandlung wird aus der Kohle Koks.

Das Eisen und seine Entwicklung ist ohne die Kohle nicht zu verstehen und umgekehrt, die Kohle hätte niemals ihre große Karriere gemacht ohne das Eisen. Kohle und Eisen haben sich gegenseitig in die Höhe gebracht und dadurch den ganzen technischen und zivilisatorischen Fortschritt gefördert. Mit der englischen Erfindung, die Eisengießerei in mit Koks geheizten Öfen zu betreiben, hing auch die englische Konstruktion des „**Kupolofens**“ zusammen, durch den man Feineisenguß unabhängig von Hochöfen und Tiegeln herstellen kann.

Es war eine der letzten großen Taten Friedrichs des Großen, daß er in seinem Land den Befehl zur Errichtung von Koksöfen nach englischem Muster gab. Unter seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., wurde **1796** in dem zu Preußen gekommenen Schlesien, in **Gleiwitz**, eine Eisenhütte mit englischem Kupolofen für den Kunstguß errichtet. In der Gründungsurkunde zu diesem Ofen heißt es: „... beim Steinkohlenfeuer feinerer und haltbarer Gußwaren zu allen Wünschen des Publikums, des Kriegswesens und der inländischen Fabriken zu erzielen“.

Dadurch war der Weg zur Herstellung von **Kleinkunst in Eisen** geebnet. Bildnis-Plaketten, Kirchen- und Schreibtischgeräte, Schmuck — „Gold gab ich für Eisen“ —, eiserne Kreuze als Kriegsauszeichnung, ausgeschnittene Figuren



EISENHÜTTENWERK

und Ornamente an Öfen, Grabdenkmäler, Gitter und Geländer, Büsten, Statuetten, bis hin zu großen Monumenten und Denkmälern, konnte auf diese Art hergestellt werden.

1804 wurde von Gleiwitz aus die **Berliner-Königliche-Eisengießerei** gegründet. Diese gelangte Dank der bedeutenden Bildhauer Schinkel, Schadow, Rauch, Pieck und Posch, die für diese arbeiteten, schnell zur höchsten künstlerischen Stufe. Denkmäler für die Freiheits-Kriege, das berühmte Gitter um den Schloßpark in Charlottenburg, mit Monumenten und Architekturplastik und v.a. zeugen von deren Arbeiten. Auch durch den feinen Filigranschmuck, wie z.B. den kleinen eisernen Schmetterling mit seinen 250 Durchlöcherungen, nach einem Modell von Simon Pierre Devaranne, der heute noch bei Buderus in Hirzenhain gegossen und gern gekauft und getragen wird, wurde die Berliner-Königliche-Eisengießerei berühmt. Überall war damals das „**fer de Berlin**“ bekannt und beliebt. Auch Trauringe wurden aus Eisen gemacht, so wie es die alten Römer schon getan hatten.

Zu dieser neuen Blüte des Eisenkunstgusses in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts trugen auch die Hüttenwerke in Lauchhammer (Sachsen), Ilseburg (Sayn) und einige im Lahngebiet mit bei.

Bald jedoch begann wieder ein **Niedergang in dem Kunstschaffen mit Eisen**. 1838 wird die Berliner-Hütte wegen Absatzmangel öffentlich versteigert. Auch andere Hütten mußten geschlossen werden. 1860 wurde der Betrieb auf der Oberndorfer-Schmelze eingestellt, 1864 hörte die Aßlarer-Hütte auf zu arbeiten, und deren Gießhallen wurden 1885 abgerissen. Schuld an dem Niedergang hatte die Armut jener Zeit. Der Hauptgrund der Krise im Eisenkunstguß lag jedoch in der geistigen Situation. Das **Ende der klassizistischen Zeit**, die sich noch in Eisen hatte ausdrücken können, und die sich nun in vielen Richtungen aufspaltete und zu keiner einheitlichen Denkungs-, Empfindungs- und Darstellungsweise mehr fähig war. Das Interesse am Eisenkunstguß erlosch. Gußeisen wurde sogar verachtet, und die Künstler wandten sich mehr dem Bronze- zu (Kupfer + Zinn + Bronze).

Nur noch in den Hütten in Gleiwitz, Lauchhammer und Fürst Stollwerk in Ilseburg wurde der Eisenkunstguß klein und zaghaft weiter gepflegt.

Das 20. Jahrhundert

Zu Beginn unseres Jahrhunderts entstand eine neue künstlerische Bewegung, die ihren Beginn in den Wiener-, Dresdner- und Münchener-Werkstätten hatte und die erkannte, daß Handarbeit etwas anderes sei als die maschinenmäßige Massenproduktion. Es gab wieder Aufschwung. Man begann in den alten Manufakturen Schmiedeeisen, Elfenbein, Holz, Leder und Porzellan nach neuen Entwürfen zu bearbeiten. An dieser Entwicklung nahm der Eisenkunstguß zunächst nur zögernd teil. Ab 1900 fing man in Gleiwitz wieder an zu formen und zu gießen und es entstanden vollplastische Figuren, Plaketten, Schalen, Dosen und v.a.m. Man begann auch durch ein neuartiges Verfahren bunte **Emaille** auf die Schwärze des Eisens zu schmelzen und erzielte damit eine große Wirkung.



GIESSEREIARBEITER

Die so geschaffenen Wappendosen, Wandteller und andere Dinge wurden sehr schnell allgemein beliebt.

In diese aufstrebende Entwicklung fiel der 2. Weltkrieg, der in einer Katastrophe endete. Die Ostgebiete Deutschlands mit den Eisenhüttenwerken in Gleiwitz und Lauchhammer, die besonders auf Eisenkunstguß spezialisiert waren, gingen verloren.

Auf dem Trümmerhaufen des 2. Weltkrieges entstand in dem restlichen Deutschland neues Leben. In der alten Eisenschmelze **Hirzenhain im Vogelsberg**, wo früher einmal eine Waldschmiede stand, 1678 ein Holzkohlehochofen erbaut wurde, entstand eine der 13 Eisengießereien, die zu den Buderus'schen Eisenwerken gehören. Dort, in Hirzenhain, ist die alte Tradition des künstlerischen Eisenkunstgusses von Gleiwitz wieder aufgenommen worden. Mit großer technischer Verfeinerung werden dort Entwürfe bekannter Künstler in Eisen gegossen, in Form und Art, wie sie in der ganzen Welt einmalig sind. Es arbeiten dort die Bildhauer Prof. Moshage,ENZELING, Bourcarde, Kumichel, Peter Lipp und andere. **P. Lipp** war künstlerischer Leiter und mit seinen Erfahrungen von der Gleiwitzer Eisenkunstgießerei dort für den Aufbau unersetzlich.

Wie wird der Weg von Eisen und Stahl in die Zukunft hinein weitergehen, in eine Zeit, in der Kunststoffe immer mehr Platz und Macht erringen?

Gilt das Wort von Logau noch aus seiner Sinngedichte (1650):

„Das Eisen, dünkt mich, ist weit mehr als Gold zu preisen. Ohn Eisen kommt nicht Gold, Gold bleibt auch nicht ohn Eisen“.

Literaturnachweis:

- 1) Erwin Hintze „Gleiwitzer Eisenkunstguß“ 1928
- 2) Notizen von mir von Vorlesungen bei Prof. Linger in Bern. 1930
- 3) A. Kippenberger „Die deutschen Meister des Eisengusses“. Marburg 1931
- 4) „Vom Ursprung und Werden der Buderus'schen Eisenwerke in Wetzlar“. München 1938 Verlag Bruckmann. Band I und II.
- 5) Zeitschriften „Stahl und Eisen“. Düsseldorf
- 6) Hermann Böttger „Auf den Hütten“. Selbstverlag Siegen 1949
- 7) A. Kippenberger „Der künstlerische Eisenguß“. Wetzlar 1952
- 8) A. Schoenwerk „Geschichtliche Heimatkunde von Stadt und Kreis Wetzlar“. Pegasus Verlag Wetzlar 1954
- 9) Volkmar Mathesius „Du und der Stahl“. Stuttgart-Hamburg Deutscher Bücherbund 1961
- 10) „Ein Leben für den Kunstguß“. 1967 Zum 65. Geburtstag von Bildhauer Peter Lipp, Wetzlar
- 11) Verschiedene Gespräche und Anregungen durch meinen Vater, der früher kaufmännischer Direktor der Gleiwitzer Hütte und der Buderus'schen Eisenwerke Wetzlar war (gest. 1965).

Vom Siebenjährigen Krieg und vom Erdbeben im Lahntal

von Herbert O. Müller

Bei der Suche nach noch nicht bekannten schriftlichen Überlieferungen spielt der Zufall oft eine große Rolle. So wurde in diesen Tagen der zeitgenössische Bericht eines ungenannten Autors im **Kirchenbuch von Münchholzhausen** gefunden, der die Begebenheiten im Jahre 1755 und in den darauffolgenden Jahren beschreibt. Im Jahre 1755 begann bekanntlich auch der Siebenjährige Krieg zwischen England und Frankreich.

Ebenso werden in dem Jahr 1755 viele Erdbeben in Europa verzeichnet. Das schwerste war in Portugal gewesen und hier hauptsächlich in und um Lissabon. Der Verfasser des Berichts war kurz nach dem Erdbeben persönlich in Lissabon gewesen. Er beschreibt die ungeheure Zerstörung der Stadt Lissabon und der Dörfer im Land wie folgt: „Was die Erdstöße nicht vernichtet hatten, wurde anschließend durch Feuersbrünste zerstört. Das Meer überspülte das Land und die Flüsse traten über die Ufer und es wurden weite Landstriche überschwemmt, so daß viele Menschen zu Tode kamen. Der Bericht spricht von 60.000 Erdbebenopfern. Die Paläste des Königs von Portugal und die der Herzöge, sowie 14 Kirchen wurden völlig zerstört. Auch das Vorgebirge von Boque sank bei diesem Erdbeben erheblich in das Meer. Der Autor hebt weiter hervor, daß sich die Menschen in Deutschland sicher fühlten; sie rechneten nicht damit, daß auch hier bei uns etwas ähnliches vorkommen könnte.

Doch bald darauf sollten die Menschen in Mitteleuropa eines Besseren belehrt werden. **Am 18. Februar 1756 wurden in unserer Heimat heftige Erdstöße verzeichnet.** Es war gegen 8 Uhr morgens, als die Menschen hier in Angst und Schrecken versetzt wurden.

Eine Notiz über dieses Ereignis, wahrscheinlich aus einer Zeitung, sei hier im Wortlaut wiedergegeben:

„Frankfurt/M., den 19. 2.: Der Höchste hat auch gestern hiesiger Stadt gezeigt, daß es ihm ein Kleines sei sie eben das Schicksal empfinden zu lassen, welches Lissabon auszustehen gehabt, denn es war früh um 8 Uhr und 20 Minuten, daß eine ziemlich heftige Erdbewegung sich über 3 Minuten lang verspüren ließ. Dem unendlich barmherzigen Gott haben wir es zu danken, daß uns Gott noch verschont und wir haben Ursache uns zu fürchten“.

Der Erdbebenbereich reichte nach der Beschreibung von den Böhmischem Randgebirgen bis nach Brabant (Belgien bzw. Holland).

Von Gießen wird folgendes berichtet: „18. Februar: Wir haben diesen Vormittag gegen 8 Uhr abermals Stöße von ziemlich starken Erschütterungen verspürt. Die Leute so sind in der Höhe gewesen, sind schwindelig geworden und von den Stühlen gefallen. Wasser, so in den Zubern gestanden, ist durch die Erschütterung herausgeschüttet worden. Stuben- und Schranktüren sind von selbst auf- und zugegangen, Öfen und Schränke haben gekracht. Während der Erschütterung konnte man nicht lesen, weil das Blatt in der Hand hin und her

fuhr. Tee- und anderes Geschirr ist heruntergefallen. In den Stuben hat man es sonderlich verspürt, weil die Wand viele Risse bekommen und eine Säule, so in der 3ten Klasse steht, hat sich gekrümmt und Querrisse bekommen. Sobald solches bemerkt worden ist, haben die Lehrer und die Schüler die Bücher zusammengerafft und sind geflohen. Der Turm hat sich gewaltig geschwenkt und eine Viertel Stunde hernach ist er erst wieder zur Ruhe gekommen. Doch Gott sei Dank keinen weiteren Schaden genommen".

Es ist nicht vermerkt, um welche Schule es sich handelt und es ist auch nicht festgehalten, welcher Turm der Beschreibung zugrunde liegt.

Es ist aber anzunehmen, daß die Schule und der Turm in Gießen standen.

Ein weiterer sehr umfangreicher Aufsatz beschreibt Ursachen, Verlauf und Ende des **Siebenjährigen Krieges zwischen England und Frankreich**. Dieser Krieg war eigentlich der erste Weltkrieg, obwohl er nicht so genannt wird. Er begann in Amerika. Die Franzosen griffen englische Siedlungen im südlichen Nordamerika an und nahmen den Engländern Land weg. Die Engländer kaperten und versenkten daraufhin häufig Schiffe der französischen Kriegs- und Handelsflotte. Frankreich machte mobil und schickte 100.000 Soldaten in Richtung Königreich Hannover, das zum englischen Königreich gehörte, um den Kriegsschauplatz in Amerika zu entlasten. Auch wurde von den Franzosen eine Landung in Schottland erwogen, die aber nicht durchgeführt wurde. England verbündete sich mit Preußen. Preußen übernahm die Garantie für das Königreich Hannover. Als Gegenleistung erhielt Preußen unter anderem Schlesien durch England zugesprochen und trat Schleswig-Holstein an Dänemark ab. Mecklenburg und Hessen-Kassel traten dem englisch-preußischen Bündnis bei. Der König von Sachsen verbündete sich insgeheim mit den Franzosen und fiel in Schlesien ein. Ungarn, Rußland und später auch Schweden stellten sich auf die Seite der Franzosen. 100.000 Soldaten strömten von allen Seiten nach Mitteldeutschland hinein. Das war der Auftakt zu einem sieben Jahre dauernden Durcheinander, aus dem Preußen und seine Alliierten letztendlich als Sieger hervorgingen.

Der Autor beschreibt den gesamten **Ablauf des Krieges in Deutschland** und benennt auch Armeen und Generäle, die beteiligt waren. Er beschreibt das Vor- und Zurückfluten der Franzosen und Ungarn in der hiesigen Gegend. Die Preußen standen der geballten Macht von Frankreich, Ungarn, Rußland, Sachsen und später auch noch den Schweden gegenüber. Diese waren in Vorpommern eingefallen und versuchten, Pommern den Preußen wieder zu entreißen.

Das war die große Szenerie, die der Autor weitschweifend beschreibt. Der Bericht enthält außerdem auch lokale Ereignisse, die von außerordentlichem Interesse in diesem Zusammenhang sind.

1758 haben 400 Mann „Französische Schweizer“ und außerdem noch 400 Mann andere französische Hilfstruppen in Gießen im Quartier gelegen. Weitere 8.000 Mann sind im Januar 1759 nachgefolgt. **Die Franzosen waren in den**

Dörfern zwischen Gießen und Wetzlar untergebracht. Am 30. März erschienen weitere 120.000 Mann hier in der Gegend und belegten die Dörfer auf der linken Seite der Lahn. Es hat nicht lange gedauert, da waren die Dörfer so ausgeplündert, daß auch die Bauern selbst nichts mehr zu essen hatten.

Die französische Armee zog bis über die Weser, wurde von den Preußen geschlagen und flutete wieder zurück. Die geschlagene französische Armee machte sich im Herbst 1759 hier wieder breit. 640 französische Dragoner in „hoher Montur“ rückten beispielsweise in **Münchholzhausen** ein und lagen dort vier Tage in Quartier. Sie verlangten 1000 Rationen Heu, die Ration zu 18 Pfund und ebensoviele Rationen Hafer zu 4 Pfund. Viele Leute haben weder Hafer noch Wicken übrigbehalten, ja die Franzosen trieben sogar die Pferde in die Frucht. Es war alles bis zum Letzten ausgezehrt, als sie wieder gingen. Sie zogen am 1. September nach Lützellinden. Am 3. September rückten 2.000 Mann Infanterie unter dem französischen General Broglio in Münchholzhausen ein. Diese Besatzung nahm überhaupt alles, was noch da war, Kraut, Futter, Rüben, Heu, sogar das letzte Stroh und warfen es den Pferden vor. Die Soldaten gingen auch in die umliegenden Dörfer und nahmen dort alles was genießbar war. Auch haben sie in den umliegenden Wäldern soviel Holz geschlagen, wie sie brauchten. Auf dem Stoppelberg wurden ganze Fichtenwaldstücke abgeschlagen, auch schöne junge Eichenbäume fielen den Äxten zum Opfer. Der Lützellinder Wald mußte auch herhalten. Im Münchholzhäuser Wald stand kaum noch ein Baum.

Die Einwohner von Dutenhofen und Allendorf fuhren mit Karren in den Wald, um für die französischen Offiziere Holz zu holen. Im Winter wimmelte es von Soldaten und Holzträgern zwischen dem Wald und dem Dorf. Das dauerte so lange die Soldaten da waren. Sie haben sich benommen, als wenn sie für immer dableiben wollten. Wer Geld hatte, der konnte so viel Eßwaren, Wein und Branntwein kaufen, wie er wollte; nur hatten die Leute kein Geld. Die Schweizer Husaren lagen um das Dorf auf den Stoppelfeldern in Zelten. Sie haben den ganzen **Wetzlarer Kiefernwald** abgeschlagen. Preußische und hannoveranische Husaren drangen von der Nordseite oftmals über die Lahn in unsere Gegend. Fast alle Tage gab es Klein-Krieg. So bei **Steindorf**, bei **Magdalenenhausen** und auch sonstwo. Was an Vieh noch da war, ging fast gänzlich drauf. Alles mußte für das halbe Geld geliefert werden. Wer noch etwas Vieh gerettet hatte, der mußte Stroh und Futter kaufen. Es mußte sehr weit hergeholt werden, aus Gegenden, wo keine Soldaten gewesen waren.

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte sein Quartier in **Krofdorf** aufgeschlagen. Interessanterweise hat dessen Armee alle Futtermittel und Lebensmittel und Nachtquartiere den Leuten mit barem Geld bezahlt. Die Franzosen aber gaben lediglich Quittungen. Es wußte kein Mensch, ob er jemals für diese Quittungen Geld sehen würde. Erst im Jahre 1760 brach die gesamte französische Armee auf und zog ins Hanauische und in Richtung Fulda davon. Am 22. Juni 1760 rückte wieder ein französisches Infanterie-Regiment ein. **Es war der achte französische General, der in Münchholzhausen Quar-**

tier nahm. Es werden die Namen Rony und Chousi genannt. Deren Truppen mußten ihre Verpflegung von weither holen, denn in Münchholzhausen war einfach nichts mehr zu finden. Am 3. September folgten 70 Mann, am 14. Dezember 52 Mann und am 17. Dezember noch einmal 40 Mann.

Am 18. Dezember zogen alle wieder ab. Im Februar 1761 waren ständig kleinere Gruppen von „Schweizer Husaren“ und französischen Dragonern im Ort. Der Mangel an Futter war entsetzlich. Dazu kamen im März, am Sonntag Palmarum, weitere 1.000 Mann französische Kavallerie zu Anfang des Gottesdienstes an. Die Predigt mußte unterbrochen werden. Die Einwohner hatten 300 Rationen Heu und Hafer für die Husaren abzugeben, auch sollten noch 600 Rationen für die Kavallerie geliefert werden. Weil jedoch nicht sogleich alles zur Hand war, fielen die Soldaten einfach über das Dorf her und raubten, was sie fanden. Der ungenannte Autor hatte einen Major Galliong mit 6 Pferden in Quartier und mußte diese unterhalten.

Am 18. März rückten die Truppen in Richtung Gießen ab und setzten bei Dutenhofen über die Lahn. Sie zogen gegen die Preußen und Hannoveraner nach Homberg an der Ohm und Fritzlar. General Broglio stand dort mit seiner Armee. Die Armeegruppe des Comte de Broglio soll 12.000 Mann groß gewesen sein. „Bereits am 5. April kamen wieder 250 Mann Kavallerie vom Regiment Rogeforo in unseren Ort und das war wieder ein Sonntag, und ich konnte wieder keine Predigt halten“, schreibt der Autor. Sie blieben bis zum Monat Juni. Am 13. Juni rückten 300 Mann in Dutenhofen ein und lagen dort bis zum 17. Juni im Quartier und marschierten dann nach Marburg. Am 16. Juni marschierte das gesamte Regiment Anveruë in 6 Abteilungen durch Münchholzhausen in Richtung Lützellinden.

Alle französischen Truppen setzten sich daraufhin wieder nach Norden und Nordosten in Bewegung und drückten mit aller Gewalt ins Hannoveranische. Nach der Niederlage der Franzosen bei Lippstadt, bei der sie sehr starke Verluste erlitten haben, flutete der Heerhaufen wieder zurück. Eine weitere große Niederlage wurde den Franzosen am 30. August 1761 bei Soest durch den Oberst Huth beigebracht. Die Städte Soest und Lippstadt wurden samt der Umgebung in einem Handstreich von den Preußen erobert.

Am 14. September 1761 mußte die Gemeinde **Münchholzhausen** 235 Rationen **Hafer und Heu nach Ziegenhain liefern**, wohin sich die Franzosen zurückgezogen hatten. Bereits am 11. Dezember rückten 2 Bataillone Franzosen vom Regiment Anverné mit 1300 Mann Infanterie in Münchholzhausen ein, die wiederum verpflegt werden sollten.

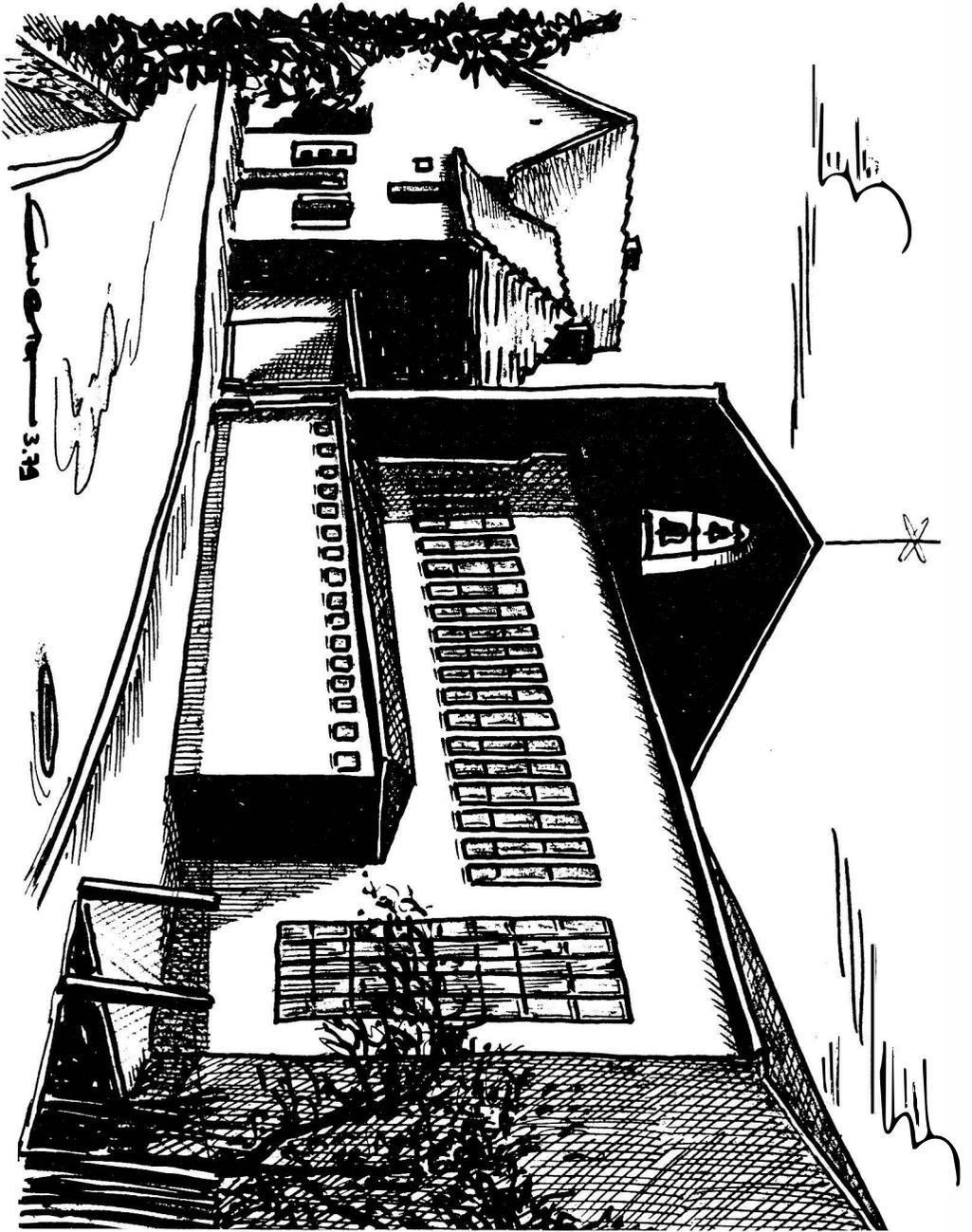
Dann kam das Jahr 1762, das Frankreich die endgültige Niederlage bescheren sollte. Die großen Erfolge der Engländer in den Kolonien der Franzosen und auf den Meeren legten den Handel in Frankreich fast lahm. In Frankreich soll deswegen überall großer Jammer geherrscht haben. Der Mangel an Geld war dort wie immer penetrant. Ich zitiere wörtlich: „Was die Preußen anbelangt, so hat der liebe Gott sonderlich dem König Friedrich beigegeben, denn derselbe hatte so viele Feinde gegen sich, daß man meinte nach menschlichem

Anschein, er müßte das erste Jahr nicht nur um alle seine Truppen sondern auch um Land und Leute kommen". Moskau hatte am übelsten mit seinen barbarischen Kosaken gehaust. Es hatte anfangs das alte Königreich Preußen eingenommen und mit den Leuten sehr übel verfahren. Die Armut in der Mitte des Jahres 1762 war unbeschreiblich. Das Essen war unerschwinglich geworden und Futter war nicht mehr zu finden.

Zar Peter der III., der aus dem holsteinischen Hause stammte, war gegen die Allianz gegen Preußen. Gleich nach dem Tode der Kaiserin Katharina schloß er einen beständigen Frieden mit Preußen und überließ Preußen sogar 40.000 Mann Hilfsvölker. So widersinnig es auch scheinen mag, genau die Menschen, die vorher Preußen verwüstet hatten und gegen preußische Soldaten jahrelang gekämpft hatten, mußten nun mit den Preußen gegen die früheren Alliierten antreten. Dies alles nur deshalb, weil ein einziger Mann, nämlich Zar Peter der III., es so wollte. Ich zitiere nun folgende Moritat: „Weil nun der friedliebende Kaiser (gemeint ist Peter der III.) zu sehr für den König von Preußen eingenommen war und folglich beim Antritt seiner Regierung und auch allzu früh eine andere Regierungsverfassung nicht nur im Weltlichen sondern vornehmlich unter den Geistlichen wollte vornehmen, so geschah, daß er noch nicht 1/2 Jahr die Regierung gehabt, abgesetzt, gefangen genommen und kurz darauf vom Leben zum Tode gebracht wurde. (Anmerkung: Er wurde vergiftet und im Todeskampf erwürgt). Seine Gemahlin wurde zur Kaiserin und der Prinz zum Thronfolger erwählt“.

Der Friedensschluß blieb jedoch bestehen. Aber die Truppen wurden nach Rußland zurückgerufen. Für Preußen war dies der sichere Sieg. Die preußischen Erfolge und die Rekrutierungen, die dann vorgenommen wurden, verstärkten die preußische Armee auf über 200.000 Mann. Preußen, Österreich und Frankreich kämpften noch erbittert gegeneinander. Dagegen hatte Frankreich mit England einen Frieden ausgehandelt. Der Autor gibt der Meinung Ausdruck, daß der Krieg nicht nur um weltliche Dinge geführt wurde, sondern daß auf beiden Seiten letztendlich auch erbittert um die Religion gekämpft worden war. Die Franzosen kamen in diesem Jahr noch einmal in solchen Mengen angezogen, daß man glaubte, es mit Heuschreckenschwärmen zu tun zu haben. Sie verwüsteten alles und jedes, was auf ihrem Wege lag. Der Autor schreibt, daß gegen Ende des Jahres 1762 die Franzosen das ganze Reich räumen mußten, ohne auch nur einen Schweinestall erobert zu haben. Sie hinterließen unsägliches Elend. Schlußgefechte fanden noch bei Grüningen und am Johannisberg bei Bad Nauheim statt.

Das war die Begleitmusik zum französischen Rokoko, dieser ganz anderen Lebensart: Ludwig der 15., König der Franzosen, hatte sie zu seiner Lebensgewohnheit erhoben. Es sollten nur 40 Jahre vergehen, bis ein ähnliches Elend von neuem über unsere Heimat hinwegzog.



Katholische Kirche zu Dorlar, erbaut 1955

25 Jahre Kirchweih der katholischen Kirche „Schmerzhafter Mutter Maria“ zu Dorlar

von Werner Brandl, Dorlar

25 Jahre katholische Kirchweih in Dorlar — oder knapp 35 Jahre katholische Seelsorge und rund 20 Jahre katholische Kirchengemeinde, zunächst Pfarrvikarie und dann Pfarrei — so lange ist das schon wieder her, mag mancher denken, und doch können sich viele noch gut daran erinnern, wie sie aus Ungarn, dem Sudetenland und den deutschen Ostgebieten vertrieben wurden als Opfer des 2. Weltkrieges, wie sie als Heimatlose von vorn anfangen und sich nach und nach in eine neue Heimat integrieren mußten. Mit dem Zuzug der vielen katholischen Heimatvertriebenen lebte in den Landgemeinden um Wetzlar wieder katholische Tradition auf, die seit der Reformation unterbrochen war. Dorlar hat als katholischer Pfarrort eine alte Tradition, war es doch in vorreformatorischer Zeit Pfarrei der umliegenden Orte Atzbach, Waldgirmes und Naunheim, und es mag nun Zufall oder Fügung sein, daß ausgerechnet wieder Dorlar Pfarrort wurde, obwohl die Filialorte alle wesentlich größer waren und sind.

Die Entstehungsgeschichte und auch die Geschichte der Christianisierung unserer engeren Heimat liegt im Dunkel. Wir wissen wohl, daß in Gegenden mit römischen Garnisonen bereits im 4. Jahrhundert das Christentum durch christliche Legionäre rasch verbreitet worden ist, so in den Städten Speier, Worms, Mainz und Trier, aber das Grenzland an der Lahn blieb davon unberührt. Der Sage nach zog wohl der heilige Lubentius von Trier aus auch die Lahn hinauf, verkündete das Evangelium und erbaute in Dietkirchen ein Bethaus, in die Gegend von Wetzlar und Gießen ist er aber bestimmt nicht vorgedrungen. Die kriegerischen Auseinandersetzungen während der Völkerwanderung und der Gründungszeit der Germanenreiche, insbesondere des Frankenreiches, auf dem Boden des zerfallenen Römischen Reiches behinderten die Missionsarbeit in der Lahngegend.

Erst mit dem geschichtlich belegten Wirken des heiligen Bonifatius trat die entscheidende Wende ein. Nachdem er von Papst Gregor II. am 15. Mai 719 mit der Missionierung Germaniens beauftragt worden war, gründete er die Klöster Amöneburg (732) und Fulda (744) und wurde 745 von Papst Gregor III. zum Erzbischof von Mainz ernannt. 738 erhielt Bonifatius ein Sendschreiben des Papstes, in dem die Bewohner an der Lahn und in der Wetterau zum Gehorsam gegenüber den von Bonifatius eingesetzten Bischöfen und Priestern aufgerufen wurden.

Die geistlichen Angelegenheiten besorgten die Bischöfe in ihren Bezirken zunächst selbst, unter den Karolingern erhielten sie die geistliche und unter den sächsischen Kaisern auch die Zivilgerichtsbarkeit in ihren Sprengeln. Diese Last wurde ihnen aber bald zu schwer, und so wurden Archidiakone als Stellvertreter der Bischöfe ernannt, die die geistliche Gerichtsbarkeit auszuüben hatten. Jedem Archidiakon war ein besonderer Gerichtssprengel zugewiesen, welcher oft ganze Provinzen umfaßte.

In jedem Jahr wurden durch den Archidiakon oder seinen Beauftragten sämtliche Pfarrkirchen seines Sprengels visitiert und Sendgericht (von Synodalgericht) gehalten. Dabei wurde sowohl Lehre, Leben und Sittenwandel der Geistlichen, als auch der sittliche Zustand der Gemeinde und die Verwaltung des Kirchenvermögens streng untersucht.

Die Archidiakonate wurden bald wieder in Archipresbyteriate oder Dekanate unterteilt. In zentralen Orten wurden Pfarrkirchen errichtet, und die umliegenden Ortschaften vereinigten sich zu einer Pfarrei, die von Geistlichen versehen wurden. Auch Klöster und Stifte versahen die Seelsorge der umgebenden Ortschaften. Bedeutsam war die Einweihung des Klosters Lorsch an der Bergstraße im Jahre 774 im Beisein Karl des Großen. Aus Schenkungsurkunden an dieses Kloster wissen wir heute, daß Waldgirmes 771 und Atzbach 775 n. Chr. schon bestanden haben und die Bewohner gläubige Christen waren.

Obwohl vom Pfarrort Dorlar aus dieser Zeit nichts überliefert ist, weiß man, daß der Ort wesentlich älter sein muß, worauf die Endsilbe -lar hinweist; die „-lar-Orte“ werden von den Geschichtsforschern in das 4. bis 6. Jahrhundert zurückdatiert. Vor dem 12. Jahrhundert war für unsere Heimat wohl die Diözese Mainz zuständig, nach dieser Zeit aber die Diözese Trier, und damit das Archidiakonats Dietkirchen. Dieses war wiederum in sechs Dekanate aufgeteilt, worunter das Dekanat Wetzlar für unseren Pfarrbezirk zuständig war. Dieses Dekanat Wetzlar hatte 64 Mutterkirchen, darunter waren Dorlar, Dudenhofen (Dutenhofen) und Münchholzhäuser.

Die Bedeutsamkeit Dorlars in kirchlicher Hinsicht kommt vor allem durch die Stiftung eines Klosters im Jahre 1297 zum Ausdruck. Die Stiftungsurkunde vom 18. März besagt, daß Eberhard von Merenberg, ein Speyerer Domherr, seine Kirche und Güter in Dorlar seiner verwitweten Schwägerin Gertrud und deren Sohn Hartrad, einem Domprobst zu Wetzlar, schenkt, damit sie dort ein Prämonstratenserinnenkloster stiften mögen. Die Einweihung fand am 1. August 1304 statt. Die Aufsicht über das Kloster hatte der Abt von Rommersdorf bei Neuwied.

Die Klosterkirche war Maria geweiht. In der Nähe der Klosterkirche stand eine Kapelle mit einem „wundertätigen Gnadenbild“, einer Pieta. Dorlar wurde durch dieses Gnadenbild zum Wallfahrtsort; sogar die Erzbischöfe von Münster und Paderborn sollen mit Klerus und vielen Gläubigen im Gefolge Wallfahrten nach hier gemacht haben. Das Gnadenbild gelangte während der Wirren der Reformation nach Koblenz in die dortige Jesuitenkirche, wo es heute noch steht.

Das Nonnenkloster hatte 140 Jahre Bestand. Durch Krankheiten, Feuersbrünste und im wesentlichen wohl durch die fehlende Unterstützung von Seiten reicher Geschlechter und Familien (das Kloster war mehr gedacht für die Töchter bürgerlicher Familien, da das nahe gelegene Kloster Altenberg, welches dem selben Orden angehörte, für adelige Fräulein reserviert war) ist es im 15. Jahrhundert in große Schwierigkeiten geraten, so daß sich der damalige Probst Gerhard gezwungen sah, das Kloster in ein Mönchkloster umwandeln zu lassen, was auch im Jahre 1437 auf Beschluß des Baseler Kirchenrates



Pieta aus der zerstörten Kapelle an der Kellersbach zwischen Dorlar und Garbenheim

Copyright by Foto-Studio W. Gottwald, 5400 Koblenz 1

geschah. Diese Verordnung sei hier in einer freien Übersetzung wieder gegeben, die ich in einer Abschriftensammlung eines mir nicht bekannten Autors (evtl. Maliniwoski aus Münchholzhausen?) gefunden habe:

„Die Hochwürdige allgemeine Kirchenversammlung zu Basel, welche im heiligen Geiste rechtmäßig vereint, die ganze Kirche vertritt, beschließt zum Gedächtnis für kommende Zeiten:

Wir müssen darauf mit Vorsichtsmaßregeln bedacht seyn, daß nicht aus unseren Verfügungen zu Zank und Streit Anlaß gegeben würde und diese Verwilligungen selbst zu fremden Rechtsvorwandt dienen. Da uns ohnlängst von Seiten des geliebten Sohnes der Kirche Gerhards, Vorsteher des Klosters Dorlar vom Prämostratenser Orden in der Trierischen Diöces, vorgestellt worden, daß genanntes Kloster, welches unter der Leitung eines Vorstehers und einer Priorin stand, durch Krankheiten und Sterbefälle, verschiedene Streitigkeiten und verheerende Feuersbrünste an Gebäuden, sowie an zeitlichen Gütern und Nonnen Mangel erlitten hatte und daß der Gottesdienst in demselben nicht wenig vernachlässigt wurde und der Vorsteher selbst zur Wiederherstellung und Aufrichtung des genannten Klosters und Förderung des Gottesdienstes mit Zustimmung des geliebten Sohns der Kirche, Herrn Philipp Grafen zu Nassau, dessen Vorfahren genanntes Kloster, das in seinem Lande liegt, gegründet haben, durch die Obern jenes Ordens die Absendung eines Geistlichen vom genannten Orden zur Erweiterung des Gottesdienstes erlangt hatte, über welche Angelegenheit er nach Vermögen des Klosters selbst fördersamst Sorge tragen solle, in der frommen Hoffnung, daß durch den täglichen Rath und Hülfe der Geistlichen des genannten Ordens besser als durch die Nonnen, besagtes Kloster wieder erneuert und in einem dem Höchsten wohlgefälligen Zustand versetzt werden würde, — da also von Seiten des Vorstehers selbst und des Klosterkonvents, so wie von den Procuratoren des genannten Ordens, die mit uns vereint sind, die unterthänigste Bitte an uns gelangt ist, daß wir für das Kloster selbst von nun an nur die Aufnahme von Geistlichen des genannten Ordens zu beschliessen und die hierzu erforderlichen Maaßregeln zu ergreifen geruhen, so haben wir, solcherlei Bitten Gehör gebend, den ehrwürdigen Bischof von Trier (?) und den geliebten Söhnen der Kirche, den Dechanten der Kirchen der hl. Maria in Wetflar und der hl. Walburga in Weilburg in der Trierer Diöcese, deren eigene Namen hier nicht genannt sind, durch ein anderes Schreiben von unserer Hand aufgetragen und befohlen, daß sie ein oder zwei aus ihrer Mitte wählen, und über oben erwählte Sache und alle ihre Umstände, sich fleißig unterrichten, und wenn sie es als ofänden, welches wir auf ihr Gewissen legen, oben genanntes Kloster mit allen seinen Gebäuden, Einkünften, Erzeugnissen, Früchten, Zehnten, Rechten, Privilegien, Gerichtsbarkeiten, Indulgenzen, Erlaubnissen und Verträgen zum Nutzen und Gebrauch des Vorstehers und der Geistlichen des genannten Ordens, welche für alle kommenden Zeiten daselbst wohnen, unter unsere Autorität übermachen und einsetzen lassen, dasselbe dem Vorsteher und den Geistlichen übergeben, deßgleichen, daß man dieß alles befolge, und was dahin einschlägt, tue, beschließe, anordne und einrichte, sowie es ihnen von Gott und Rechtswegen gut dünke, wie es denn in eben jenem Briefe eines weiteren enthalten ist.

Da aber, wie uns neulich von Seiten des geliebten Sohnes der Kirche, Hubert, Abt des Klosters Rommersdorf vom genannten Orden und derselben Diöces in einer Bittschrift vorgetragen worden, daß obenerwähntes Kloster zu Dorlar jenem seinem Kloster in Rommersdorf von Alters her unterworfen war, und ist, und nach vorgenanntem Briefe was auch Kraft desselben geschehen ist und geschehen soll, die Besetzung, Verwendung, Gesetzgebung, Einrichtung und Anordnung, wozu er selbst allerdings von Rechtswegen berufen werden müßte, von daher zu empfangen hat, der Vorsteher jedoch und die Geist-

lichen des genannten Klosters in Dorlar der Unterordnung und dem Gehorsam des zeitigen Abtes des Klosters zu Rommersdorf stillschweigend sich zu entziehen anmaßen, und für die Zukunft zu nicht geringem Schaden und Übervorteilung des genannten Abts und Klosters von Rommersdorf entzogen sein wollen, so war von Seiten jenes Abtes die unterthänige Bitte an uns gelangt, daß wir ihm und seinem genannten Kloster unsere geneigte Fürsorge wollen angedeihen lassen. Wir beschließen also, solcherlei Bitten Gehör gebend, daß genannter Abt, nach Vollziehung des erwähnten Briefes, falls sie noch nicht geschehen seyn sollte, als unmittelbarer Vorgesetzter und Teilhaber genannt werden müsse, indem wir anderweit durch Briefe bemerken, daß die etwas schon geschehene Versetzung, Verwendung, Gesetzgebung, Ordination und Anordnung und alles dergleichen dem derzeitigen Abte und Kloster zu Rommersdorf zwar zu keinerlei Vorrecht Anlass gebe, nichtsdestoweniger aber das Kloster von Dorlar dem Rommersdorfer Kloster für die Zukunft, gleichwie bisher vollständig untergeordnet seyn solle, und setzen fest, daß der Vorsteher und die Geistlichen, welche jetzt da sind oder in Zukunft da seyn werden im genannten Kloster zu Dorlar, dem zeitigen Abt des Klosters Rommersdorf unterworfen und ihm nach den gewöhnlichen Regeln des genannten Ordens zum Gehorsam und Folgeleistung verbunden seyn sollen, gerade so, als wenn in obenerwähnten Briefe dessen genaue und ausdrückliche Erwähnung geschehen sey. Es soll also keinem Menschen erlaubt sein, diese unsere Erklärungsnote und Bestimmung zu verwerfen und ihr frevelhaft entgegen zu handeln. Wer aber solches zuthun sich herausnehme der wisse, daß er des allmächtigen Gottes und der gesamten Kirche Unwillen sich zuziehen werde.

Gegeben Basel d. 21. Okt. 1437 nach der Geburt des Herrn."

Dieses Mönchskloster hatte bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hinein Bestand und ging dann gänzlich ein, da die reformierten Grafen von Weilburg die Probstei in ihrem Lande nicht mehr duldeten. Zwar versuchten die Rommersdorfer Äbte, besonders Franziskus de Longoprato (1595-1634), immer wieder, die klösterlichen Anlagen in ihre Hand zu bekommen, um das Kloster wieder in Gang zu bringen (das Restitutionsedict Kaiser Ferdinand II. gab ihnen dazu die rechtliche Handhabe). Die Wirren der Reformationszeit und der damit verbundene Einfall der protestantischen Schweden ließen das Kloster jedoch nicht mehr aufkommen. Der Abt von Rommersdorf verkaufte deshalb 1541 die Probstei Dorlar mit allen „zu derselben gehörigen Gerechtigkeiten, Gütern, Zehnten, Zinsen, Gülten und Gefällen“ sowie die Pfarrei Dorlar mit ihren Filialen Naunheim und Atzbach an den Grafen Johann von Buseck. Das Geschlecht der Busecker verarmte mit der Zeit, so daß viele Klostergebäude verfielen und die Güter, Ländereien und Gebäulichkeiten nach und nach an Privatleute veräußert werden mußten.

Der Dreißigjährige Krieg verwischt alle Spuren, und Kirchengeschichte von Dorlar ist fortan die Geschichte der reformierten Kirche. Die wenigen Katholiken, die in den Dörfern um Wetzlar wohnten, wurden von der Dompfarrei in Wetzlar aus betreut.

1946 war für die katholische Kirche und für viele Heimatvertriebene ein Neubeginn. Wie schwierig dieser Neubeginn war kommt am besten zum Ausdruck in einer handgeschriebenen kurzen Chronik des Pfarrers Stingl:

„Im Dezember 1946 ist der Schreiber dieses ersten Berichtes, Robert Stingl, ehemals Pfarrer in Lanz bei Falkenau a. d. Eger, Böhmen, mit den vielen Deutschen, welche aufgrund des Abkommens von Potsdam im August 1945 . . . aus ihrer Heimat vertrieben wurden, nach dem von den westlichen Alliierten besetzten Westdeutschland gekommen.

Am 4. Dezember wurde mir durch das Hochw. Bischöfliche Ordinariat in Limburg/Lahn die Errichtung einer neuen Seelsorgestelle östlich von Wetzlar übertragen.

Der Kreis Wetzlar, überwiegend von evangelischen Christen besiedelt, war eine einzige katholische Pfarrei mit 92 Ortschaften. Unter einer Gesamtbevölkerungszahl von 100000 lebten nur ca. 3000 Katholiken, davon ca. 2500 in der Stadt Wetzlar und nur 500 verteilten sich auf alle anderen Ortschaften. Die Zahl der Katholiken wuchs plötzlich auf 30000. Der ganze Kreis mußte seelsorglich neu aufgegliedert werden. Es entstanden zehn neue „Pfarreien“, „Seelsorgestellen“ genannt. Die Abgrenzung dieser Seelsorgestellen war erst provisorisch. So wählte ich mir Dutenhofen als Wohnsitz. Von dort aus hatte ich folgende Orte zu betreuen: Lützellinden, Münchholzhausen, Atzbach, Kinzenbach, Dorlar und Waldgirmes. Die zwei letztgenannten Orte wurden jedoch vorläufig noch von einem Kaplan aus Wetzlar betreut. Am 20. Dezember 1946 bezog ich meine Wohnung in Dutenhofen, mitten in einem außergewöhnlich strengen Winter, unter den großen Entbehrungen der Nachkriegszeit, Kälte und Hunger. Eine Frau brachte uns ein Körbchen Holz, unser Hausbrand über Weihnachten. Am 4. Adventsonntag 1946 (22. Dez.) hielt ich in der evangelischen Kirche meinen ersten Gottesdienst. Schon seit Ostern 46 wurde hier regelmäßig sonntäglich Gottesdienst durch die Kapläne von Wetzlar, meistens Kaplan Jos. Hartung, gehalten. Die ersten Weihnachten der Heimatvertriebenen, unbeschreiblich traurig infolge Hunger, Kälte, Not. Aber Dutenhofen hatte bereits einen Kirchenchor. Unter den Angesiedelten, meist Egerländern aus Falkenau und Umgebung, war auch der ehemalige Chorregent von Zieditz, Herr Helget, und viele Kirchensänger aus verschiedensten Orten. Mit Lust und Freude bildeten sie einen Chor und bereits zur ersten Weihnacht konnten sie eine mehrstimmige Pastoralmesse singen.

Am 1. Februar 1947 nahm ich die Seelsorge in Lützellinden auf und am 16. Februar 47 in Kinzenbach. In beiden Orten fand der Gottesdienst ebenfalls in den evangelischen Kirchen statt. . . . Alle erforderlichen Geräte im Koffer, diesen im Rucksack auf dem Rücken gepackt, stapfte ich in diesem überaus schneereichen Winter in diese Orte zum Gottesdienst. Vergaß man etwas, wie ich einmal den Kelch, was dann? Mitte Mai 47 war in Dutenhofen, Lützellinden und Kinzenbach die (erste) Erstkommunion.

Meine Wohnung bestand aus 2 Zimmern und 1 Abstellraum. Ein Zimmer war Küche und Schlafzimmer der Haushälterin, ein zweites Zimmer war für mich Arbeits-, Wohn- und Schlafzimmer. Im gleichen Zimmer habe ich am Schreibtisch wochentags die hl. Messe zelebriert. Im Bücherschrank mußte ich das Allerheiligste (die geweihten Hostien; Anm. d. Verf.) aufbewahren. . . . Am 10. September 1948 fand in Dutenhofen in der ev. Kirche die erste Firmung statt.

Die Seelsorge mußte ich auf das Wesentlichste beschränken: die Sonntagsgottesdienste. In der zeitlichen Festsetzung waren wir an die vereinbarten Zeiten gebunden. In Dutenhofen entweder am frühen Morgen 8 Uhr bzw. 7.30 Uhr und am späten Nachmittag 16 bzw. 17 oder 18 Uhr. In Lützellinden stand die Kirche von 13.30 bis 15.00 Uhr zur Verfügung und in Kinzenbach von 10-12 Uhr. Andachten waren kaum möglich. Maiandachten gestattete wohl der evangelische Pfarrer von Dutenhofen, nicht jedoch der von Lützellinden. Auch in Kinzenbach fanden Maiandachten statt. . . . Wir können praktisch jederzeit über die Kirche verfügen, besitzen selbst die Kirchenschlüssel und müssen lediglich darauf achten, daß nichts mit einer Veranstaltung der evangelischen Kirche kollidiert. . . . Die Seelsorge ist ganz empfindlich gehemmt durch Einschränkungen, welche uns von der evangelischen Kirche durch schriftliche Verträge oder durch ungeschriebene Vereinbarungen auferlegt wurden. Verboten sind uns Prozessionen, Missionen, Trauungen von Mischehen, Taufen von Kindern aus kath. geschlossenen Mischehen. . . .

Am 10. Oktober 1948 übersiedelte ich nach Dorlar. Dorlar als Wohnsitz war zweckmäßiger, weil zentraler gelegen, und die Ortschaften von hier aus leichter zu erreichen waren. Ich nahm Wohnsitz im Hause Nr. 53, einer alten Villa unterhalb der evangelischen Kirche. Von nun an war es die „Seelsorgestelle Dorlar“ . . . Am 23. Oktober 1948 war der erste kath. Gottesdienst in der evangelischen Kirche zu Atzbach, endlich hatte der für Atzbach zuständige Pfarrer von Dorlar dazu die Einwilligung gegeben. Für den Gottesdienst in Dorlar wurde die hiesige evang. Kirche kategorisch sowohl vom seinerzeitigen Pfarrer Kückes, wie auch von der evang. Kirchenleitung in Düsseldorf verweigert. Vermutlich lag der Grund hierfür in der vorreformatorischen Bedeutung Dorlars. . .

Zu Weihnachten 1948 wurde mir etwas Erleichterung gebracht durch ein altes Leichtmotorrad, das mir von der Dompfarrei für die weiten Wege in der Seelsorge zur Verfügung gestellt wurde. 1949 wurde mir dieses durch ein stärkeres aus Mitteln der Diözese ersetzt. . . .

. . . Schon im Sommer 1948 suchte ich in Dorlar nach einen geeigneten Bauplatz für einen späteren Kirchenbau. Die sogenannte Ochsenwiese, Eigentum der Gemeinde, wäre, da sie die letzte Parzelle an der Gemarkungsgrenze nach Atzbach war, sehr geeignet gewesen. Der damalige Bürgermeister von Dorlar, Wilhelm Brück, wäre auch für eine Übereignung des Grundstücks an die Kirche zu gewinnen gewesen, jedoch scheiterte die Sache an der Verständnislosigkeit der Herren vom Dalberg'schen Fonds, einem katholischen Kirchen- und Schulfonds in Wetzlar, der 5 ha der fruchtbaren Lahnwiesen bei Dorlar seinen Besitz nennt und nicht geneigt war, der Dorlarer Gemeinde für die „Ochsenwiese“ ein an Ausmaß bzw. Wert gleichwertiges Stück in Tausch zu geben. Eine Bezahlung kam ja wegen der in den damaligen Tagen erfolgten Währungsumstellung weder für die Dorlarer Gemeinde noch für die Kirche in Frage. Letzter Anlaß, dieses Vorhaben ganz aufzugeben war ein am 10. Dez. 48 von einem Herrn des Kreisbauamtes Wetzlar abgegebenes Urteil, daß das Grundstück nicht bebaut

werden könne, da es zu weit außerhalb läge. 5 Jahre später standen dort schon die Häuser der Dorlarer Siedlung, so stark war die Bautätigkeit, so ahnungslos die Behörde. . . .

Wegen der schwierigen Wohnverhältnisse war ich notgedrungen gezwungen, an einen Bau zu denken. Nach langwierigen Verhandlungen von März bis Dezember 1949 gelang es mir endlich die Ermächtigung des hochw. Bischöflichen Ordinariats, nach Begutachtung durch hochw. Herrn Ordinariatsrat Braun und Herrn Architekten Hofbauer aus Wetzlar einen Bauplatz zu erwerben. Die ehemaligen Besitzer . . . waren: die Eheleute Kramer, Althaus und Fiedler, alle aus Dorlar. Im Laufe des Sommers 1949 wurde der Pfarrhausbau in Angriff genommen. Einerseits war der Bau dringend erforderlich, andererseits waren die finanziellen Mittel der Diözese noch sehr beschränkt. Deshalb wurde auch nur eine geringe Summe von 22000 DM bereitgestellt. Es ergaben sich wohl Baukosten von insgesamt 28000 DM, aber dennoch mußte äußerst düflig gebaut werden. . . . 12. September 1950: Beginn des Pfarrhausbaus. Die Maurerarbeiten sind von der Firma Schwedes in Wetzlar ausgeführt worden. Der Bau wurde hochgejagt, denn vor Weihnachten sollte er noch bezugsfertig sein. Aber leider hat ein sehr regnerischer Herbst und ein frühzeitig einsetzender Frost dies vereitelt. Am 5. Nov. konnte zwar das Richtfest gefeiert werden, aber die danach aufgetretenen Frostschäden waren groß. Der größte Teil des Außenputzes mußte im Frühjahr erneuert werden, Fenster und Türen verquollen und mußten nachgearbeitet werden. Aber durch diese Nacharbeiten wurden die Schäden weniger behoben, als vielmehr noch mehr vergrößert. Herr Architekt Hofbauer hatte immer wieder neue Einfälle, die Herr Schreinermeister Sandner immer wieder ausführen mußte, aber ohne Erfolg.

Am 6. März bin ich in das Pfarrhaus eingezogen. . . . Am 24. April 1951 hat Herr Pfarrer Cornely die im Pfarrhaus eingerichtete Kapelle eingeweiht und die erste hl. Messe gefeiert.

In dieser Zeit wurden von mir folgende Sonntagsgottesdienste gehalten: In der Regel: Dutenhofen, Kinzenbach, Waldgirmes am 1. und 3. Sonntag des Monats, Dutenhofen, Atzbach, Waldgirmes am 2. und 4. Sonntag des Monats. Von Ausnahmen abgesehen, fanden die Gottesdienste zu folgenden Zeiten statt: Dutenhofen im Wechsel 8 und 18 Uhr, Waldgirmes im Wechsel 10 und 15 Uhr, Kinzenbach 10.30 Uhr und Atzbach 8 Uhr.“

An dieser Stelle sei die Chronik des Pfarrers Stingl einmal unterbrochen, um anhand einer anderen Quelle über seine Leistungen beim Aufbau einer jungen Pfarrgemeinde und das Aufblühen von Gemeindeleben zu berichten.

Aus dem von Pfarrer Stingl seit 1949 bis zu seiner Pensionierung geführten Verkündigungsbuch kann man immer wieder ersehen, daß nicht nur der schwierige Bau von Pfarrhaus und Kirche ihn stark belastet hat. So lesen wir u. a., daß er Weihnachten 1949 nach der Weihnachtsmette um 16 Uhr in Dutenhofen, am 1. Weihnachtstag in Atzbach um 8.30 Uhr, in Kinzenbach um 10 Uhr, in Lützelinden um 13.30 Uhr und in Waldgirmes um 16 Uhr hl. Messen feierte. Ostern 1950 zählte man von Palmsonntag bis Ostermontag 12 Messen und zusätzlich 4 Kreuzwegandachten, alle an verschiedenen Orten.

Auch neben den Gottesdiensten gab es bald immer mehr Ansätze zu außerordentlichen kirchlichen Feiern. So hielt man bald auch Karfreitagsliturgie, Auferstehungsfeier und Christmette, wie die Gläubigen es aus der alten Heimat gewohnt waren. Zu einem besonderen Ereignis wurde ab 1950, auch für die gesamte Öffentlichkeit, die feierliche Fronleichnamsprozession in Atzbach. Aus der Chronik kann man herauslesen, wie sehr Pfarrer Stingl von seinen Gläubigen überrascht worden ist:

„Wir hatten den Gläubigen in den ersten Jahren empfohlen, an der Fronleichnamfeier in Wetzlar teilzunehmen, so auch am 8.6. 1950. So hatte ich lediglich einen Gottesdienst um 18 Uhr in Atzbach angesetzt. Als ich mich der Kirche näherte, traute ich meinen Augen kaum: Die Ungarndeutschen aus Zsambeck hatten um die Kirche einen herrlichen Blument Teppich nach heimatlicher Sitte gelegt, und wir zogen mit dem Allerheiligsten um die Kirche. Im Jahr darauf erweiterten wir die Prozession, bauten zwei Altäre auf und holten uns seit 1953 die Musikkapelle „Egerland“ zur Prozession. Pfarrer Stingl berichtet dann weiter von den Erfolgen der verschiedenen Kapellenwagenmissionen durch die Ostpriesterhilfe; einige der Patres haben heute noch guten persönlichen Kontakt zu Gemeindemitgliedern in der Pfarrei.

1953 begannen die Vorplanungen zu einem Kirchenbau. Pfarrer Stingl, die Gläubigen und auch die Zivilgemeinde wollten die Kirche nicht bei dem bereits stehenden Pfarrhaus errichtet sehen, sondern in dem damals noch freien Feld zwischen Atzbach und Dorlar oberhalb der Kreisstraße. Das Bischöfliche Ordinariat entschied jedoch, daß die Kirche an das Pfarrhaus angebaut werden sollte, obwohl es nicht gelungen war, das Nachbargrundstück zu erwerben, um etwas mehr Raum für einen Bau zu haben.

Nicht einmal auf die Wahl des Architekten, der bereits beim Pfarrhausbau recht eigenwillig und unglücklich agiert hatte, konnte Pfarrer Stingl Einfluß nehmen, und er klagt in seiner Chronik: „Herr Architekt Hofbauer, der mir in Sachen Kirchenbau absolut keine Kompetenz zuerkannte, arbeitete Pläne aus, ohne sich nur im geringsten um meine Wünsche und Ansichten zu kümmern. So kamen mir die Pläne zur Kirche erstmals zu Gesicht, als mich Herr Bürgermeister Schneider in eine Gemeindevertreterversammlung bat, in der die Planung der Kirche zur Sprache kam.“

Im o.g. Verkündigungsbuch finden wir unter dem 27. Juni 1955 die kurze Eintragung: „Montag, 15.30 Uhr, Grundsteinweihe unserer Kirche . . .“

Der Kirchenbau wurde von dem Bauunternehmer Robert Schneider durchgeführt, und bereits am 3. Advent (11. Dezember 1955) konnte die neue, wenn auch noch nicht ganz fertige Kirche in einem Festgottesdienst um 9 Uhr eingeweiht werden.

Wegen der religiösen Rolle, die Dorlar im Mittelalter als Wallfahrtsort mit einem Gnadenbild der Schmerzhafte Mutter, der „Mater Dolorosa“, gespielt hatte, wurde der Bischof gebeten, die neue katholische Kirche auch wieder der Mater Dolorosa zu weihen und ihr so etwas von dem einstigen historischen Glanz zu verleihen. Die Baukosten der neuen Pfarrkirche beliefen sich auf 154401,- DM.

Mit dem Bau des Gotteshauses in der jungen Gemeinde war ein spürbarer Aufschwung im kirchlichen Leben zu verzeichnen. Die Gottesdienste in den evangelischen Kirchen zu Atzbach und Waldgirmes konnten entfallen, denn die Gläubigen feierten das hl. Meßopfer nun gemeinsam in „ihrer“ Kirche.

Nach einer Zählung am 1.9.1955 lebten im Bereich der Katholischen Seelsorgestelle Dorlar 2183 Katholiken, die sich auf die einzelnen Orte wie folgt verteilten: Dorlar 353; Atzbach 415; Waldgirmes 421; Kinzenbach 319; Dutenhofen 476; Münchholzhausen 199.

Neben dem schon seit 1946 bestehenden Kirchenchor Dutenhofen entsteht jetzt in der Pfarrkirche ein zweiter Chor, der das Osterfest 1956 mit seiner ersten Aufführung besonders festlich umrahmt. Am 31. Mai 1956 findet von der Pfarrkirche aus die erste Fronleichnamsprozession statt. Sie führte, wie auch heute noch, zur Kreuzung am Friedhof, wo ein quadratischer Altar inmitten von Blumentepptischen errichtet war. Der ganze Weg durch die Hinter- und Friedhofstraße und über die Westendstraße zurück zur Kirche war mit herrlichen Blumenläufen geschmückt, an dem fleißige Hände schon seit 4 Uhr in der Frühe gearbeitet hatten. Damals nahmen an den Prozessionen so viele Gläubige, aber auch „Schaulustige“ teil, daß der Platz um den Altar und die angrenzenden Wiesen kaum ausreichten, um die Menschen zu fassen. Und an allen kirchlichen Hochfesten war die Pfarrkirche so gefüllt, daß der Küster mit dem Klingelbeutel sich kaum einen Weg durch die Menge bahnen konnte.

Fast 14 Jahre nach der Errichtung der Katholischen Seelsorgestelle „östlich von Wetzlar“ brachte das Jahr 1960 den Gläubigen ein großes Ereignis. Nach Anhörung und Zustimmung der Beteiligten verordnete Bischof Wilhelm von Limburg am 27. September 1960, daß die Seelsorgestelle zur eigenen Kirchengemeinde erhoben werde. In der Anlage sind diese Verordnung und die Ernennungsurkunde des Pfarrer Stingl zum Pfarrvikar beigefügt.

Nachdem bereits am 15.2.1959 die feierliche Weihe der Kirchenglocken stattgefunden hatte, konnte am Tage der Erhebung zur Pfarrvikarie in einem feierlichen Gottesdienst die neue Kirchenorgel geweiht werden.

Am 11. Juni 1963 erhob Bischof Wilhelm von Limburg die Pfarrvikarie mit Wirkung vom 1. Juli 1963 zur Pfarrei. In einem Schreiben beglückwünscht das Bischöfliche Ordinariat Pfarrer Stingl und die Pfarrgemeinde zu diesem Ereignis und wünscht Gottes Segen für eine reiche Entfaltung des religiösen Lebens. Mit der Erhebung zur Pfarrei ist die rechtliche Entwicklung der Pfarrgemeinde aus kleinsten Anfängen heraus nunmehr zum Abschluß gekommen. Einen bedeutenden Einschnitt in die junge Geschichte der Dorlarer Katholischen Kirchengemeinde brachte das Jahr 1976, als Pfarrer Robert Stingl aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand trat. Leider konnte er, der nicht nur von Katholiken sehr geschätzt war, seinen Ruhestand nur kurze Zeit genießen; 1978 rief ihn Gott zu sich. Viele seiner ehemaligen Pfarrkinder gaben ihm das letzte Geleit, als er in Gaggenau-Rotenfels zur letzten Ruhe gebettet wurde.

Nach Anhörung und Zustimmung der Beteiligten wird hierdurch
verordnet, was folgt:

§ 1

Für die Katholiken von Atzbach, Dorlar, Dutenhofen, Kinzenbach,
Münchholzhausen und Waldgirmes, sämtlich im Kreis Wetzlar gelegen,
wird eine eigene Kirchengemeinde mit der Bezeichnung: Katholische
Kirchengemeinde "Maria, Schmerzhaftes Mutter" Dorlar gebildet.

§ 2

Das Gebiet der Katholischen Kirchengemeinde Dorlar deckt sich
mit den zivilen Gemarkungen der in § 1 genannten Orte.

§ 3

Die in diesem Gebiet wohnenden Katholiken scheiden aus der Kir-
chengemeinde und Pfarrei Wetzlar/Dom U.L.Frau, zu der sie bisher
gehört haben, aus und werden der Kirchengemeinde Dorlar zugeteilt.

§ 4

Die im Grundbuch von Dorlar Band 53, Blatt 2016, Flur 17, Flur-
stück 39, 40, 41 "Die Buchgärten", auf das Bistum Limburg in
Limburg eingetragene Grundstücke, in Größe von insgesamt 7.94 ar,
sowie das im Grundbuch Dutenhofen Band 45, Blatt 1608, Flur 21,
Flurstück 101/1 "In den alten Vingerten", auf den Bischöflichen
Stuhl in Limburg eingetragene Grundstück, in Größe von 18.00 ar,
gehen mit den darauf befindlichen Gebäuden in das Eigentum der
neuen Kirchengemeinde über.

§ 5

Die in Dorlar bestehende Seelsorgestelle wird zur Pfarrvikarie
erhoben. Sie ist eine paroecia amovibilis im Sinne von can.
454 § 1 und 2 O.I.C.

Dem Pfarrvikar obliegt die gesamte Pfarrseelsorge im Gebiet der
Kirchengemeinde "Maria, Schmerzhaftes Mutter", einschließlich
der applicatio pro populo und der Notfirmung.

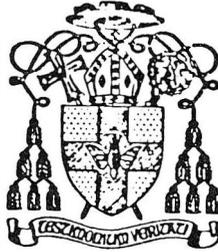
§ 6

Diese Urkunde tritt in Kraft am 1. Oktober 1960.

Gegeben zu Limburg/Lahn, am 27. September 1960
N.O.E. 4467/60/3



+ Wilhelm
Bischof von Limburg



Wir Wilhelm,
durch Gottes Barmherzigkeit und des Hl. Apostolischen Stuhles Gnade
Bischof von Limburg,

beurkunden hierdurch, daß wir den Herrn Pfarrer

Robert S t i n g l

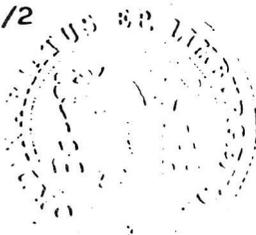
mit Wirkung vom 16. Februar 1961 zum Pfarrvikar der neuerrichteten Pfarrvikarie D o r l a r ernannt haben und ihm die Seelsorge für alle zur Kirchengemeinde gehörigen Katholiken, die kirchliche Standesbuchführung, die Leitung der Vermögensverwaltung, sowie die applicatio pro populo übertragen haben.

Das Dienst Einkommen richtet sich nach der jeweils geltenden Besoldungsordnung.

Urkundlich der gewöhnlichen Unterschrift und des beigedrückten Ordinariats Siegels.

Gegeben zu Limburg/Lahn, am 17. Februar 1961

N.O.E. 1426/61/2



Generalvikar

Nachfolger von Pfarrer Stingl wurde Pfarrer Arnold Schink, der zuvor zehn Jahre als Militärseelsorger in Wetzlar tätig war.

Mit der Erhebung der Seelsorgestelle Dorlar zur Pfarrvikarie und später zur Pfarrei wurde es auch erforderlich, einen Kirchenvorstand zu bilden. Die erste Sitzung des vorläufigen Kirchenvorstandes wurde für den 29. September 1960 einberufen. Eine Aufgabe, war die am 28. Oktober 1962 stattfindende Kirchenvorstandswahl vorzubereiten. Dieser neugewählte Kirchenvorstand trat am 8. November 1962 unter dem Vorsitz von Pfarrer Stingl erstmals zusammen.

Es gehörten ihm folgende Mitglieder an: Gerhard Draheim (Dutenhofen) als stellvertretender Vorsitzender; Walter Fritsch (Dutenhofen), Karl Wettengl (Münchholzhausen), Josef Opitz und Josef Schneider (Waldgirmes), Mathias Kaiser (Atzbach), Anton Klinik (Dorlar) und Thomas Bader (Kinzenbach).

Ab 1966 fungierte neben dem Kirchenvorstand auch ein Pfarrausschuß, der Vorläufer des heutigen Pfarrgemeinderates. Sein Vorsitzender war ebenfalls der Pfarrer, stellvertretender Vorsitzender Anton Klinik, die Mitglieder waren Thomas Bader, Gerhard Draheim, Walter Fritsch, Johann Heinemann (Waldgirmes), Mathias Kaiser, Josef Opitz, Karl Wettengl und Margret Noli (Dutenhofen)

Ab 1969 wählten die Mitglieder der Pfarrgemeinde ihren aus 12 Personen bestehenden Pfarrgemeinderat und dieser wiederum den Pfarrverwaltungsrat. Diese beiden Gremien sind ein Ausdruck des Demokratisierungsprozesses der Kirche, der durch das 2. Vatikanische Konzil eingeleitet worden ist. Um dieses zu verdeutlichen, zitiere ich aus der Einleitung der „Synodalordnung für das Bistum Limburg“:

„Die Kirche versteht sich als „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“. Sie muß sich daher im Auftrag Christi und in der Kraft des Geistes wie Jesus Christus selbst, der in ihr und durch sie gegenwärtig ist, den Menschen in ihren vielfältigen Nöten zuwenden und ihnen durch Wort und Tat die Liebe und das Leben Gottes schenken. So eröffnet sie den Menschen einen Weg in die Zukunft und hilft ihnen, aus der Kraft der Hoffnung die Gegenwart zu meistern.

Diese Sendung kann die Kirche nur erfüllen, wenn das ganze Gottesvolk und jedes seiner Glieder die Verantwortung dafür erkennt und übernimmt. Das Zweite Vatikanische Konzil weist auf diese gemeinsame und besondere Verantwortung immer wieder hin.

Synodale Gremien im spezifischen Sinn sind die Räte, in denen Bischof und Priester mit den Vertretern des Gottesvolkes in allen Aufgaben der Kirche zusammenwirken, die eines gemeinsamen Planes und Handelns bedürfen. Es sind dies

- a) auf der Ebene der Kirchengemeinde: der Pfarrgemeinderat;
- b) auf der Ebene des Bezirks: der Bezirkssynodalrat;
- c) auf der Ebene der Diözese: der Diözesansynodalrat.

In Beziehung zu den Räten und als Wahlgremien bestehen außerdem Körperschaften, in denen Laien, Geistliche und Ordensleute ihre Erfahrungen austauschen und ihre gesellschaftliche Verantwortung durch gemeinsame Beratungen und Entschließungen wahrnehmen. Es sind dies

- a) auf der Ebene der Kirchengemeinde: der Pfarrgemeinderat, der zusätzlich zu seiner Aufgabe als Synodalrat der Pfarrgemeinde auch diese Funktion ausübt;

- b) *auf der Ebene des Bezirks: die Bezirksversammlung;*
- c) *auf der Ebene der Diözese: die Diözesanversammlung.*

Für die Verwaltung des Kirchenvermögens bzw. für die Wahrnehmung von Aufgaben im Zusammenhang mit der Diözesankirchensteuer sind Gremien tätig, deren Mitglieder überwiegend von den Räten gewählt werden. Es sind dies

- a) *auf der Ebene der Kirchengemeinde: der Verwaltungsrat;*
- b) *auf der Ebene der Diözese: der Diözesankirchensteuerrat.“*

Diese kirchlichen Gremien werden für die Dauer von 4 Jahren gewählt. Die bisherigen Pfarrgemeinderäte hatten folgende Zusammensetzungen:

1. Pfarrgemeinderat 16.3. 1969: Franz Donowitz, Mathias Kaiser (Atzbach), Anton Klinik, Marie Wanske (Dorlar), Doris Peschke, Simon Tafferner, Hans Techert (Waldgirmes), Josef Kreis (Kinzenbach), Gerhard Draheim, Margret Noli (Dutenhofen), Hermann Bäuml, Elfriede Ziaja (Münchholzhausen).

2. Pfarrgemeinderat 5.3. 1972: Franz Donowitz, Mathias Kaiser, Johann Frech (Atzbach), Anton Klinik, Marie Wanske (Dorlar), Doris Peschke, Hubert Rotter, Hans Techert (Waldgirmes), Gerhard Draheim, Margret Noli (Dutenhofen), Hermann Bäuml, Elfriede Ziaja (Münchholzhausen).

3. Pfarrgemeinderat 9. 11. 1975: Franz Donowitz, Alfred Hackel, Mathias Kaiser (Atzbach), Walter Peschke, Marie Wanske (Dorlar), Franz Peschke, Anna Tafferner, Hans Techert (Waldgirmes), Gerhard Draheim, Margret Noli (Dutenhofen), Gerhard Elsner, Elfriede Ziaja (Münchholzhausen).

4. Pfarrgemeinderat 11. 11. 1979: Mathias Kaiser, Magdalena Lachnit, Manfred Schöberl (Atzbach), Werner Brandl, Else Velte (Dorlar), Dr. Robert Hach, Helga Rossmann, Hubert Rotter (Waldgirmes), Gerhard Draheim, Margret Noli (Dutenhofen), Gerlinde Klier, Waltraud Wagner (Münchholzhausen). Den Vorsitz dieses Pfarrgemeinderates hat Frau Else Velte inne.

Besonderer Erwähnung bedarf es, daß Herr Gerhard Draheim, der allen Pfarrgremien von Anfang an angehörte, zehn Jahre den Vorsitz des Pfarrgemeinderates innehatte.

Mit der Berufung dieser Laiengremien fand der Pfarrer der jungen Pfarrei die Unterstützung, die er sich bei Bauplatzsuche und Kirchen- und Pfarrhausbau in den vergangenen Jahren wohl oft gewünscht hatte.

Einige wichtige Beschlüsse der gewählten Pfarrgremien seien hier aufgezählt: Ab 1. 1. 1966 wurde die immer umfangreicher werdende Rechnungsführung der Pfarrei an das Rentamt in Wetzlar übergeben, im gleichen Jahr entschloß man sich, das Kirchendach erneuern zu lassen und 1968 wurde eine Warmwasserheizung im Pfarrhaus eingebaut, an die man auch den Versammlungsraum unter der Kirche anschloß. 1970 wurde die Pfarrkirche außen gründlich renoviert, 1972 der Innen- und Altarraum neu hergerichtet.

Nach dem Auszug von Pfarrer Stingl im Jahre 1976 wurden Pfarrhaus und Pfarrsaal neu gestaltet, um geeignete Räumlichkeiten für Tagungen, Verwaltung, Katechesen und größere Versammlungen zu gewinnen; diese Renovierungs-

und Umbauarbeiten kosteten mit 171 660, — DM fast 20000, — DM mehr als der seinerzeitige Bau der Pfarrkirche selbst. Auch die bereits noch unter Pfarrer Stingl erbaute Filialkirche St. Nepomuk in Dutenhofen war mit ca. 354 000, — DM teurer als die Pfarrkirche selbst.

Alle diese Neu- und Umbaumaßnahmen waren notwendig geworden durch das Aufleben neuer Gemeindeaktivitäten. Die Jugendarbeit wurde weiter ausgebaut, und wöchentlich treffen sich Kinder von den Schulanfängern bis hin zu den Jugendlichen zu Gruppenstunden oder in Spiel- und Musiziergruppen. Ein Frauenkreis von ca. 50 Personen trifft sich in regelmäßigen Abständen, um zusammen frohe oder besinnliche Stunden zu verbringen, ein Seniorenkreis ist für Frauen und Männer über 65 Jahren eine Stätte der Begegnung und des Gedankenaustausches unter Gleichaltrigen. In kleineren Arbeitsgruppen bereiten Katecheten die jungen Gläubigen auf den ersten Empfang des Altarsakramentes (Erstkommunion) und das Sakrament der Firmung vor. In Seminaren frischen Erwachsene ihr Wissen über ihren Glauben wieder auf und versuchen gemeinsam unsere moderne Welt aus der Sicht des Glaubens zu verstehen.

Alle diese Veranstaltungen, aber auch Hobbygruppen und -kurse ohne religiösen Inhalt (Bauernmalereikurs, Kochkurs, Erste-Hilfe u.a.) dienen einem Ziel: Die Gläubigen sollen und wollen Gemeinde erleben im eigentlichen Sinne des Wortes, etwas gemeinsam tun, Kontakt zu pflegen und aus dieser Gemeinschaft heraus neue Impulse zu erhalten für die Bewältigung der heutigen Zeit. Gemeinde heißt, den Weg zu dem Anderen finden.

In diesem Jahr des Kirchenjubiläums hatte die Pfarrei Dorlar schon hohen Besuch. Bischof Dr. Wilhelm Kempf spendete am 29. Juni 1980 in einem feierlichen Gottesdienst das Sakrament der Firmung. Der junge Christ bekräftigt jetzt aus eigenem Willen die bereits in der Taufe vollzogene Aufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen. In seiner Festpredigt würdigte der Bischof all die Mühen und Anstrengungen im Aufbau der Pfarrgemeinde. Er versprach Mut und Kraft aus dem Glauben auch für die kommenden Jahre.

Folgende Literatur wurde benutzt, teilweise dem Sinne nach oder wörtlich zitiert:

Abschriftensammlung der Katholischen Pfarrei Dorlar

Verfasser nicht angegeben

Robert Stingl: Chronik der Seelsorgestelle Dorlar 1946 — 1954
Nachlaß des Pfarrers Stingl

Werner Brandl und Mathias Kaiser: Festschrift zur 25-jährigen Kirchweih der
Pfarrkirche „Schmerzhaftes Mutter Maria“ zu Dorlar
Hrsg.: Pfarrgemeinderat der Pfarrei Dorlar, 1980

Werner Brandl: Geographische Strukturuntersuchung der Gemeinde Dorlar
Universität Gießen, Geographisches Institut, 1964

Hedwig Schmidt: Germitzer Marca
Hrsg.: Gemeinde Waldgirmes, 1970

Bistum Limburg: Syriodalordnung
Limburg 1978

Sehr schwingend Frau Nachtigall

Auch zweistimmig ohne Begleitung

The image shows a musical score for the song 'Frau Nachtigall'. It consists of four systems of music. The first system is the vocal line, written in a 6/4 time signature with a key signature of one flat (B-flat). The lyrics are: '1. Viel Freuden mit sich brin = get die fröh-lich Som-mer-zeit; — im grü-nen Wald jezt jin = get wied-rum vor Freu-dig = keit —'. The second system is the instrumental accompaniment for 'Blockflöte od. Geige', with lyrics: 'ohn Un-ter-laß mit hel-lem Schall aus ih-rem Häls = lein zart — sehr'. The third system continues the vocal line with lyrics: 'schön und fein Frau Nach-ti = gall, kein Müß und Fleiß sie spart. —'. The fourth system is the instrumental accompaniment. The score is written on a grand staff with a treble clef and a bass clef.

2. Des Nachts, wenn ist vorüber all and e Vöglein Sang, so schwingt sie ihr Gefiede und fangt mit lautem Klang bald auf das neu recht an zu schrein, bis daß anbricht der Tag; ihr wunderschöne Melodein kein Mensch beschreiben mag.

3. Mit ihrem schönen Singen bewegt sie manchem sein Herz, daß er vor Freud mücht springen, das sag ich ohn allen Scherz; denn unter alln Waldböglein, sie sein groß oder klein, ihr ke nes jemals gleich tut sein, der Ruhm ist ihr allein.

Frau Nachtigall

Immer seltener klingen in unserer Zeit die eigenartigen Töne der Nachtigall durch die Nacht — nur in unberührten Hecken läßt sich dieser respektierte Vogel heute noch hören.

In diesem alten Volkslied wird die Besonderheit und der außergewöhnliche Klang der Nachtigall besungen — ja eigentlich gerühmt. Christophorus Demantius schrieb dieses poetische Lied im Jahre 1595. Die Melodie entstammt dem Tabulaturbuch August Nörmingers von 1598.

Gerade im vergangenen Sommer 1980, der anfangs sehr verregnet war, holten wir in unserer Singgruppe dieses Lied hervor und haben beim Singen sehr viel Freude gehabt.

Liselotte Bloh

Beiträge zur Geschichte der Dorlarer Schule

von Lehrer Brückmann †, Dorlar

In den letzten Monaten des vorigen Jahres habe ich an dieser Stelle allerlei Nachrichten über die Schule zu Atzbach aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg bis zum Ende der Nassauischen Herrschaft veröffentlicht. Soweit dort von Verordnungen und Erlassen der Gräflich Nassau-Weilburgischen Regierung die Rede war, beziehen sich diese ebenso auf die Dorlarer wie auch auf die Atzbacher Schule. Sie brauchen also bei meiner heutigen Arbeit nicht wiederholt zu werden, und der aufmerksame Leser mag bei dem, was für die einzelnen Zeitabschnitte von der Dorlarer Schule gesagt wird, sich den Inhalt der Verordnungen noch einmal vergegenwärtigen, damit das dargebotene Zeitbild vervollständigt wird.

Die Quellen der Geschichte der Dorlarer Schule fließen noch spärlicher als die der Atzbacher Schule. Die Zahl der Akten und Urkunden ist nur gering. Was ich aber aus den wenigen Akten, den kirchlichen Büchern (Tauf-, Trauungs- und Sterberegistern) und durch mündliche Erzählungen erfahren konnte, habe ich zusammengestellt und versuche nun, daraus die Entwicklung unserer Schule und ihre Verhältnisse in früheren Zeiten darzustellen.

1. Die Gründung der Dorlarer Schule

Ob vor dem Dreißigjährigen Kriege Dorlar schon einmal eine Schule gehabt hat, ist nicht bekannt. Es scheint mir nicht so, wenn auch viele Dörfer unserer Heimat vor dem Kriege reiche und blühende Gemeinwesen waren, die nachher gänzlich verarmten und auch ihre Schulen einbüßten. Sicher wissen wir, daß es während und nach dem Kriege keine Schule hatte. In den ersten dreißig Jahren nach dem Kriege, etwa von 1650 bis 1680, sind keine Anschläge zur Gründung einer Schule gemacht worden. Mit etwas mehr als hundert Einwohnern war Dorlar ums Jahr 1650 ein sehr armes Dorf. Nur noch fünf Familienväter besaßen soviel Vermögen, daß sie zur Zahlung der herkömmlichen Abgaben an den Fürsten von Nassau verpflichtet waren. Von den anderen wurde, wahrscheinlich ihrer Armut wegen, überhaupt nichts verlangt. Doch auch die fünf „Reichen“ waren nicht imstande, etwas zu bezahlen, denn sie baten in einer Eingabe um Befreiung von diesen Abgaben, weil sie zu arm seien. Bei dieser Armut war an die Gründung einer Schule nicht zu denken, und es blieb so, wie es seit alter Zeit gewesen war. Die Dorlarer Schulkinder gingen nach Atzbach zur Schule. Im Jahre 1685 war die Zahl der schulpflichtigen Kinder auf etwa 30 gestiegen, von denen 25 ziemlich regelmäßig nach Atzbach zur Schule gingen. Im allgemeinen war der Schulbesuch damals recht unregelmäßig. Es kam vor, daß die Kinder erst mit dem achten Lebensjahr mit dem Schulbesuch anfangen, obwohl sie schon mit dem fünften Jahre aufgenommen werden sollten. Dauerte die Schulpflicht bis zur Vollendung des vierzehnten Jahres, so blieben manche Kinder schon mit dem zwölften Jahre der Schule fern. Pfarrer **Rotenberger** hat mit aller

Energie den Kampf gegen den unregelmäßigen Schulbesuch geführt und es dahin gebracht, daß es in seiner Gemeinde nicht ganz so schlimm war wie anderswo.

Pfarrer Rotenberger ist es auch gewesen, der dann die Gründung der Dorlarer Schule ins Werk gesetzt hat. Vielleicht hat er damit einen noch besseren Schulbesuch herbeiführen wollen und eine gründlichere Schulung der Kinder erwartet. Die Einrichtung der Dorlarer Schule fiel zeitlich mit der Versetzung des Lehrers **Joh. Georg Schmidt** von Atzbach nach Gleiberg zusammen. Die Chronik berichtet über diese Ereignisse folgendes: „Gleich nach Eingang dieses Jahres, nämlich am 8. Januar 1688, ist von unserem gnädigsten Grafen und Landesherrn der bisher gewesene Samt-Schulmeister zu Dorlar und Atzbach nach Gleiberg an die Schule befördert worden. Hierauf hat die Gemeinde Dorlar untertänigst supplicieret (gebeten), um einen eigenen Schulmeister anzunehmen, haben auch vom Hochgräflichen Konsistorio Genehmigung erhalten.“ Diese Genehmigung liegt vor in einem Schreiben des Weilburger Konsistoriums an die Gemeinde Dorlar. Sie ist schon vom 6. Januar 1688 datiert, ein Zeichen, daß die Dorlarer, das heißt als treibende Kraft wohl Pfarrer Rotenberger, die Sache schon ins Werk gesetzt hatten, ehe die amtliche Abberufung des Atzbacher Schulmeisters vorlag. In dieser Schrift, mit Siegel und unleserlicher Unterschrift versehen, haben wir also die Gründungsurkunde der Schule zu Dorlar heute noch vor uns. Sie hat folgenden Wortlaut: „Des Hochgeborenen, unseres gnädigsten Grafen und Herren Hochgräfliche Gnaden sind auf beschehene untertänigste Relation zufrieden, daß die supplizierende Gemeinde Dorlar, wofern die Gemeinde zu Atzbach nichts Erhebliches dagegen einzuwenden hat, einen eigenen tüchtigen Schulmeister bis auf andere Verordnung annehmen möge.“ Damit war also die Gründung vollzogen; die Dorlarer hatten eine eigene Schule, und am 6. Januar 1688 können wir das zweihundertfünfzigjährige Bestehen unserer Schule festlich begehen.

2. Die ersten Lehrer an der Schule zu Dorlar

Nachdem der Pfarrer von dem neuen Atzbacher Lehrer berichtet hat, der an Schmidts Stelle trat, fährt er fort: „Der Gemeinde Dorlar aber habe ich **Johann Heinrich Hoch** vorgestellt in Gegenwart der Vorsteher und Kirchen-Senioren. Es gebe und verleihe der allmächtige, daß nun und ins künftige in beiden Schulen die Kinder in aller Gottesfurcht möchten unterrichtet werden. Gott gebe, daß alles wohl gelinge, Amen!“ Diese Vorstellung, also der Amtsantritt des ersten Lehrers Johann Heinrich Hoch, geschah am ersten Sonntag nach Epiphania, also schon kurz nach dem 6. Januar. Das ist wieder ein Beweis dafür, daß der Pfarrer die ganze Sache schon vorbereitet hatte. Hoch hat das Amt nur einige Wochen versehen. „Weil die Gemeinde Dorlar mit Johann Heinrich Hoch durchaus nicht zufrieden sein wollte, als sind sie zum Hochgräflichen Konsistorio appelliert, und haben um einen tüchtigen Schulmeister angehalten. Sie sind aber anfangs rauh empfangen worden. Ich tat (so schreibt der Pfarrer) zwar auch meinen Bericht, daß die Kinder eine Furcht und Abscheu vor Joh. Heinrich

Hoch hätten, auch selbiger sich kapabel informieren (verständlich unterrichten) könne, über das der Klagen so viel wäre von der Gemeinde, daß ich keine Ruhe haben möge. Hierauf meldete sich **Georg Heinrich Agel** von Gießen, ein Studiosus, gehorsam an. Ich rekommandierte nebst den Senioren und Vorstehern dem Hochgräflichen Konsistorio bemeldeten Agel, übernahm aber ein scharfes Schreiben. Jedoch wurde gratifiziert (die Sache bewilligt) und ist Agel auf Sonntag Okuli das erstemal allhier im Chor gewesen und hat sein Amt verrichtet. (Vorsingen im Gottesdienst.) Zuvor aber ist er der Gemeinde präsentiert (vorgestellt) worden. Gott im Himmel verleihe auch Gnade, daß er sein Offizium (Amt, Dienst) treu verwesen möge."

Der erste Schulmeister **Johann Heinrich Hoch** war der Sohn des Pfarrers Georg Hoch in Dorlar. Georg Hoch, der „in den gar bösen Jahren“ (von 1636 ab) in Dorlar Pfarrer war, „hat allhier großes Elend müssen ausstehen und dennoch sein Amt treulich, wiewohl in großer Armut, verrichtet“. Er war im Jahre 1658 gestorben. Sein Sohn konnte wegen allzu großer Armut nicht studieren und lernte das Schreinerhandwerk. Als er sich 1688 zum Schulmeister meldete, zählte er schon 52 Jahre. Auch hier dürfen wir wohl annehmen, daß ihm der Pfarrer, als Amtsgenosse und Nachfolger seines Vaters, zu der Stelle verholfen hat. Da er aber keinerlei Vorbildung hatte, so konnte er nicht Schulmeister bleiben. Wegen seines vorgerückten Alters konnte auch von einer nachträglichen Ausbildung keine Rede mehr sein. So mußte er den Dienst schon nach kurzer Zeit wieder verlassen. Eigenartig berührt uns heute die Begründung, weil die Kinder keine Furcht und keine Abscheu vor ihm hatten. Allzusehr geärgert über den Verlust der Stelle hat er sich scheinbar nicht. Er hat nämlich nachher noch 44 Jahre gelebt und ist im Alter von 96 Jahren im Jahre 1732 gestorben. Er scheint ein recht geachteter Mann gewesen zu sein, war lange Jahre „Kirchen-Senior und Opfermann“, und „hatte die Gnade von Gott, bis in sein hohes Alter recht gesund zu sein“. Von seinen vierzehn Kindern (er war zweimal verheiratet) sind neun erwachsen; aber nur eins, sein Sohn Johann Wilhelm, der gleich ihm das Schreinerhandwerk betrieb, ist in Dorlar geblieben. Zu seinen Nachkommen zählt auch die Familie, die noch heute seinen Namen trägt.

Bemerkenswert bleibt es auch, daß Joh. Heinrich Hoch so schnell einen Nachfolger bekam. Das kam auf folgende Weise: In Dorlar lebte um die Mitte der achtziger Jahre die Witwe des Schulmeisters Lukas Agel. Wo dieser sein „Amt verrichtet“ hat, ist nicht bekannt. Ihr Sohn Georg Heinrich studierte in Gießen, und da ist es diesem recht passend gewesen, als in Dorlar eine Schulstelle frei wurde. Ob dabei auch der Brotneid eine Rolle gespielt und allerlei Parteilungen für oder wider sich gebildet haben, das mag der Phantasie des Lesers überlassen bleiben. Lange Feindschaft hat wohl nicht bestanden, denn 1691 wurde Agels Schwester die zweite Frau des Joh. Heinr. Hoch, während eine andere Schwester den Atzbacher Schulmeister Schlesinger heiratete.

Georg Heinrich Agel ist bis zum Jahre 1693, also fünf Jahre, in Dorlar geblieben. Wir dürfen wohl annehmen, daß er seine Schuldigkeit getan hat und die Schule zur Zufriedenheit der Behörde und der Gemeinde verwaltete. Er wurde nach

Lützellinden versetzt, und da dieser Ort größer und reicher war, so hat er dort gewiß ein höheres Einkommen gehabt und sich aus diesem Grunde versetzen lassen. Später kam er nach Dutenhofen. Dort hat er noch manches Jahr den Schuldienst versehen, dort ist er auch gestorben.

Agels Nachfolger war **Sebastian Wolf**. Von ihm ist recht wenig bekannt. Ein junger Mann war er nicht mehr; denn sein Sohn Christoph wird schon bei einer Kindtaufe Pate. Er hat nur zwei Jahre in Dorlar seinen Dienst an der Schule getan, von 1693 bis 1695. Auch hat er nicht zur Zufriedenheit der Vorgesetzten und der Gemeinde gearbeitet. Das geht aus einem Schreiben aus der Weilburger Kanzlei an den Pfarrer hervor. Wir lesen da folgendes: „Auf die unserm gnädigsten Grafen und Herrn, Hochgräflichen Exzellenz, von Sebastian Wolf, gewesenem Schuldiener zu Dorlar, übergebene untertänige Supplik, worin er um Mitteilung der wider ihn gehaltenen oder gebrachten Schriften und Klagen gebeten, wird ihm auf gnädigst erteilten Spezial-Befehl hiermit zur Resolution erteilt: Dieweil der Herr Superintendent, vermöge seines tragenden Amtes, wie auch anderswo angezeigt, und attestiert, daß er, aller geschehenen Warnung und Erinnerung ungeachtet, sein Schulmeisteramt, wie sich gebühret, nicht verrichtet, und einer Herrschaft erlaubet ist, solchenfalls einem Diener den Abschied zu geben, auch gegen ihn keine Strafe begehret oder gedungen wird, mithin keine Verteidigung seinerseits nötig ist, und überflüssig, als wird es bei der ihm gegebenen Entlassung und geschehener Entziehung wegen Nutznießung des Gartens gelassen. Weilburg, den 25. Juni 1695.“ Aus diesem Schreiben erfahren wir also, aus welchen Gründen Sebastian Wolf aus dem Schuldienst entlassen wurde. So hatten die Dorlarer also in sieben Jahren schon drei Lehrer gehabt: Johann Heinrich Hoch im ersten Vierteljahr 1688, Georg Heinrich Agel von 1688 bis 1693, und Sebastian Wolf von 1693 bis 1695.

3. Die Dorlarer Schulbestallung von 1688

Wenn früher ein Pfarrer oder Lehrer eine Stelle bekam oder auch während seiner Amtszeit auf eine andere Stelle versetzt wurde, so fragte er zuerst nach seiner Kompetenz, d.h. nach dem Einkommen, das mit der Stelle verbunden war. War eine solche nicht vorhanden, war also ein rechtsgültiger Vertrag mit der Gemeinde nicht gemacht, so suchte er einen solchen Vertrag abzuschließen. So gehörte auch die Aufstellung einer „Bestallung“, wie sie auch genannt wurde, mit zu der Gründung einer neuen Schule. Da wurde natürlich verhandelt zwischen den Trägern der Lasten und dem Gründer oder Inhaber der Stelle. So hat auch Pfarrer Rotenberger mit den Angehörigen der Gemeinde Dorlar zusammen das Einkommen des Lehrers festgesetzt. Es ist aufgezeichnet in der „Dorlarer Schul-Bestallung, aufgerichtet und renoviert in anno 1688“. Aus ihr erfahren wir, daß der Schulmeister zu Dorlar folgendes Einkommen haben sollte:

1. Aus dem Gotteskasten zu Dorlar 6 Gulden 24 Kreuzer.
2. Wegen Umtragung des öffentlichen Opfersäckleins 1 Gulden.
3. Ferner gibt jeder Einwohner (gemeint sind damit nicht die einzelnen Ein-

wohner, sondern die Familienväter oder Gemeinde-Nutzungsberechtigte) jährlich 21 Pfennig. Sind nun viel Einwohner, so gibt es desto mehr.

4. Ein jedes Kind gibt jährlich einen halben Gulden.
5. Ausländisch Kind (solche von andern Dörfern, die etwa der Schule zugewiesen wurden) gibt jährlich einen Gulden.
6. Der Bürgermeister zu Dorlar muß jährlich auf Martini liefern 6 Achtel 6 Mesten Korn.
7. Ferner gibt jeder Nachbar oder Einwohner aus Dorlar auf Martini eine halbe Meste Korn. Sind nun viel Einwohner, so gibt es desto mehr halbe Mesten.
8. Die Gemeinde Dorlar hat ein Stück Wiese, auf dem Stad genannt, zur Schule gestiftet, welches von nun an ein jeder Schulmeister gebrauchen und ein haben soll, und soll dieses Stück richtig ausgesteint werden.
9. Ferner hat ein Schulmeister zu Dorlar an aller gemeinen Nutzbarkeit, nichts davon ausgeschlossen, eben so viel, wie ein anderer Einwohner zu Dorlar auch.
10. Item hat ein Schulmeister zu Dorlar 2 Kühe und ein Rind von aller Beschwerung frei, außer der Preun. (Die „Preun“ war eine jährliche Vieh-abgabe zur Bestreitung des Hirtenlohnes. Alljährlich am Peterstage wurde durch eine Viehzählung festgestellt, wieviel jeder Viehbesitzer hierzu beizusteuern hatte. Diese Abgabe mußte also der Schulmeister entrichten, Deckungskosten oder Weidegeld brauchte er nicht zu zahlen).
11. Von einer Hochzeit zu Dorlar hat ein Schulmeister eine Brautsuppe zu gewarten, nämlich eine Suppe, ein Stück Fleisch und Brot, ein Stück Kuchen, eine Maß Bier.
12. Von einer Leiche einen Ortsgulden und wegen des Geläutes einen Laib Brot.
13. Von einer Kindtaufe hat er nichts zu genießen! Es sei denn, daß ein Nachbar aus gutem Willen ihm eine Maß Bier und ein Stück Kuchen gäbe“.

Das ist die erste Aufstellung der Bestallung. „Renovieret“ ist sie worden wahrscheinlich auf Einspruch der „Nachbaren“. Die Renovierung besteht in folgendem: Punkt sieben ist durchgestrichen und die Bemerkung hinzugefügt: „Diese halbe Meste ist in gewissen Anschlag kommen und soll höchstens allezeit der Bürgermeister liefern auf Martini 6 Achtel 6 Mesten Korn“. Bei Punkt fünf ist hinzugefügt: „Alles in allem, und nichts mehr“. Hinter Punkt acht steht die Bemerkung: „Ist geschehen“. So können wir aus diesen Angaben den berechtigten Schluß ziehen, daß der Pfarrer die Schule ziemlich gut ausstatten wollte, die Einwohner aber nicht alles bewilligten, was der Pfarrer haben wollte. Im nächsten Abschnitt kommen wir noch einmal auf diese Umstände zurück. Vergleichen wir die Einkommen der beiden Lehrer in Dorlar und Atzbach, so erkennen wir, daß der Atzbacher Lehrer ein etwa doppelt so hohes Einkommen hatte, als der zu Dorlar.

Über die Arbeit eines Schulmeisters zu Dorlar erfahren wir aus der Bestallung folgendes:

1. Ein Schulmeister muß durchs ganze Jahr die Schule halten, die Kinder im

Katechismus, im Beten, Lesen, Schreiben, Singen, wie in aller Gottesfurcht fleißig unterrichten.

2. Dem Pfarrer gehorsam sein, gebührlchen Respekt und gehörige Dienste leisten.
3. Das Uhr- und Glockenwerk muß ein Schulmeister auch versehen, morgens, mittags und abends zum Gebet läuten.
4. Die Kirche und den Kirchhof rein halten, hingegen ist die Graserei sein auf dem Kirchhof.
5. Muß er Glocken und Uhr von den 21 Pfennig (siehe Punkt drei des Abkommens) in Schmier halten.“

Diese Schulbestellung ist am 15. März 1688 aufgestellt und von dem Pfarrer Rotenberger unterschrieben worden. Damit hatten denn nun die Dorlarer eine Schule, und das Einkommen und die Arbeit des Lehrers waren durch Vertrag geregelt. Wir könnten nun annehmen, daß der Schulbetrieb zu allseitiger Zufriedenheit in Gang gekommen wäre. Daß dies nicht ganz so war, werden wir im folgenden Abschnitt sehen.

4. Allerlei Mißstände der neuen Schule

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Schule zu Dorlar in der Hauptsache das Werk des Pfarrers war. In der Genehmigungsurkunde stand der Satz: „... wofern die Gemeinde Atzbach nichts erhebliches dagegen einzuwenden hat.“ Die Atzbacher hatten aber etwas dagegen einzuwenden. Sie wollten jedenfalls den Besoldungsanteil zu ihrer Schulstelle, der bisher von Dorlar gezahlt wurde, nicht missen und schrieben einen Protest gegen die Errichtung einer Stelle in Dorlar. Später haben sie ihren offenen Widerstand fallen lassen, da sie einsahen, daß sie doch nichts ausrichten konnten. Im geheimen aber haben sie noch weiter gearbeitet, um die Sache zu hintertreiben. Bei der damals noch engeren Verbundenheit der beiden Gemeinden in kirchlicher Hinsicht ist es sicher für den Pfarrer nicht ganz leicht gewesen, die einmal eingerichtete Stelle auch aufrecht zu erhalten. Das wäre noch nicht so schlimm gewesen, wenn die Dorlarer sich mit allem Ernst für ihre Schule eingesetzt hätten. Das war aber durchaus nicht der Fall. Ich wies schon hin auf die Verweigerung der halben Meste Korn von jeder Familie. Sehr bemerkenswert ist es auch, daß die Gemeindekasse zu der Besoldung nicht einen Pfennig beisteuerte. Außer der Wiese zur Nutznießung gibt die Gemeinde nur das Korn, während in Atzbach damals 5 Gulden aus der Gemeinde gezahlt wurden. Der Pfarrer gibt seinem Unmut über diese Schwierigkeiten mit den Worten Ausdruck: „Die Dorlarer Gemeinde dankt mirs schlecht, daß sie eine eigene Schule erlanget, sie bedenket nicht das Kleinod, welches sie überkommen. Es kann leicht geschehen, daß ihr Widerstand und Undank sie um die Schule bringet, maßen die Atzbacher mit der Schul-Separation noch nicht gänzlich zufrieden sind.“ Aus diesen Worten geht klar hervor, daß es zeitweise nahe daran war, daß die Schule wieder einging.

Zwei Gründe sind es wohl, die für das Verhalten der Dorlarer maßgebend waren. Einmal müssen wir bedenken, daß die Schule eine Neuerung war. Vielleicht

mehr als hundert Jahre waren die Dorlarer nach Atzbach zur Schule gegangen. Und nun, weshalb sollte sich das auf einmal ändern? Was so lange so gewesen ist, das kann doch auch weiterhin so bleiben, so mögen sie wohl gedacht haben. Und zweitens waren mit der Neuerung Kosten verbunden, die man bei der damaligen großen Armut noch mehr als heute sich ersparen wollte. Wir brauchen uns also über die Stellung zu der Schule nicht zu wundern und können ihr Verhalten verstehen, zumal auch bei manchen Lehrern, wie bei Sebastian Wolf, nicht alles so war, wie es sein sollte.

Noch ein Mißstand oder eine Schwierigkeit muß hier Erwähnung finden, die Beschaffung und Unterhaltung eines Unterrichtsraumes. Wir können uns denken, daß bei der allgemeinen Armut an die Erbauung einer Schule nicht zu denken war, umsomehr, da neben den nötigen Mitteln auch noch der gute Wille fehlte. Da wird auch hier wieder der Pfarrer es gewesen sein, der, vielleicht unter Mithilfe eines Einwohners, einen Schulsaal besorgte. In einem heute noch vorhandenen Stallgebäude, zu dem Haus Nr. 89 gehörig, wurde ein Unterrichtsraum hergerichtet. Der Stall ist 6 Meter lang und 4 Meter breit; er steht heute unmittelbar hinter der zu dem Kraftschen Gehöfte Nr. 88 gehörigen Scheune. Früher war der Stall nach Süden zu mehr frei, da eine alte Scheune weiter nach Westen und auch nicht so dicht daran stand. Von den vier Wänden, die den Schulraum umschlossen, stehen noch die nach Süden und Norden, die beiden langen, während die beiden Giebelwände und das ganze untere Stockwerk erneuert worden sind. Nach Süden hatte der Raum zwei Fenster, die später zugemauert wurden. Aus dem unteren Stock führte eine Treppe nach oben, die durch eine waagrecht liegende Tür nach oben abgeschlossen war. Auch die Tünche an den Wänden war noch zu erkennen. Die noch stehenden Wände sind aus Eichenholzfachwerk erbaut und lassen erkennen, daß das Gebäude ein hohes Alter hat. (In dem Haus Nr. 89 wohnt seit etwa 200 Jahren eine Familie Beppler, und dem jetzigen Bewohner, dem 79jährigen Landwirt und Kirchenältesten Johannes Beppler, verdanke ich diese Mitteilungen; die Geschichte von dem ersten Dorlarer Schulsaal hat sich in der Familie von Geschlecht zu Geschlecht durch mündliche Überlieferung bis heute erhalten). Wenn nun auch die Schulkinder nicht so zahlreich waren, so ist es allem Anschein nach doch ein Behelf gewesen, und wenn wir dann noch an die kalte Jahreszeit denken, in der man den Raum heizen mußte, so dürfen wir mit gutem Recht annehmen, daß es eine recht mangelhafte Räumlichkeit war, in der die Dorlarer Schule in den ersten Jahren untergebracht war. Denken wir zum Schluß noch an die fortwährenden Klagen wegen unregelmäßigen Schulbesuchs, wie auch daran, daß „die Schuldiener ihr sauer verdientes Schulgeld teils gar nicht, teils nur mit großem Unwillen, Murren und Pochen“ erhielten, so sehen wir, daß es im allgemeinen um die neue Dorlarer Schule nicht zum besten bestellt war. Lange Jahre hat es nun gerade nicht gedauert, bis die Dorlarer einen anderen Unterrichtsraum bekamen. Denn schon im Jahre 1704 wurde der Stall als Schulstube nicht mehr benutzt. In diesem Jahre hatten die Dorlarer ein „Schulhaus“, wie es genannt wird, in dem in beiden Stockwerken Stuben waren. Ich erfuhr das aus einer Aufzeichnung des Pfarrers Prätorius, aus der folgendes hervorgeht: Es ist in

diesem Jahre in Dorlar gebräuchlich gewesen, daß die Bauern Sonntags vor der Predigt, besonders wenn der erste Gottesdienst in Atzbach gehalten wird, in Johannes Hengsten Haus zusammenkommen und allerlei Gemeindeangelegenheiten, wie Gelderheben und dergleichen, vornehmen. Der Pfarrer betrachtet das als Sonntagsentheiligung und versucht, diesen Gebrauch abzustellen, indem er erstens dagegen oft im Gottesdienst predigt, zweitens verbietet er dem Bürgermeister Ebert Groh, den Schlüssel zur Gemeindelade herauszugeben. Es nützt aber dem Pfarrer nichts; der Johannes Hengst, der zugleich Gemeinde- und Kirchenvorsteher ist, und Martin Ludwig Arhelg lassen ihn sagen, das wäre so alter Brauch. Als alles nichts hilft, erstattet der Pfarrer Anzeige bei dem Amtmann, der gerade in Atzbach war, und teilt diesem zugleich mit, daß in der „Dorlarer Schule“ die Fenster nicht gemacht würden, weil es der Vorsteher verboten hätte. Nun verfügt der Amtmann, daß die Fenster in der „Schulstube“ gemacht werden sollen. Auch hat er vernommen, daß der Schornstein im Schulhaus geraume Zeit nicht geputzt worden ist, darüber behält er sich die Strafe vor. Hierauf läßt der Dorlarer Vorsteher die Fenster in der „Schulstube“ machen, nicht aber in den unteren Räumen, wahrscheinlich in der Wohnung, und die ganze Sache kam erst in Ordnung, nachdem der Amtschultheiß eine Geldstrafe von drei Gulden eingetrieben hat.

Wenn wir von den recht peinlichen Streitigkeiten ganz absehen, so erfahren wir hier doch, daß im Jahre 1704 ein Schulhaus da war, in dem im oberen Stockwerk die Schulstube, im unteren eine Wohnung vorhanden war. Sie stand auf demselben Platze wie die heutige alte Schule. Wahrscheinlich ist ein Bauernhaus angekauft und dazu eingerichtet worden. Es wird später davon noch mehr gesagt werden.

5. Die Schule unter Johann Konrad Keller, 1695 — 1718

Der Nachfolger des Schulmeisters Sebastian Wolf war Johann Konrad Keller. Er entstammte der alten Atzbacher Bauernfamilie Keller, die schon vor dem Dreißigjährigen Kriege dort ansässig war. Seine Mutter war die Schwester des Atzbacher Lehrers Schmidt. Sein Vater war „Kirchenseniör und Steinsetzer“, und sein Bruder Johann Martin blieb in Atzbach wohnen; er ist der Vorfahr der heutigen Träger dieses Namens. Johann Konrad Keller war 1660 geboren und hatte 1684 die Tochter des Andreas Leib aus Wißmar geheiratet. Dort hat er auch einige Jahre gewohnt. Im Jahre 1695 erhielt er die Stelle an der Dorlarer Schule. Von seiner Arbeit und seinem Verhalten ist uns nichts Besonderes bekannt. In seine Amtszeit fallen mehrere Erlasse der Regierung. Im Jahre 1700 wird verlangt, daß die Kinder auch während der Sommermonate zur Schule gehen sollen, und wenn sie in der Haupterntezeit ihren Eltern helfen müssen, sollen sie doch täglich zwei Stunden Schule haben, mittags von zwölf bis zwei, um den Katechismus zu wiederholen und aufzusagen. Auch die große Kirchen- und Schulordnung von 1704 fällt in seine Zeit. Mit ihr war eine gründliche Neuordnung des gesamten Kirchen- und Schulwesens beabsichtigt. Zum erstenmal ist in diesem Erlaß auch davon die Rede, daß die Kinder in Erkenntnis der Zahlen und Ziffern unterwiesen werden sollen, nicht um des Rechnens

selber willen, sondern damit die Kinder beim Singen die Nummern geschwinder aufschlagen und finden können.

Über die Zahl der Kinder zu Kellers Zeiten können wir uns folgendes merken. In den neun Jahren von 1696 bis 1704 sind in Dorlar 76 Kinder geboren worden. Von ihnen sind vor 1711 28 gestorben. Es blieben also in neun Schuljahren 48 Kinder. Da aber die Kinder am Anfang und am Ende ihrer Schulzeit nicht so regelmäßig kamen, so dürfen wir annehmen, daß Keller selten einmal mehr als 40 Kinder in der Schule hatte.

Das Einkommen des Lehrers scheint sich zu Kellers Zeiten nicht gebessert zu haben. Schon bei Wolfs Entlassung lasen wir von einem Garten, der in der Schulbestellung von 1688 noch nicht genannt ist. Dieser muß also kurz vor 1688 noch hinzugekommen sein, vermerkt ist darüber nichts. Keller hat einen kleinen Streit mit der Gemeinde wegen seines Viehes. Dieser wird von dem Amtmann Medig durch folgendes kurze Schreiben entschieden: „Weil die Gemeinde Dorlar dem Schuldiener geständig, daß ihm drei Stück Rindvieh zu halten versprochen worden, solches Vieh aber in 2 Kühen und einem Rind bestehen und solches unter die Gemeindeherde getrieben werden soll und nicht auf die Gemeinde-Weiden, gleich der Schuldiener mit den Ochsen zu tun gewillet. Als wird es damit bei dem disertwegen getroffenen Vergleich gelassen.“

Keller starb im April 1718, nachdem er fast 23 Jahre Schulmeister gewesen war, 58 Jahre alt. Von seinen Kindern waren noch drei am Leben. Seine Tochter heiratete nach Atzbach, sein jüngster Sohn Joh. Martin ist nicht in Dorlar geblieben, sein ältester Sohn, Andreas, wäre gern seines Vaters Nachfolger geworden. Es liegt noch ein Brief vor an den Herrn Superintendenten, aus dem dieser Wunsch hervorgeht. „Euer Hochehrwürden in aller Demütigkeit unsern betrübten Zustand vorzustellen, können wir nicht umhin, indem der liebe Gott nach seinem Wohlgefallen unsern lieben Vater nunmehr von seiner großen gehabten Leibeschwachheit erlöset und ihm ein Besseres dafür gegeben. Aber wie wohl ihm geschehen ist, so übel ist hingegen meiner armen auch sehr baufälligen Mutter geschehen. Sie hat zwar noch einen Aufenthalt zu Atzbach, aber an zeitlichen Gütern doch so viel nicht, daß sie sich davon nähren könnte, und weil der Zustand meiner Mutter als einer betrübten Witwe sehr schlecht und sie ihr also keinen Weg zu helfen weiß, so ersuchen wir einmütig Euer Hochehrwürden, weil nun durch Absterben meines Vaters die Schule zu Dorlar vakant, Sie geruhen mich in Gnaden zu einem Schulmeister nach Dorlar anzunehmen an meines Vaters Statt, oder wann dieses nicht sein könnte, wollen wir Euer Hochwürden ersuchen, um zu vergönnen, daß ich noch bis Martini meines Vaters Stelle betreten dürfe, in maßen mein Vater die Schule allhier in guten Stand gebracht und mit allerhand Obstbäumen verbessert, und weil nun das Jahr fast über die Hälfte vorbei ist, und die Schulkinder nun in etwas geringer kommen, bitten als nochmahl, Euer Hochehrwürden wollen uns noch dieses Jahr die völlige Schulbestellung zu Dorlar vergönnen. Ich will gerne allen Fleiß bei der lieben Jugend und christlichen Gemeinde so viel mir der liebe Gott Gnade und Verstand dazu gibt, brauchen, und nichts versäumen, hierinnen mich gnädigster Willfahung

getrösten. Euer Hochehrwürdiger untertänigster Johann Andreas Keller.“

So schön der Brief auch klingt, so müssen wir uns über die Antwort doch sehr wundern. Der Superintendent Haßlocher schreibt unterm 26. April 1718: „Weil dieser Keller mit fremder Handschrift mich zu hintergehen sich erkühnet, auch mir seine Liederlichkeit vorhin bewußt, auch zur Schule und guter Information der Kinder ganz ungeschickt, soll er mit seinem Such abgewiesen sein und ihm wegen obigem von dem Herrn Pfarrer ein ernster Verweis gegeben werden. Er soll auch künftig hin sich nur nicht mehr anmelden.“ Der Antwort brauchen wir nichts hinzuzufügen. Andreas Keller ist nicht Schulmeister geworden. Die Familie blieb in Dorlar. Eine Enkelin, Luzina, 1769 geboren, heiratete 1794 Johannes Hengst. Der Vorname dieser Frau ist zu einem Dorfnamen einer Familie geworden, der noch heute benutzt wird. Aus einem Brief des Superintendenten an den Pfarrer geht hervor, daß noch mehr Bewerber um die Stelle angehalten haben, auch ein Gumbel von Atzbach, der später allem Anschein nach Schulmeister in Volpertshausen wurde. Vom Jahre 1718 ab ist das Schulamt zu Dorlar 130 Jahre lang von einer Familie versehen worden, und von ihr soll im Folgenden weiter berichtet werden.

6. Joh. Heinrich Walther, 1718 — 1742, und sein Sohn Joh. Albrecht Walther, 1742 — 1781

Der nächste Lehrer an der Dorlarer Schule war Johann Heinrich Walther. Woher er gekommen, welche Ausbildung er genossen, ist nicht bekannt. Er war bei seinem Amtsantritt in Dorlar 36 Jahre alt und hatte schon einen vierjährigen Sohn. Wir wissen über ihn recht wenig. Das einzige Aktenstück aus seiner Amtszeit stammt aus dem Jahre 1737. Aus ihm geht hervor, daß die Dorlarer Gemeinde dem Schulmeister das ihm zustehende Los-Heu von den Gemeindeflächen vorenthalten hat. Da er aber, nach der Schulbestellung von 1688 an dem gemeinsamen Nutzen teil hat, weist der Amtmann zu Atzbach die Dorlarer an, ihm das Los-Heu unentgeltlich zu verabfolgen. Erwähnen dürfen wir noch, daß zu seiner Zeit, auch im Jahre 1737, die neue Fürstlich Nassau-Weilburgische Schulordnung herausgegeben wurde. Im Jahre 1742 ist Johann Heinrich Walther nach vierundzwanzigjähriger Tätigkeit in Dorlar gestorben. Er war sechzig Jahre alt. Seine Frau Kunigunde überlebte ihn um sechs Jahre. Im Amt folgte ihm sein Sohn Johann Albrecht. Er hat die Schule 39 Jahre lang versehen. Ein zu gleicher Zeit in Dorlar ansässiger Schneider Philipp Walther ist wohl sein Bruder gewesen. (Von anderen Kindern Johann Heinrich Walthers ist nichts bekannt. Auch Philipp Walther ist weder in Dorlar geboren noch dort gestorben.)

In Albrecht Walthers Zeit können wir wieder einen besseren Einblick tun, und zwar durch die noch vorhandene „Dorlarer Schul-Besoldung“ vom Jahre 1766. Im Herbst 1765 schreibt der Weilburgische Konsistorialrat Weinrich an die Pfarrer und verlangt von ihnen eine genaue Aufzeichnung, „was ein jeder Schulmeister des Euch anvertrauten Kirchspiels an Besoldung mit Einbegriff aller und jeder Akzidenzien und Naturalien jährlich zu genießen haben mag.“ Zu-

gleich sollen auch Vorschläge gemacht werden, „ob und welchergestalten die Schulbestellung etwa zu verbessern sein möchte“.

Albrecht Walther stellt nun ein Verzeichnis seiner Einnahmen auf und nennt darin folgendes:

1. Hat ein Schulmeister von einem Kind, so in die Schule geht, 13 Albus 4 Pfennig. (Das ist noch der halbe Gulden von 1688. Hier wird der Gulden zu 27 Albus gerechnet, zuweilen hatte er auch 30 Albus = 60 Kreuzer.) So jetzt an der Zahl sind 48 Kinder, hierbei aber sind 12 arme Kinder, die ihr Brot von anderer Leute Türen holen, dabei sind 8, die nicht einmal ein Scheitchen in die Schule tragen, wovor der Herr Pfarrer Stöller bisher von einem sieben Albus gezahlt hat. Die andern übrigen tragen des Tages zwei mal Scheiter, welche aber gar klein sind wie ein Stock. Solches Schulgeld beträgt 18 Gulden. (Von den 12 bekommt er also nichts.)
2. Hat er aus dem hiesigen Kasten sieben Gulden drei Albus.
3. Von einem Gemeinds-Mann, so jetzt sind 50, von jedem 2 Albus 4 Pfennig. Von diesem Geld muß er auch Uhr und Glocken im Baumöl erhalten.
4. Von einer Frauen, so bei die Schul vermacht fünf Gulden, bekommt er die Pension 7 Albus 4 Pfennig. (Also die Zinsen eines Vermächtnisses.)
5. So hat er überhaupt alles in allem an Frucht 6 Achtel 6 Mesten.
6. Von einer Kopulation eine Brautsuppe und was dazu gehörig, ich habe aber in 20 Jahren noch keine bekommen, habe mich dawegen bei dem Hochseligen Herrn Superintendenten Wüstenfeld beschweret, derselbe hat mündlich befohlen, wann eine Kopulation wäre, so solle ich mir 10 Albus lassen geben, ist auch nun bisher im Brauch gewesen.
7. Von einer Kindtaufe ein Stück Kuchen und ein Maß Bier.
8. Von einer Leiche zu singen 7 Albus 4 Pf. und vom Läuten ein Laib Brot.
9. So hat ein Schuldiener den Kirchhof zu benutzen.
10. So hat er an der Lahne eine Wiese von einem und einem halben Morgen, aber sehr dürr, darauf macht er zwei Kärrchen Heu. Vor 5 oder 6 Jahren, da konnte man drei Karren Heu machen, da konnte man sie wässern, ist aber bei dem neuen Weg machen abgewiesen worden. Könnte aber ohne allen Schaden wieder hingebracht werden. Es hat auch die Lahn einen Anfluß an diese Wiese getan von ungefähr 12 Ruten, wird mit benutzt.
11. Einen solchen dürren Garten an einem Berg, bei nahe 30 Ruten, hat aber nichts darauf wie etwas Steinobst, weil er aber nicht zu, bekommt man sehr wenig.
12. Alle Gemeinde-Nutzbarkeit, so er zu benutzen hat, da bekommt er von gemeinen Wiesen ein Kärrchen Heu. Vor 10 oder 12 Jahren bekam er 2 Karren, wird aber nun von der Gemeinde verkauft, da bekommt man nichts.
13. Das Holz anbelangt, so hat die Gemeinde Birkenstrauch, da bekommt man etwas Wellen zum Backen, ist aber nicht hinlänglich dazu. In dem Wald hat man auch alljährlich fünf, auch sechs Karren Holz bekommen, aber in drei Jahren nichts.
14. So hat auch die Gemeinde Acker unter sich geteilt, daß ein Mann beinahe einen Morgen hat, aber sie geben dem Schuldiener nichts.

15. So hat auch ein Schuldiener sein Vieh von Herrschaftlicher Beschwerung frei, aber im Hirtenlohn machen sie es, wenn ers sozusagen nicht vorn Stall bringt, machen sie ihm doch den Hirtenlohn dar, ob dieses recht sei vor einem Schuldiener.
16. So stehet das Schulhaus an der Dorfstraße neben dem Pfarrhaus mit zwei kleinen, niedrigen Stuben und einer kleinen Kammer, welche so niedrig sind, so daß man unter der Dohn durchgehen will, man sich bücken muß, auch mit einem kleinen, schlechten Kellerchen versehen, und wann es ein wenig regnet, so ist es gleich mit Wasser gefüllt, daß manns nicht brauchen kann. Es ist auch ein Stall dabei mit einem offenen Höfchen, ist aber vor 40 Jahren zu gewesen mit einer Wand und einem Tor.
Dieses ist der ganze Gehalt von der Schule in Dorlar.“

Pfarrer Stöller, der alles noch einmal kurz und knapp aufschreibt, errechnet einen Geldwert des Einkommens von 84 Gulden.

In manchen Punkten ist das Einkommen geblieben wie es war, in einigen hat es sich seit 1688 erhöht. Im übrigen erfahren wir, daß Dorlar damals 50 selbständige Haushaltungen hatte, also auch wohl 50 Wohnhäuser vorhanden waren, denn die Zugehörigkeit zur Gemeinde war von dem Besitz eines eigenen Hauses abhängig. Besonders wertvoll ist uns die Beschreibung des alten Schulhauses, das noch immer ein recht dürftiges Unterkommen der Schule genannt werden muß. Aus der ganzen Aufstellung geht die noch immer ziemlich ärmliche Ausstattung der ganzen Schule hervor.

Johann Albrecht Walther hat bis zum Ende seines Lebens im Dienst gestanden. In den letzten Jahren seines Lebens war sein Sohn Johannes sein Gehilfe. Albrecht Walther ist im Alter von 67 Jahren in demselben Jahr gestorben, in dem durch den Bau einer neuen Schule die Arbeit eine Erleichterung erfuhr. Seine Frau war schon 1760 im Alter von 45 Jahren gestorben. Fünf Söhne sind ihm in Dorlar herangewachsen, von denen vier in die Fremde gingen. Eine Tochter verheiratete sich im Dorfe, und sein Sohn Johannes Walther wurde sein Nachfolger.

7. Die Schule unter Johannes Walther und seinem Sohn Johann Georg Walther

Dreiundsechzig Jahre hatten die beiden ersten Walther den Schuldienst versehen, von 1718 bis 1781. Die beiden letzten Walther haben zusammen noch vier Jahre mehr an Dienstjahren aufzuweisen, ihre Dienstzeit beträgt zusammen 67 Jahre, sodaß sich die Dienstzeit der vier aufeinanderfolgenden Schulmeister auf 130 Jahre beläuft.

Das wichtigste Ereignis aus Johannes Walthers Dienstzeit ist der Bau des neuen Gemeindehauses oder der Schule. Die von Albrecht Walther so anschaulich geschilderte alte Schule ist endlich so unbrauchbar geworden, daß sie abgerissen und an ihrer Stelle ein neues Gebäude errichtet wurde. Über der Haustür, in der Bleiverglasung, steht die Jahreszahl 1781, deshalb nehme ich dies Jahr als Baujahr an. Eine andere Nachricht darüber liegt nicht vor. Sie hatte,

wie ja die älteren Leute noch alle wissen, an der Ostseite unten einen Schulsaal, darüber einen Gemeindesaal, an der Westseite unten und oben vier Wohnräume. Sie hat 127 Jahre als Schule gedient, bis auch sie unbrauchbar wurde und den neuzeitlichen Ansprüchen nicht mehr genügte.

Unter Johannes Walthers Dienstzeit hat die Schule mancherlei Verbesserungen erfahren. Zu Anfang seiner Arbeit kannte man in der Schule nur drei Bücher: die Fibel, die Bibel und den Katechismus. Das wurde nun etwas anders. Es wurde eine Bücherei für die Lehrer eingerichtet, es wurde im Jahre 1802 das erste Lesebuch eingeführt, auch vom Katechismus und Psalter wurden neue Ausgaben hergestellt und verbreitet. Während seiner Dienstzeit wurde der Kreis Wetzlar gebildet und unter preußische Herrschaft gestellt.

Johannes Walther ist der erste von den Lehrern gewesen, der sich mit einer Tochter des Dorfes verheiratete. Im Jahre 1778 hatte er sich verheiratet mit Susanne Schmidt, der Tochter des Schultheißen Johannes Schmidt. Dadurch wurde er sozusagen erst ein richtiger Dorlarer. Auch Hausbesitzer ist er geworden. Der 84jährige Landwirt und frühere Gemeindevorsteher Johannes Schneider ist ein Urenkel Johannes Walthers, und sein Gehöft in der Hintergasse Nr. 71 hat sich von dem Schulmeister Walther auf den Joh. Schneider vererbt. Johannes Walther hatte vier Söhne und drei Töchter. Die Töchter haben sich alle im Dorfe verheiratet, eine, Luise, soll die erste Luise in Dorlar gewesen sein und hat dem Hause Nr. 75 einen heute noch gebräuchlichen Namen gegeben. Zwei Söhne sind auswärts gestorben, einer in Merenberg bei Weilburg, einer als Lehrer in Elkerhausen bei Weilburg, und der jüngste Sohn Georg wurde seines Vaters Nachfolger im Amt. Der älteste Sohn (Heinrich) wurde herrschaftlicher Schultheiß in Dorlar, ist aber, wenn auch nahezu 60jährig, noch vor seinem Vater gestorben. Er war kinderlos. Dreierlei können wir noch nennen, was Johannes Walther noch besonders bemerkenswert macht. Erstens zeichnet er sich aus durch eine lange Dienstzeit. Nach seines Vaters Tod hat er den Dienst noch 41 Jahre versehen, und wenn wir die Jahre mitrechnen, in denen er seines Vaters Gehilfe war, bleibt die Zahl seiner Dienstjahre nicht weit von 50 entfernt. Sodann ist er der erste Lehrer in Dorlar gewesen, der pensioniert wurde. Seine Vorgänger waren alle entweder versetzt worden oder im Dienst gestorben. Johannes Walther wurde im Jahre 1822 in den Ruhestand versetzt; er war damals 70 Jahre alt. Schließlich dürfen wir noch erwähnen, daß er gleich dem ersten Dorlarer Schulmeister ein sehr hohes Alter erreicht hat. Nach seiner Pensionierung hat er noch 24 Jahre gelebt, bis er endlich im Jahre 1846 im Alter von 94 Jahren starb.

Mit seinem jüngsten Sohne Georg Walther kam dann der vierte und letzte der Familie in den Dienst der Schule. Er war im Jahre 1796 geboren, bei seinem Dienstantritt also 26 Jahre alt. Zwei Jahre nachher hat er sich verheiratet mit Anna Elisabeth Gerhard aus Dutenhofen. Seine Schwiegermutter war eine geborene Agel, stammte also von dem Lehrer Agel ab, von dem wir schon gehört haben.

Johann Georg Walthers Amtszeit scheint nicht besonders glücklich gewesen

zu sein. Vielleicht hat er erstens einmal schon deshalb nicht so günstig gestanden, weil er der Sohn eines tüchtigen Vaters war und hat wohl die Erwartungen, die auf ihn gesetzt waren, nicht erfüllen können. Sodann hat er ein schmäleres Einkommen gehabt als seine Vorgänger, da er die Besoldung der Stelle mit seinem alten Vater teilen mußte, bis er selbst schon erwachsene Kinder hatte. Da mag es manchmal recht dürftig und knapp zugegangen sein in bezug auf das Auskommen, zumal er auch eine starke Familie hatte. Diese recht mißlichen wirtschaftlichen Verhältnisse haben gewiß nicht dazu beigetragen, seine Schularbeit zu verbessern oder gründlicher zu gestalten. Die dreißiger und vierziger Jahre standen ohnehin unter dem Zeichen der Armut und Not, auch in Dorlar. Die Landwirtschaft war nicht in der Lage, die immer zahlreicher werdenden Bewohner des Dorfes zu ernähren, andere Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten bestanden nicht, und so waren manche Bewohner gezwungen, nach Amerika auszuwandern.

Recht peinlich für beide Teile mag es gewesen sein, als im Jahre 1833 die Regierung eingreifen mußte, um den beiden Walther, Vater und Sohn, jedem von der Schulbesoldung so viel zuzuweisen, als sie für nötig erachtete. Die Erwartungen der Regierung, daß sich beide friedlich verständigen könnten, ist nicht eingetroffen, es ist vielmehr zu Streitigkeiten gekommen. Da bestimmte die Regierung folgendes:

- "1. Der Schullehrer Walther, Sohn, soll gehalten sein, seinem Vater von der Geldbesoldung jährlich die Summe von 28 Talern abzugeben, und zwar 14 Taler am 1. April und 14 Taler auf Martini jeden Jahres.
2. Von der Fruchtbesoldung, in 9 Achtel Korn bestehend, soll der Sohn 5 Achtel, der Vater 4 Achtel zu genießen haben.
3. Die Nutznießung des zur Schulstelle gehörigen Landes soll dem Sohne allein zufallen, mit Ausnahme jedoch des Gartens, dessen Benutzung dem Vater allein verbleibt.
4. Der Vater behält in der Dienstwohnung des Sohnes die bisher von ihm bewohnte Stube und soll der Sohn verpflichtet sein, ihm solche im Winter auf Verlangen zu wärmen.

Sollte der eine oder andere Teil mit dieser Auseinandersetzung nicht zufrieden sein, sondern aus Privatverträgen andere Ansprüche ableiten, so mögen sie solche auf dem Wege Rechtens der Privatpersonen gegen einander geltend machen. Wir bemerken nur noch, daß diese Auseinandersetzung keine rückwirkende Kraft hat, sondern erst von jetzt an gelten soll."

Dreizehn Jahre (von 1833 ab) hat Georg Walther seinem Vater noch diese Besoldungsanteile zukommen lassen. In den Jahren wurde seine Familie zahlreicher, die Kinderzahl in der Schule stieg, die Anforderungen von seiten der Regierung an die Leistung der Schüler wurden auch höher; es wurde ein Stundenplan eingerichtet, auf dessen Innehaltung man Gewicht legte, aber die Armut blieb. Da dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Schule nicht ganz so gut imstande war, wie es die Regierung verlangte. Die Berichte aus den dreißiger

Jahren liegen noch vor. Aus ihnen geht hervor, daß die Schule nicht so auf der Höhe war, wie es die Behörde wünschte. Es wird darin auch gesagt, daß der Lehrer oft krank war. Im Jahre 1838 erhält er eine regelrechte Verwarnung, die Schule binnen Jahresfrist in einen besseren, den gesetzlichen Forderungen entsprechenden Zustand zu versetzen. Es wird ihm die regelmäßige Abhaltung seiner Schulstunden zur Pflicht gemacht und ihm die Feldarbeit, die ihn am Schulunterricht hindert, verboten. Der letzte Bericht über die Schule während Walthers Dienstzeit stammt aus dem Jahre 1845. Die Zahl der Schulkinder war auf 96 gestiegen. „Die Schule steht nach wie vor auf einer niedrigen Stufe und entspricht keineswegs den so lange gehegten Erwartungen, daß sie sich je länger je mehr bessern würde.“ So haben sich die Verhältnisse nach und nach immer unhaltbarer gezeigt, und im Anfang des Jahres 1848 ist Johann Georg Walther in den Ruhestand versetzt worden. Wieweit er freiwillig dazu entschlossen war, und in welchem Maße die Behörde vielleicht darauf gedrungen hat, ist heute nicht mehr festzustellen. Da er die Dienstwohnung nicht mehr benutzen konnte, hat er sich ein eigenes Haus gebaut. In Krofdorf wurde damals eine alte Schule auf Abbruch verkauft; die erwarb er und errichtete daraus in Dorlar das heutige Haus Nr. 1, jetzt von Familie Althaus bewohnt. Noch zu seinen Lebzeiten hat Georg Walther das Haus verkauft an Johannes Hofmann, hat sich aber das Wohnrecht bis zu seinem Tode darin ausgehalten. In den letzten Jahren seines Lebens hat er ganz allein darin gewohnt, da seine Frau schon 1853 gestorben war und von seinen Kindern auch keins mehr bei ihm war. Im Jahre 1863 ist Georg Walther gestorben. Zwei seiner Kinder waren in Dorlar wohnhaft. Seine älteste Tochter Luise hatte 1848 den Joh. Georg Engel geheiratet, war aber schon 1854 gestorben. Sein ältester Sohn Heinrich Wilhelm hatte 1859 geheiratet und das jetzige Sons'sche Haus Nr. 61 käuflich erworben. Eine Tochter scheint nach auswärts geheiratet zu haben. Der Sohn Karl Theodor starb als Sergeant 1866 in Österreich an der Cholera, und der jüngste, Ludwig August, ist 1869 in Neuyork gestorben, beide erst 31 Jahre alt.

8. Die Schule in den letzten 50 Jahren des vorigen Jahrhunderts

Am 31. Januar wurde Walthers Nachfolger, der Lehrer **Johann Gottfried Wagner** aus Dreisbach, in Dorlar eingeführt. Die Schule zählte damals 101 Kinder, erforderte also eine tüchtige Kraft, wenn sie soweit gebracht werden sollte, daß sie den gesetzlichen Anforderungen genügen sollte. In den ersten Jahren scheint sich der Stand der Schule etwas gehoben zu haben. Schon zu Ende des Jahres 1848 wird festgestellt, „daß sich die Schule durchschnittlich einigermaßen gebessert hat“. Später schienen jedoch die Erwartungen, die man auf Wagner gesetzt hatte, sich nicht in vollem Maße erfüllt zu haben. Schon im Jahre 1856 ist er wieder versetzt worden. Es ist heute nicht mehr festzustellen, aus welchem Grunde dies geschehen ist. Am 18. Mai 1856 ist sein Nachfolger eingeführt worden, **Friedrich Jakob Steil**, bisher Lehrer in Oberwetz, und Wagner wurde nach Oberwetz versetzt, sodaß also ein Tausch der Stellen vorgenommen wurde. Über Steils Tätigkeit als Lehrer an der hiesigen Schule braucht nicht viel gesagt zu werden. Alle über

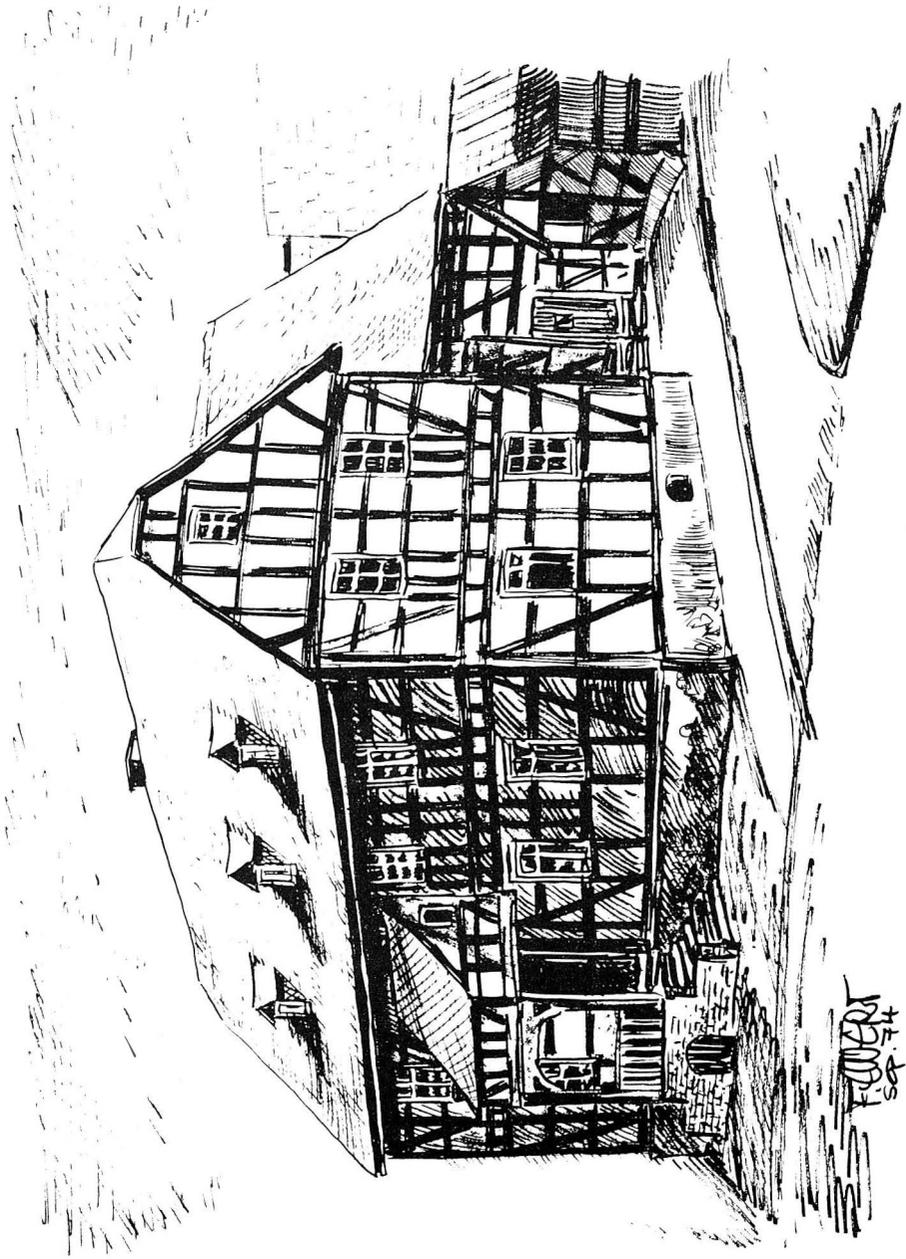
vierzig Jahre alten geborenen Dorlarer haben ihn gekannt und sind von ihm, wenn auch die jüngsten von ihnen nur einige Jahre, unterrichtet worden. Die Jahre seiner Wirksamkeit sind so recht gekennzeichnet durch das Werden einer neuen Zeit auch für unser Heimatdorf. Im Jahre 1856 war die erste Lahnbrücke bei Dorlar erst sechs Jahre alt; alle Bewohner des Dorfes fanden innerhalb der Gemarkungsgrenze Arbeit und Brot. Wie hat sich dies in den vierzig Jahren seiner Tätigkeit geändert. Zwei Bahnlinien durchschnitten die Gemarkung, Fremde wurden im Dorf ansässig, die Einwohner- und Schülerzahl stieg, die Landwirtschaft vermochte trotz erhöhter Produktion nicht mehr alle Einwohner zu ernähren, und aus dem stillen Bauerndorf wurde ein Bauern- und Arbeiterdorf, wie wir sie heute überall an den Bahnlinien in der Nähe der Städte finden. Unter diesen Verhältnissen hat Steil die wachsende Zahl der Dorlarer Schulkinder mit treuem Fleiß unterrichtet, einundvierzig Jahre lang. Mehrmals sind Bestrebungen im Gange gewesen, die Schule zu einer zweiklassigen zu machen, doch hat Steil dies nicht mehr erlebt. Bis zum Ende seiner Tätigkeit hat er allein in Dorlar als Lehrer gewirkt. Im Jahre 1897 wurde er pensioniert, und zwei Jahre später wurde die zweite Lehrerstelle eingerichtet. Steil hat noch mehr als dreißig Jahre in Wetzlar gelebt. Kurz vor Vollendung seines 95. Lebensjahres ist er im September 1928 gestorben.

Damit haben wir manches Bild aus den ersten 200 Jahren der Geschichte der Schule unseres Dorfes an uns vorüberziehen lassen. Zu Ende sind wir nicht gekommen und wollten es auch nicht, wenn auch von den letzten 30 Jahren noch manches erzählt werden könnte. Wer nach 40 oder 50 Jahren diese Arbeit fortsetzen wollte, kann leichter das Wesentliche von dem Unwesentlichen unterscheiden; deshalb sei hier einmal ein vorläufiges Ende gemacht. Die weiteren Ereignisse mögen dann später einmal dargestellt werden.

Der Dorlarer Schulbau im Jahre 1787

Als Nachtrag zur Geschichte der Dorlarer Schule

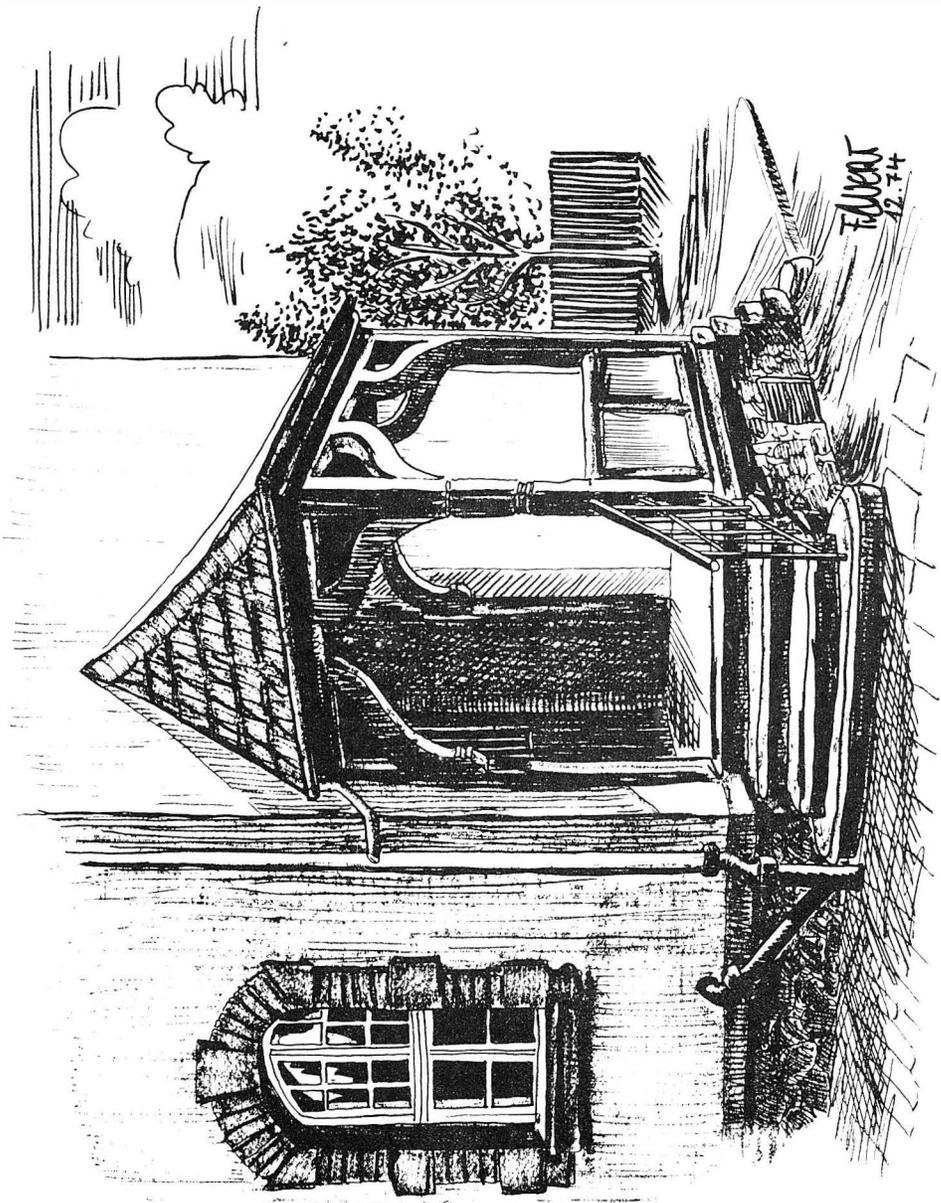
Schon aus dem Bericht des Schulmeisters über das Dorlarer Schulhaus erkennen wir, daß es wegen seiner schlechten Beschaffenheit und seiner Raumnot auch den damals bescheidenen Ansprüchen nicht mehr genügte. Da haben sich die Dorlarer dann entschlossen, ein neues Schulhaus zu bauen. Nachdem die nötigen Verhandlungen mit der Gemeinde erledigt waren, richtet der Amtmann zu Atzbach am 18. Oktober 1785 die erste Eingabe darüber an die Regierung zu Weilburg. Daraus entnehmen wir folgendes: Im alten Schulhaus kommt auf ein Kind nach Abzug des Ofenplatzes etwa ein Quadratschuh an Grundfläche im Klassenzimmer. Es muß also gebaut werden. Die Gemeinde kann auch bauen, denn sie hat Holz in ihrem Walde auf Hessen-Darmstädtischer Seite, sie hat auch sonst genug Einkünfte. Ein Steinbau kommt nicht in Frage, weil der Platz zu klein ist. (Mir scheint es so, als ob die Straße zwischen dem Schulhaus und dem alten Pfarrhaus früher nicht da war, daß also die Bewohner der heutigen Gehöfte in der Pelzgasse ihre Anwesen durch die Fahrt



Altes Schulgebäude in Dorlar, erbaut 1787

westlich der Schule erreichten. In einem Einwohner-Verzeichnis von 1755 werden Schulhaus und Pfarrhaus nebeneinander genannt.) Bauinspektor Leidner aus Weilburg wird aufgefordert, eine Lokalbesichtigung vorzunehmen, eine Zeichnung mit Kostenanschlag zu machen und die Arbeiten zu verakkordieren. Am 11. Februar 1786 liegt die Zeichnung vor, ebenso der Kostenanschlag. Der Treppenaufbau ist auf der Zeichnung nicht vorhanden, dieser Aufbau scheint also erst später errichtet worden zu sein. Veranschlagt ist der ganze Bau zu 1274 Gulden 52 Kreuzer. Später bittet die Gemeinde um Belassung einiger Baumstämme zum Bau, da in ihrem Wald solche nicht vorhanden sind. Darauf erhält die Gemeinde zwei Stämme, anscheinend aus dem herrschaftlichen Wald, jeder 48 Schuh lang, 18 Zoll dick, zusammen 216 Fuß an Kubikmaß. Außerdem gibt die Regierung 100 Gulden zum Bau, bzw. zur Bezahlung der Bauschuld am 19. Dezember 1788. Der Bau selbst wird vollendet am 17. Februar 1788. Bei der Abrechnung ergibt sich ein Kostenaufwand von 1153 Gulden 30 Kreuzer, gegenüber dem Voranschlag eine Ersparnis von 120 Gulden oder annähernd 10%. Vielleicht wäre es dem einen oder anderen von Interesse, zu erfahren, wer die Arbeiten an der Schule ausgeführt hat. Da die Gemeindefrechnungen von 1786 und 1787 nicht mehr da sind, kann darüber nichts mehr gesagt werden. Aus der Rechnung von 1788 erfahren wir noch allerlei von den Nebenarbeiten. Der Zimmermeister Friedr. Amend aus Garbenheim hat ein Hühnerhaus ins Schulgebäude gemacht, der Schreiner Christian Schäfer fertigt Bänke auf die Rathausstube (obere Stube im Schulhaus), der Maurermeister Gottfried Hirschhäuser „überzieht“ den Schulspeicher, der Schmied Joh. Georg Reinstädtler macht eine neue „Kroppenhöhle“ ins Schulhaus, der „Stadt-Werk-Maurermeister“ Georg Friedr. Gieberich aus Wetzlar hat „drei Gulden Taxationsgebühren von wegen dem Schulhaus daselbst“ in Empfang genommen, und endlich erhält Eberhard Schneider 74 Gulden zurück, die die Gemeinde 1786 zur Bestreitung der Baukosten am Schulhaus geliehen hatte.

(Teilweise aus Akten des Staatsarchives zu Koblenz, Abt. 21, Nr. 2192.)



Schulhaus (Eingang) von 1907 bis 1949, heute Gemeindeverwaltung

Freue woar me sparsame

Woann me hau mol denkt wäis freue woar,
es goab viel Kirn, des Geald woar roar.
Woas hau doach alles zoum Leawe gehirt,
doas woar do nur Luxus, doas bracht me nirt.

Woar em Haushalt woas gebott gegange,
konnt me häi em Doarf nirt scheall woas lange.
Die Motte muß, im es norigste se kaafe,
bis nooch Wetzle oawe Gäiße laafe.

Irn glaabts, irn Festtoag woar dann fier die Kirn,
se hat dann aach fier säi im Koarb woas drien.
Doach vo Schukeload woar nirt se schwätze,
Zoackestoa deat mer als woas oarjes schätze.
Joa, me hot sich dann gefreut wäi noach nie,
schu iewern Weck, doas gibts doach hau nirt mie.

Me deat, woar aach goar oafach des Leawe,
oft irn freudige Erwartung schweawe.
Woanns baal Christtoag woar, irn me grooch gesaat,
ihr deaft met gieh off de Chriskinnchesmaat.

Dann irs oam e Freud dorchs Herze gegange,
irn de Schul deaft me sich Olab lange.
Me guckt sich doas Schiene all emol o,
vielleicht e Lebkucheherz grooch me do.
Dann hot me sich, doas gebts doach hau nirt mie,
üwe so e Kloanichkeit gefreut wäi noach nie.

Irn vo de Weihnachtsbotschaft ganz dorchdrunge
hot me inerm Chrisboam gesunge.
Irn de Noochbeschäft gengs dann vo Haus zou Haus,
die Motte daalt Neß irn Plätzche aus.

So woars freue, me muß oft dro denke,
„wahre Weihnachtsfreude ohne Geschenke.“

Erna Schäfer, Waldgirmes

Aus der Vor- und Frühgeschichte von Lützellinden

von Otto Bork †

Allgemein Merkwürdiges

Unser Heimatdorf Lützellinden war nach der durch Urkunden belegten Zeit fast drei Viertel Jahrtausend eine selbständige Gemeinde gewesen, als es am 1. 1. 1977 in die Stadt Lahn eingegliedert wurde.

Einwohnerzahl:

Jahr	1640	1660	1758	1840	1910	1926	1939	1947	1961	1979
Einw.	450	340	457	622	1049	1170	1243	1842	1492	1883

Lage im Gradnetz: 50° 32' nördl. Breite 8° 37,5' östl. Länge

Höhe über NN:	Pegel bei der Kirche	183 m
	höchste Feldflur „Am Waldweg“	260 m
	höchster Walddistrikt „Pfarrstrauch“	280 m
	tiefster Punkt in der „Au“	160 m

Bodenfläche:	Gemarkung insgesamt	891 ha
	Feldflur mit Baugrund und Wegen	766 ha
	Waldfläche Oberwald	125 ha
	Waldfläche Markwald	91 ha

Scharfe Rechner entdecken, daß die 91 ha Markwald in der Gesamtbodenfläche nicht enthalten sind.

Der Markwald ist im Großen-Lindener Bann gelegen, aber seit 1810 im Besitz der Gemeinde Lützellinden.

Großenlinden, Leihgestern, Lützellinden und Hörnsheim hatten die „Linder Mark“ als gemeinsamen Waldbesitz. Ob es die schon 792 im Lorscher Codex erwähnte „Linder marca“ war, wissen wir nicht. Aber schon 1513 muß ein Streit um die Holznutzung geschlichtet werden. Im Jahre 1810 wurde der Wald unter die vier Gemeinden im Verhältnis 3/8 : 2/8 : 2/8 : 1/8 aufgeteilt. Der Hörnsheimer Teil ist in den Besitz des hessischen Staates übergegangen. Als Lützellinden 1814 preußisch wurde, scheint eine Veränderung der Gemarkungsgrenzen Schwierigkeiten bereitet haben.

Ihren Anteil an einem anderen gemeinsamen Waldbesitz, an der Markgenossenschaft Fernwald bei Annerod, hat die Gemeinde schon am 26. 2. 1694 für 130 Reichstaler an die Stadt Gießen verkauft. An dem etwa 450 ha großen, 1485 erstmals schriftlich erwähnten Gemeinschaftswald, waren 1603 nicht weniger als 14 Gemeinden beteiligt. Das Waldbuch des Oberfürstentums

Hessen-Marburg führt auf: Gießen, Lindes, Großlinden, Wieseck, Annerod, Steinbach, Hausen, Garbenteich, Watzenborn, Steinberg, Leihgestern, Lützellinden, Hörnsheim und Allendorf.

Als der nassauische Amtmann gegen den Verkauf Einspruch erhob, erklärten die Gemeindevertreter von Lützellinden, daß ihnen der Anteil am Fernwald nur noch Belastungen bringe; die weite Entfernung mache keinen Weidegang möglich. Sie könnten mit Nutzen auch kein Gehölz daraus entnehmen, weil der Transport zu teuer sei. Seit Jahren hätten sie auch keinen Erlös an Mastgeld und Rügen mehr aus dem Wald erhalten, obwohl sie jährlich 1 fl zum Försterlohn bezahlten (1 fl = 1 florin = 1 Gulden).

Der Grundbesitz der Gemeinde Lützellinden zieht sich (heute allerdings quer durchschnitten von einer Eisenbahnlinie und zwei Autobahnen) vom Weichbild der Stadt Gießen (hinter dem Lazarett) über den Osthang des Kleebachtals (Osterfeld und Holzburg) durch die Talaue des Kleebachs und Lückebachs mit den Fluren Vorm Luh, Waschklee, Halbe Klee, Bulgersheim, Au und Allendorfer Au über den Westhang des Tales, den Kleeberg, auf einer allmählich ansteigenden Lößterrasse bis an die Grenzen Wetzlars.

Es wundert nicht, daß der Ort bis in die jüngste Zeit ein typisches Bauerndorf war.

Obwohl die Landschaft nach dem Gießener Becken offen ist, — man kann vom höchsten Punkt der Feldmark aus gut 20 Ortschaften zählen —, und obwohl es der Oberwald von Wetzlar trennt, war Lützellinden in der Vergangenheit immer nach Westen orientiert.

Jahrhundertlang war der Regierungssitz der nassauischen Herrschaft in Weilburg, vom Jahr 1815 an hatte man es mit der preußischen Kreisverwaltung in Wetzlar zu tun.

Vielleicht war eine gewisse Abneigung gegen Hessen darauf zurückzuführen, daß Darmstadt während des Condominiums (Zweiherrenherrschaft im Hüttenberg) und auch noch nach der Teilung 1703 sich immer gegen Nassau behauptet hatte und alle Entscheidungen gegen Lützellinden traf, so z.B.:

1. im Streit der Gemeinden Hörnsheim und Lützellinden mit Großlinden um Kostenanteile im Markwald (1705 — 1717),
2. im Streit der Gemeinde Lützellinden mit Linnes wegen des Weidegangs in der Linder Mark (1741 — 1746),
3. im Weidestreit zwischen Allendorf und Lützellinden um das Weiderecht in der Zechweide (1751 — 1778).

Erst nach dem Weltkrieg 1914 — 18 ist eine Hinwendung nach der natürlichen Öffnung, nach Gießen, festzustellen. Dabei spielt sicher das Entstehen von Arbeitsplätzen in Konkurrenz zur früher beherrschenden Wetzlarer Schwerindustrie eine Rolle, daneben die Gießener Schulen und die Universität.

Lützellinden liegt an der alten Rheinfelser Straße, einer für Nassau wichtigen Querverbindung. Sie führt über Weilmünster und Katzenellenbogen an den Rhein, wo sie der Burgruine Rheinfels gegenüber endet.

Den Hüttenberger Untertanen schien die Straße nicht wichtig. Nach einem Bericht vom 30.7.1776 baten die Gemeinden Nauborn, Hörnsheim, Hochelheim, Dornholzhausen, Niederkleen, Kleinrechtenbach, Vollnkirchen und Reiskirchen, lauter Nichtanlieger, um Verschonung von der Wegebaufronde: Die Rheinfelder Straße sei nicht chausseemäßig angelegt, sie brauche also nur in gutem Zustand gehalten zu werden. Der Plan von Baumeister Gunkel sah einen Ausbau der Strecke von Weidenhausen bis Lützellinden vor.

Von dieser Hauptstraße, wie sie später phantasielos genannt wird, zweigt im Ortskern ins Unterländer Dorf die heutige Lindenstraße ab, die durch den Wald nach Wetzlar führt. Der Flurname Wetzlarer Hohl (1496 bey dem Wetzlarer wege) und zwei Waldschneisen, der Wetzlarer Weg und die „aald Wetzler Chaussee“ weisen auf die Bedeutung hin, die der Weg einst hatte. Eine Gießener Straße existiert erst als Nachfolgerin der Hauptstraße.

Diesen beiden Straßen folgte auch zuerst die Ausdehnung des Dorfes. Die Häuser Gießener Str. 41 und 52 und Lindenstr. 39 und 50 waren im Jahre 1841 die letzten an den beiden Straßen.

Die Ausdehnung in Richtung Gießen beginnt mit dem Ausbau der Neuen Straße (Naustrues), die am 26.2.1919 beschlossen wurde. Die Straße ist traditionsbewußt in Bitzenstraße umbenannt worden nach dem alten Flurnamen, der in einer Urkunde vom 17.1.1339 „in den Bitzin“ heißt.

Vorgeschichte

Ein Einblick in die Vorgeschichte unserer Heimat gelang erst in den letzten Jahren. Einzelne hatten schon früh Interesse an der Vergangenheit der Menschheit. Aber Einzelfunde, wie die römische Münze, die man schon um das Jahr 1600 bei Königsberg fand, waren nur interessante Andenken. Auch ungenutzte Masseneinsätze können nur schaden. So zogen 1717 Studenten, durch Vorlesungen der Gießener Professoren Weber und Liebknecht begeistert, haufenweise in die Wälder, um Totenhügel nach Münzen zu durchsuchen, wobei sie Scherben achtlos wegwarfen. Schlimm war, daß sich auch noch Bauern an diesem Zerstörungswerk beteiligten.

Die erste systematische Untersuchung von Hügelgräbern unternahm im Jahr 1816 J.C. Schaum im Auftrag des Fürstenvon Solms-Braunfels. Die Funde sind im Schloß Braunfels ausgestellt.

In Vorbereitung einer weitem ist unter dem 7.9.1896 im Lützellindener Gemeinderats-Protokoll zu lesen:

„Gderath verhandelt und beschließt über Antrag des Friedrich Helm, Sohn v. Johannes Helm zu Kl-Rechtenbach bezügl. Durchsuchen einiger Hünengräber im hiesigen Oberwald:

„Wir sind damit einverstanden, mit der Bedingung, daß die Arbeit unter Aufsicht des Försters Roth geschieht, daß letzterer den etwaigen Schaden aufnehmen kann, wofür der Vater des Antragstellers aufzukommen hat““.

Professor Gundermann veröffentlichte den Fundbericht in der Westdeutschen Zeitschrift XVII vom Jahr 1899.

Der Fund selbst ist mit der Mehrzahl der Stücke erhalten und im Wetzlarer Museum ausgestellt.

Seit dieser Zeit haben noch einige Wissenschaftler geforscht und gefunden, aber erst durch die Aufmerksamkeit und Mithilfe breiter Bevölkerungsschichten konnte ein bescheidener Überblick gewonnen werden, wie und wo in vorgeschichtlicher Zeit Menschen in unserer Heimat gelebt haben.

Paläolithikum (Altsteinzeit) 600000 — 8000 v. Chr.

Diese Phase der Menschheitsgeschichte fällt in die Eiszeiten, in denen Mitteleuropa vom Gletschereis Skandinaviens bis an das Mittelgebirge und von den Alpengletschern bis zur Donau bedeckt war. Sicher sind die ersten Menschen auf der Nahrungssuche und der Jagd vom weiten Ostraum in die eisfreien Gebiete Westeuropas durch unseren eisfreien Korridor gezogen. Aber in unserem Raum sind erst Knochen mit menschlichen Bearbeitungsspuren von solchen Tieren gefunden worden, die in der letzten, der Würm-Eiszeit, gelebt haben. In den 20er Jahren fand man in der Dalheimer Höhle bei Wetzlar und an der Tiefenbacher Straße bei Braunfels Knochen vom eiszeitlichen Mammut und Rentier und von Wildpferd, Bison und Riesenhirsch, sogar ein fast vollständiges Skelett des wollhaarigen Nashorns.

Das Universalwerkzeug dieser Zeit, der Faustkeil aus Feuerstein, Hornstein oder Quarzit ist in einigen Exemplaren gefunden: bei Atzbach, Braunfels, Greifenstein, Rechtenbach und an zahlreichen Orten der Wetterau.

Mesolithikum (Mittlere Steinzeit) 8000 — 4000 v. Chr.

In diesen 4000 Jahren fand der Übergang von der Sammler-Jäger-Kultur zur Ackerbau-Kultur statt. Die Steinwerkzeuge sind schwerer zu finden, da es sich um kleine Steinabspalte zur Bewehrung von Pfeilen und Harpunen handelt. Deren Holzteile, wie knöcherne Geräte oder Waffen aus Rengeweih sind längst vermodert.

Reiche Funde macht man an sogenannten Schlagstellen, den Arbeitsplätzen steinzeitlicher Werkzeugmacher. Neben Klopf- und Amboßsteinen mit deutlichen Schlagspuren liegen Mengen von Abschlägen. Die umherschweifenden Jäger waren immer wieder zu ihrer Rohstoffquelle zurückgekehrt. Bedeutende Schlagstellen hat man bei Braunfels, Münzenberg, Trais und Stumpertenrod entdeckt. Hier kann man auch an der Bodenschicht der Funde versuchen, die Entstehungszeit zu bestimmen, was man bei Streufunden, die von der Ackeroberfläche aufgesammelt werden, nicht vermag.

Ein Fund, den man in das Mesolithikum einordnet, darf nicht vergessen werden. Schon vor Jahrzehnten wurde in Heuchelheim bei einer Begradigung des Bieberbettes eine Hirschgeweih-Axt von 21 cm Länge ausgegraben.

Neolithikum (Jungsteinzeit) 4000 — 1800 v. Chr.

In dieser Zeit wanderten verschiedene Völkergruppen in unseren Raum ein, die noch Steinwerkzeuge benutzen. Aber ihre Geräte sind behauen, sorgfältig geschliffen und auch schon für einen Stiel mühsam durchbohrt. Die Menschengruppen kann man an der Verzierung ihrer Tongefäße und an der Art der Totenbestattung unterscheiden.

Bandkeramiker aus Südosteuropa, Ackerbauer	4000 — 3000
Stichbandkeramiker oder Rössener, scheinen den Bandkeramikern verwandt, beide setzen ihre Toten in Hockstellung in Gruben bei.	3000 — 2500

Eine Tonscherbe, in der Bitzenstraße gefunden, zeigt eine solche Stichbandverzierung.

Steinkammerleute, kommen aus dem norddeutschen Raum	seit 2500
---	-----------

Der „Heilige Stein“ bei Muschenheim ist als ein Steinkistengrab erkannt worden, sonst finden sich Spuren im Salzbödetal bei Lohra.

Schnurkeramiker oder Streitaxt-Leute, ein kriegerisches Volk aus dem Schwarzmeer-Raum, waren Viehzüchter und begruben ihre Toten unter Grabhügeln.	seit 2500
--	-----------

Bei Heuchelheim wurde eine formschöne, sorgfältig geschliffene und durchbohrte Streitaxt gefunden, eine Facettenaxt bei Hörnsheim.

Glockenbecherleute aus Südfrankreich/Nordspanien,	seit 2000
---	-----------

ein Jägervolk, das schon Kupfer für die Pfeilspitzen verwendete. Sie begruben ihre Toten in tiefen Schächten.

In unserem Raum sind keine Funde bekannt, auch in der Wetterau relativ wenige, obwohl das Volk von dorthier einwanderte. Sicher ruhen noch viele Grabkomplexe tief unter der Erde. Wie viele mögen aber schon unerkannt von gefühllosen Baumaschinen vernichtet sein?

Eisenzeit von 800 v. Cr. an

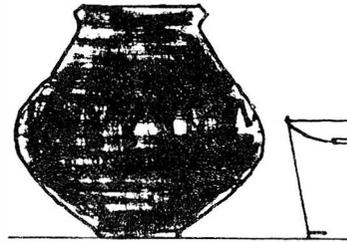
Hallstattzeit 800 — 450 v. Chr.

Aus dieser Zeit rühren die meisten Grabhügel unserer Heimat. Die Hallstattkultur breitete sich mit dem Eisen- und Salzhandel von Süden her aus und ist nach besonders zahlreichen Funden bei Hallstatt am Hallstätter See benannt. Auf die Ausbreitungsrichtung deutet auch der Umstand, daß die Mehrzahl der

Hügel im Südosten des Wetzlarer und im Süden des Gießener Raumes liegen: im Münchholzhausener „Bauwald“ 87 Hügel, im Lützellindener Oberwald Distrikt Schafbuchen 85 Hügel, im Großenlindener Markwald 63 Hügel, in Leihgestern 44 Hügel, in Lang-Göns 58 Hügel, in Lich 32 Hügel und in Arnsburg 156 Hügel.

Beim o.a. Durchsuchen eines „Hünengraves“ in den Lützellindener Schafbuchen kam ein reicher Fund ans Tageslicht:

Neben dem großen Gefäß mit Leichenbrand (s. Abb.) standen in Nord-Süd-Orientierung in zwei Reihen die Grabbeigaben, insg. 22 Gefäße, von denen noch 16 im Wetzlarer Museum aufbewahrt werden. Die Keramik ist gröber als die der Urnenfeldleute, aber reicher verziert. Neben Horizontalrillen um den Hals ziert die Gefäße ein Band aus Winkeln, Dreiecken, Schrägstrichen oder Fingertupfen auf der Schulter.



Aschenurne (1/20 Größe)
(z. Vgl. ein Wassereimer)

Ein Streufund auf einem Acker an der Zechweide enthält Scherben mit einem Fingertupfenrand.

Brandreste, die beim Tiefpflügen zu Tage traten, lassen hoffen, daß hier eine Siedlung der Hallstattleute von den Schafbuchen zu finden ist, zumal der Südosthang nahe der Zechbachquelle dafür geeignet schiene.

Den bedeutsamsten Fund dieser Kultur machte man in Schwalbach, als man im Hügelgräberfeld „Rehbock“ vom 16. bis 27. Okt. 1960 eine Notgrabung durchführen mußte.

Ein Hügel enthielt westlich neben der Mitte eine im Nordteil durch Wurzelsprengung gestörte Wagenbestattung in Spuren einer engen Holzkammer. Auf dem Wagen lag, nach der chemischen Analyse, der Tote mit dem Kopf nach Süden. Unter dem Hügel fanden sich Reste der Urnenfelderzeit.

Ein nachgebildetes Modell des Wagens und die Beigaben, ein bauchiges, braunes Gefäß und ein Halsring aus Bronze, sind im Wetzlarer Museum ausgestellt.

Laténezeit 450 bis Chr. Geburt

Die Zeit der Kelten ist uns durch die Ringwälle auf dem Dünsberg bekannt, bei denen neben großen Mengen Scherben von Gefäßen auch zahlreiche Eisengeräte gefunden wurden, neben Waffen und Werkzeugen auch Geräte für die Landwirtschaft. Also waren die Wallanlagen nicht nur eine Fliehburg, sondern eine befestigte, bewohnte Keltenstadt.

Die Kelten waren kunstfertige Schmiede, konnten schon Glas verarbeiten und benutzten zur Töpferei die Drehscheibe. Sie prägten Münzen aus Gold, Silber,

Elektron (Gold/Silber-Leg.) und Kupfer, sogenannte Regenbogenschüsselchen, etwa 1,5 cm große, schüsselförmige, auf einer Seite mit einer Art Regenbogen verzierte Münzen.

Funde wurden gemeldet aus Greifenstein, Oberbiel, Wetzlar und aus den Heuchelheimer Kiesgruben. Vor allem ist der vor mehr als 100 Jahren bei Bad Nauheim gefundene Schatz von rund 500 einheitlichen Stücken zu nennen; für den Fund bei Mardorf im Amöneburger Becken konnte die Anzahl nicht mehr festgestellt werden(!). Am Dünsberg fand man scharf abgeschliffene Teile von Bronzearmringen, welche als sogenanntes Ringgeld auch von anderen keltischen Fliehburgen bekannt sind.

Ein einmaliges Fundstück wurde im Klein-Linder Lahn-Altarm unversehrt geborgen, ein Spätlatène-Langschwert. Es steckt in einer Scheide aus Bronzeblech mit kennzeichnenden keltischen Schmuckelementen.

Durch die Römer haben wir schriftliche Kunde von ihrer Kultur, von der sie mit größter Hochachtung berichten. Aber durch ihr Vordringen und die Einwanderung germanischer Stämme wurden die Kelten in unwegsame Gegenden verdrängt (Bretagne, Irland, Wales, Schottland).

Bronzezeit 1800 — 800 v. Chr.

Hügelgräberbronzezeit 1800 — 1200 v. Chr.

Diese Menschengruppe scheint aus einer Vermischung der Schnurkeramiker und der Glockenbecherleute hervorgegangen zu sein, die man auch als Zonenkeramiker bezeichnet. Durchgesetzt hat sich die Bestattung in einer flachen Mulde, über der ein beachtlicher Erdhügel aufgeschüttet wurde, dem man jedoch von außen nicht ansehen kann, ob er nicht aus der späteren Hallstattzeit stammt, oder eine Nachbestattung aus dieser Zeit enthält. Erst nach den Beigaben — Schmuck bei den Frauen und Waffen bei den Männern — kann man das Alter bestimmen. Die Steinwerkzeuge werden mehr und mehr durch kupferne und anschließend durch die härtere Legierung Kupfer und Zinn, die Bronze, ersetzt.

Die Hügel unserer Gegend sind sorgfältig in Karten eingezeichnet und gezählt; dabei handelt es sich fast ausschließlich um Gräber in Waldgebieten, sicher sind im freien Felde viele vom Pflug eingeebnet. Im alten Kreis Gießen zählte man insgesamt 850 Hügel, im ehemaligen Kreis Wetzlar 746.

Urnenfelderbronzezeit 1200 — 800 v. Chr.

Ganz unvermittelt tritt eine neue Kultur auf, die Toten werden verbrannt, ihre Knochen- und Aschenreste in großen Urnen beigesetzt. Diese Volksgruppe scheint in einer großen Völkerwanderung aus Südeuropa eingewandert zu sein. Es ist die Zeit, in der nordische Seevölker in Ägypten einfallen, und die Dorer in Griechenland eindringen.

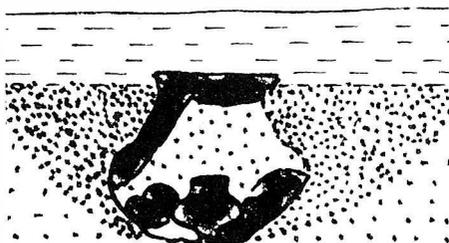
Man findet die Urnen spatentief unter der Oberfläche in einer flachen Mulde mit Gefäßen als Beigaben in und neben der Aschenurne, weshalb man auch von Flachgräbern spricht. Weil jedoch auch Gräber unter Hügeln gefunden worden

sind, besteht die Möglichkeit, daß bei den Flachgräbern die Hügel eingeebnet wurden.

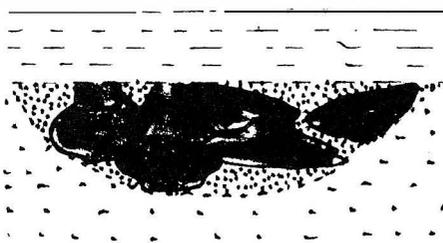
Am 8.5.1966 und am 28.5.1968 wurden in Lützellinden, im Garten Bitzenstraße 38, zwanzig Zentimeter unter dem heutigen Niveau, zwei Brandgräber festgestellt und untersucht.

In einer runden, flach-muldenförmigen Vertiefung fand sich jeweils zentral eine Urne mit Deckschale, die Knochenasche und Beigefäße enthielt. Weitere Gefäße standen um die Urne.

Der Fund, bestehend aus 6 Schalen, 3 Gefäßen, 1 Becher und Scherben von weiteren 6 Gefäßen, befindet sich beim Landesarchäologen. Als Verzierung treten auf: Horizontalrillen in verschiedener Anzahl, zweimal ein Band von Schrägstrichen, bei dem Becher drei Noppen unter dem Rand. Man datiert den Fund in das Ende der Urnenfelderzeit.



Grab 1



Grab 2

Auch in den Nachbarorten sind solche Gräber gefunden worden: in Dornholzhausen, Hochelheim, Rechtenbach, Naunheim, Dutenhofen. In Wieseck hat am Fundort ein Straßennamen weichen müssen: Am Urnenfeld statt Treiser Weg. Daß die Bronzegegenstände als Beigaben selten sind, mag daher rühren, daß kupferhaltiges Gestein in unserer Gegend kaum vorkommt. Bei Gambach fand man allerdings doch Spuren einer Verarbeitung von Bronze.

Eine sehr bedeutungsreiche Entdeckung machte man bei Dornholzhausen:

Am 10.4.1968 wurden beim Pflügen auf einem Acker ein halber Feuerbock und einige Scherben gefunden. Bei Grabungen 1969 und 1970 konnte der Grundriß eines kleinen Hauses, das vier Feuerstellen enthielt, die stark mit Brandresten, Gefäßen, Scherben und anderen Gegenständen angefüllt waren, freigelegt werden. Zwei Meter neben dem Haus wurde ein kleines Brandgrab gefunden. In einer muldenförmigen Vertiefung, von kleinen Steinen umstellt, stand eine Schale mit Knochenasche und einer Bronzenadel, daneben eine Tasse.

In Rechtenbach stieß man beim Straßenbau auf drei Wohngruben, die schon früher stark zerstört waren.

Römerzeit 50 vor bis 260 nach Chr.

Unmittelbaren Einfluß hatten die Römer fast 200 Jahre auf den von ihnen besetzten Teil unserer Heimat hinter dem Limes, dem befestigten römischen Grenzweg.

Kaiser Domitian hatte 84 n. Chr. begonnen, den Weg, auf dem die Grenzposten patrouillierten, gegen germanische Überfälle durch einen Wall mit Pallisaden und einen Graben zu sichern. Unter dem Kaiser Trajan (98 — 117) ist der Limes fertig gebaut 584 km lang, hat etwa 1000 Wachtürme und mehr als 100 Kastelle. Von dem bekanntesten Kasteil, der Saalburg, zog er sich über Butzbach auf der Wasserscheide zwischen Kleebach- und Wettertal bis vor (das heutige) Watzenborn, dann im Bogen an Arnsburg vorbei wieder in südlicher Richtung auf Seligenstadt am Main zu, womit er die ganze Wetterau einschloß.

Südlich des Mains bis an die Donau sicherte dann der Mauer-Limes die Grenze des römischen Zehntlandes.

Ob die Römer von ihrer Befestigungslinie aus unser im Vorfeld liegendes Heimatgebiet im freien Teil Germaniens unbehelligt ließen oder die Siedlungen bei ständigen Ausfällen zerstörten, ist durch nichts überliefert. Aber es scheinen auch friedliche Handelsbeziehungen bestanden zu haben. Dafür sprechen Funde von feiner römischer Keramik, die wohl nur auf friedlichem Weg in germanischen Besitz gelangt sein kann. Römische Töpfe werden gar als Aschenurnen benutzt gefunden. Neben römischen Münzen, die man verbreitet aufgefunden hat, wurden besonders im Lahntal Funde gemacht. Allein bei Lahn-Waschkies Schneider baggerte man in wenigen Jahren drei wascheimer-große Bronzegefäße und ein bronzenes Hängebecken neben mehreren Münzen in Gold, Silber und Kupfer ans Tageslicht.

Völkerwanderungszeit, merowingisch-karolingische Periode
260 — 800 n. Chr.

Als die römische Macht verfiel, stießen Germanenstämme über den Limes, der 283 n. Chr. an die Allemannen verloren ging und zerfiel. In die von römischen Siedlern entblößte Wetterau zogen Menschen aus Stauräumen der Bevölkerung außerhalb des Limes. In Holzheim fand man in einem Reihengräberfeld Beigaben, die auf allemannische Besiedlung schließen lassen, die in der Mitte des 4. Jahrhunderts stattgefunden haben müßte. Im Laufe der Völkerwanderung kamen dann Franken in unseren Raum. Aus der Merowinger- und Karolingerzeit sind im Wetzlarer Raum kaum Bodenfunde gemeldet, nur einige Gräber in Wetzlar, Ehringshausen, Naunheim und Burgsolms.

Am „Freien Stein“ in Burgsolms sind noch Wall und Graben eines befestigten Königshofes, einer sogenannten „Curtis“ zu sehen, die dort sicher einen Lahnübergang schützen sollte.

Im Gießener Becken und der nördlichen Wetterau dagegen sind reiche Schätze gehoben worden. In Holzheim grub man ein Frauengrab aus mit einer langen Tonperlenkette, einer Schmuckfibel und einem fränkischen Tongefäß (datiert 525 — 600 n. Chr.), in der Nähe ein Männergrab mit einer Lanzenspitze (600 —

700 n.Chr.), in der Schicht darüber ein Kindergrab, dessen Topfbeigaben aus der Karolingerzeit stammen. Ein einzelnes Frauengrab in Lang-Göns enthielt einen feinen Bronzereif, eine Silber- und eine Bronzefibel (600 – 700 n. Chr.). In der Tongrube der Leihgesterner Ziegelei fand sich ein Reitergrab. Lanzen spitze, Kurzschwert, Schildbuckel, Messer und Reitersporn lassen eine komplette Reiterausrüstung aus dem 7. Jahrhundert erkennen.

In der Zeit der Merowinger und Karolinger vollzieht sich die Christianisierung unserer Gegend, Klöster werden gegründet, im Jahr 744 Kloster Fulda und im Jahr 763 Kloster Lorsch. Für viele Orte unserer Gegend beginnt die geschichtliche Zeit, ihre Namen werden von Mönchen im Verzeichnis von Schenkungen an das Kloster eingetragen.

Da Lützellinden in dem Lorscher Codex nicht zu finden war, dagegen mehrmals ein Ort Sichelingeslinden, folgerte Fr. Kilian Abicht, Pfarrer zu Hocheheim und Dornholzhausen, in seiner Arbeit "Der Kreis Wetzlar historisch, statistisch und topographisch dargestellt" vom Jahr 1836:

„Lützellinden kommt schon im Lorscher Codex unter dem Namen Sichelingslinden, d. h. Kornlinden, und die Sichelinger Mark in mehreren Nummern vor. Späterhin hieß es Kleinlinden oder Lützellinden, weil Lützel in der Sprache des Mittelalters klein heißt. Unter diesem Namen Kleinlinden kommt der Ort in einer Urkunde von 1280 vor . . .“

Diese Auslegung haben wir in der Schule gelernt, und sie ist in der ganzen Umgegend noch bekannt. Aber schon vor über 50 Jahren haben Heimatforscher Bedenken gegen diese Auslegung angemeldet.

Abichts Konstruktion ist zu künstlich, als daß man eine Tausendjahrfeier daraus hätte begründen können. Er selbst gibt schon eine Urkunde mit dem Namen Lützellinden aus dem Jahre 1262 an, inzwischen wurde eine aus dem Jahr 1238 gefunden, aber auch noch im Jahr 1329 und 1333, sogar im Wetzlarer Nekrologium vom Jahre 1389 wird ein „*minori Lynden*“ genannt, obwohl schon 1269, 1287 und 1291 ein *Conradus dicto de Lindehe* bzw. *Conradus de Lyndes* (*Lyndes* mundartl. *Linnes* = Kleinlinden) vorkommt.

Laut Lorscher Urkunde Nr. 3070 schenkt der Presbyter Randolf dem Kloster für sein Seelenheil in *Villa Gunissen et in Sichelinges marca et Clener marca* all seinen Besitz, dazu 38 Leibeigene. Die Folgerung ist, wenn Sichelingeslinden, zwischen Göns und Kleen genannt wird, hat es auch zwischen diesen Orten gelegen. In der Lang-Gönser Gemarkung kommt nun häufig das Wort Langelinden vor (*Langelinder Born*, *Langelinder Strauch*, *Langelinder Graben*), dabei liegt „In den Krautgärten“, was auf eine ausgegangene Siedlung Langelinden schließen ließe. Tatsächlich wird noch 1302 in einer Urkunde ein Ort *Langelinden* genannt.

Sollte Lützellinden noch zu dem in der Urkunde Nr. 3159 genannten „*Villa Linden*“ gehört haben?

„*In Christi nomine sub die III kl martii, anno XXII Karoli regis ego Winicho pro remedio anime mee dono ad s.N.mrem . . . Richbodo donatumque confirmamus*

in pago Logenehe in villa Linden et in Aldendorph et in Holthusen quidquid habere videor...“

In Christi Namen, am 3. Tag vor den Kalendis (Monatserster) des März, im 22. Jahr König Karls, schenke ich, Winicho, für meiner Seelen Heil an s.N.mrem...-Richbod und wir bestätigen unsere Schenkung im Lahngau im Dorf Linden und in Allendorf und in Holzhausen alles, was ich bekanntlich dort habe... (Datum 27 Febr. 790).

Eine Urkunde vom Januar 1148 spricht von zwei Linden:

Papst Eugen III. bestätigt dem Kloster Schiffenberg Besitz: predia (Besitz)

in Leikestere, in villa Lenden et in Lenden. . .

War das zweite vielleicht Lützellinden?

Lützellinden tritt in die geschichtliche Zeit ein

Inzwischen ist als ältestes Namenszeugnis eine Urkunde gefunden, die vom 10. Juli 1238 datiert ist — Act. sunt hec a.d.MCCXXXVIII, VI idus julii —. Bei Ulrich von Münzenberg setzt sich eine Anzahl Ritter für den jungen Conradus de Calesmit ein, daß er sein väterliches Erbe erhalte. Als Bürge stellt sich u.a. Eckardus Rufus de . . . Lucellinden.

Aus der Folgezeit sind dann immer häufiger Urkunden mit dem Dorfnamen gefunden, bis zum Jahr 1300 liegen mir fast vierzig vor. Die meisten sind Pacht- und Kaufverträge; Schenkungen an die Klöster Arnburg, Schiffenberg und Altenberg sind es weniger. Auffällig sind die vielen Land- und Korngültenkäufe von Wetzlarer Bürgern — ein Zeichen für den Wohlstand Wetzlars —. Nach dem Niedergang Wetzlars in der zweiten Hälfte des 14. Jh. durch dauernde Kämpfe mit den benachbarten Fürsten und einem blutigen Bürgerstreit verkaufen die Wetzlarer Bürger ihre Güter und Gülten in Lützellinden.

Gegen Ende des 12. Jh. war es um Erbstreitigkeiten zum offenen Kampf gekommen zwischen dem Landgrafen Ludwig, dem Heiligen von Thüringen und dem Mainzer Erzbischof, der die vielen kleinen kirchlichen Besitztümer im Hessenland zu einem mächtigen Priesterstaat ausweiten wollte. Fast 300 Jahre lang flackerte der Krieg immer wieder auf, als die hessischen Landgrafen das thüringische Erbe in Hessen angetreten hatten. In die Kämpfe griffen auch die Städte und kleinen Fürsten, später die Städte- und Ritterbunde ein. Im Jahr 1327 ging die Stadt Gießen für kurze Zeit an Mainz verloren. Unsere Heimat kam nicht zur Ruhe, die starke ordnende Reichsmacht des frühen Mittelalters fehlte. Raubritter lebten vom Bauernlegen, wenn ihnen die reichen Pfeffersäcke aus den Städten nicht ins Garn gingen.

Im Jahr 1337 war bei Großenlinden eine Fehde zwischen dem Grafen von Solms-Braunfels und dem Bischof von Würzburg, wobei dieser in Gefangenschaft geriet und von seinem Bruder durch Zahlung eines Lösegeldes von 500 Pfund Hellern befreit wurde.

Man macht sich seine Gedanken, wenn man dann liest (17.1.1339):

Ich gerlach Heinbuge von Grozin Lynden vnde Meckele min eliche husfrauwe

dun kunt, daz wir han firkaufft deme Commendur vnd den brodirn gemeynlich des dutschin huses zu Schiffinburg eyne hube landis rechlichis eygenis, die da ligit of den veldin zi Grozin Lyndin vnd zo Luczillindin, die da XV morgin hat, vmme XL (40) mark penninge . . . (es folgt die Aufzählung der Grundstücke mit Flurnamen).

Die selbin hube landis hant die forg(enannten) Commendur vnd brudir zo Schiffinburg vns vnd vnsin frundin wedir geluhin zo lantsidelme rechte Dede wir keyne besserunge an myst, dunge adir an grabin, da suldin sie uns dar fur dun als des landis gewonheyt ist

Wir sullin den dicke(oft) genantin herrin gebin alle jar fonf maldir lutris vnd gudirs kornis Wetflar maz un eyne gans un eyn hun un eyn fasnathun (Fastnachts-huhn)

Dirre brip wart gegeben da man schreyt rccccxxxix of S.Anthonies dage.

In dieser Zeit beginnt man, die Urkunden in deutscher Sprache statt in Latein abzufassen. Es ist eine der mittelhochdeutschen Sprachen, die in den einzelnen Fürstentümern die Sprache des Hofes waren. Eine einheitliche deutsche Sprache gibt es erst seit Luthers Bibelübersetzung.

Weshalb verkaufen die Eheleute aus Großenlinden ihr Land? Für die Hufe, das sind 15 Morgen, erhalten sie 40 Mark (Kölner Währung). Sie pachten die Hufe wieder mit Auflagen und Unsicherheiten für einen hohen Pachtpreis, durch den sie immer mehr in ein Leibeigenschaftsverhältnis geraten können.

Wollten sie sich auf diese Weise unter den Schutz der in dieser Zeit mächtigen Ordensritter stellen? Oder war es Geldnot?

Die Abgaben der Bauern und die Herren- und Frondienste werden drückender. Wenn sie zum Markt nach Wetzlar gehen, sehen sie mit Neid die Freiheit der Stadtbürger, die so wenig Abgaben haben wie die „Miles“ auf den Freihöfen in den Dörfern. Stadtluft macht frei! Die Dorfbewohner ziehen in die Stadt. In einer Urkunde des Wetzlarer Stifts werden im Jahr 1369 genannt: Hen Schefer von Rechtenbach mit seiner Frau Demut von Lützellinden, beide Bürger von Wetzlar. Diese Landflucht hat wahrscheinlich das Ausgehen vieler Dörfer bewirkt, nicht, wie man glaubte, der Dreißigjährige Krieg.

Aber die Zinsherren ließen ihre Abgabepflichtigen nicht leicht wegziehen: Am 6. März 1459 bitten die beiden Ritter Hermann und Philipp von Schwalbach, den Niclas Henchen, Dielen Sohn von Lützellinden, nicht als Bürger in Wetzlar aufzunehmen, derweilen ihr Vater solches verboten hat.

Wie der Rat der Stadt entschieden hat, ist nicht berichtet, aber der Name Niclas Henchen ist in späteren Abgabenlisten nicht zu finden.

Auch die Städte wünschten keinen großen Zuzug, da der Raum in den Stadtmauern schon überaus eng bebaut war, und gingen gegen Fremde mit aller Strenge vor:

Der Barbenhenn aus Habechenheim hatte Trauben geschitten, war erwischt und tagelang eingesperrt worden.

Am 17. Okt. 1505 treten Hans Schefers Henn und Hentzmanns Henchens

Wentzel aus Lützellinden als Fürbitter in einem Urfehdebrief auf (Eid, die Stadt nicht mehr zu betreten, und sich auch nicht zu rächen).

Durch die Flucht in die Städte wurde die Hörigkeit und die Leibeigenschaft immer mehr verschärft. Ohne Erlaubnis durfte kein Höriger den Wohnsitz wechseln oder heiraten. Man heiratete in die Hörigkeit hinein. Natürlich hing das Maß der Bevormundung von der Sinnesart des Leibherrn ab.

In Lützellinden scheint die Leibeigenschaft nicht drückend gewesen zu sein. Man wundert sich, zu lesen, daß im Jahr 1630 von 450 Einwohnern noch 45 also 1/10, als Leibeigene geführt werden, aber in der Kirchenchronik mindestens jede dritte Heirat einen „ausländischen“ Partner hatte. Allerdings mußte dann ein Einzuggeld und ein Feuereimer an die aufnehmende Gemeinde gezahlt werden.

Namen in unserem Ort

Der Dorfname selbst wird im Mittelalter von den Schreibern der verschiedenen Amtsstellen so geschrieben, wie sie ihn hörten. Die Dorfbewohner konnten noch nicht schreiben (noch 1820 – 1830 stehen des öfteren drei Kreuze in der Holzlistenspalte „eigene Unterschrift“).

So finden wir eine mannigfaltige Schreibweise:

Lucellinden,	in einer Urkunde vom	10. Juli 1238
Luzenlenden,	Schenkung an Kl. Arnsburg	1243
Lutzellinde,	Schenkung an Kl. Arnsburg	Mai 1248
Luccelinde,	Stiftung eines geistl Amts	1258
Luzelinden,	in einem Pachtvertrag vom	Juli 1261
Luczillinden,	Güterverkauf nach Wetzlar	12. 4. 1269
Luczellindin,	Güterübertragung	1276
Luzillinden,	Verkauf einer Korngülte	5. 12. 1290
Luzcellinden,	Güterverkauf an Kl. Schiffenberg	7. 1309
Luzzellindin,	Gülte an Kloster Schiffenberg	1317
Lutzillynden,	o. a. Verkauf	17. 1. 1339
Lotzellinden,	Gleiberger Amtsrechnungen	1470

Die ältesten Einwohner von Lützellinden, wie sie in den Urkunden genannt werden:

(1238) Eckardus Rufus, (1243) Henricus, (1248) Eckardus, (1262) Irmgard Bruckelin, (1262) Conrad Balbus (Stammler), (1262) Albert, des Priors Bruder, (1262) Rudeger, (1269) Ritter Siegfried Grayd und Kinder Adelheid und Macharius, (1278) Luckarde, (1288) Richwinus, (1290) Heinrich, genannt Kuneng, (1294) Eberhard Bruckelin, (1304) Henricus opilis dictus buis (Kuhhirt), (1307) Gerhard, genannt Stucker, (1307) Heinrich dictus Hobemann, (1307) Baldewinus, (1308) Gerhard, genannt Schnabel, (1309) Ludwig Schride Frau Hildemunde, (1314) Engelburch, die Witwe Richwins, (1317) Cunert Wirt, (1314) Luzza Milchelinc, (1324) Schütz, hat einen Acker bei den Weiden, (1326) Monfried, genannt Holzhusier, (1339) Conzo Schade, (1346) Gerkin Schnabel, (1347) Heinrich, Sohn der Meffred, (1355) Hencze Balde-

win, (1380) Hyltwin und Ehefrau Luckele, (1380) Hermann Becker, (1380) Wenzel Cuse. 1400 Conrad Willekyn, Henne Cuse, Concze Scheffer, Judelyn, Concze Rechtenbechir, Huchelheimer, Becht Smyd, Folqwyn, 1408 Henne Henkel und Henchen Bruwer, 1410 Henne Hapel, 1416 Henne Bruwer u. Frau Demut, Henne Henkels Sohn u. Frau Metz, 1433 Patzenhenn, Herte Nicolaus, Scheppe Eberhard, 1442 Henne Cuse jung, Hertzen Conze und sein Schwager Patzen Henne, 1470 Bechtgen, Contzichens Hen, Contzichens Wenzel, Hertin Contzichen, Frische, Gugeln Hen, Hans Elschin, Hentzmansen Henchen, Hentzmansen Lottzichen, Hildebrant Wentzel, Hentz Küse, Lenen Peter, Metzen Hentzichen, Hen Marpurger, Mulichs Wenzel, Peppelers Lude, Potzen Henn, Schape, Scheffer Henchen, Hentz Scheffer, Snidehentzen Lude, Weller Henne, Hentz Wetzel, Contzen Tzigenbart, Niclas Tzigenbart, Tzisenpeter, Tzosen Hen.

Von dieser Zeit an sind nun häufiger Abgabenlisten vorhanden, so daß man einen Einblick in die Namen des Dorfes bekommt. Die Entwicklung des Familiennamens aus Beinamen zur Unterscheidung von Einwohnern gleichen Vornamens ist in obiger Aufstellung schon zu erkennen.

Aber es dauert noch über das Jahr 1600 hinaus, bis sich allgemein die Schreibweise durchsetzt, den Vornamen vor den Familiennamen zu schreiben, aber noch im Kirchenbüchlein von 1598 weiß man oft nicht, was Vor- oder Familienname ist.

Die kirchliche Entwicklung

Schon zwanzig Jahre nach der ersten urkundlichen Nennung von Lützellinden hatte es einen eigenen Pfarrer, Wernerus Plebanus de Luccelinde. Ein Pleban war ein Leutepriester, der nicht im Kloster lebte. In den Jahren 1261 und 1262 wird als zweiter Pleban Anselmus de Luzelinden genannt, der 1276 als Anselmus de Lynden siegelt, also vorher sicher in Lützellinden gewohnt hat. Dann wird da auch ein Kirchlein gestanden haben. Dieses ist im Jahre 1278 dadurch bezeugt, daß die Lage eines Hofes mit juxta cimiterium (nahe beim Kirchhof) bezeichnet wird. Ein weiterer Pleban Siefried tritt 1307 als Zeuge auf und 1315 als Schlichter bei Besitzstreitigkeiten.

Im Wetzlarer Nekrologium (Totenverzeichnis) von 1389 ist zu lesen: obiit venerabilis vir dominus Nicolaus Andree plebanus in Luczelinden — es starb der ehrwürdige Mann, Herr N. Andree . . .

Im Jahr 1400 wird der Besitz von Conrad Willekyn registriert: „ein hob hindir dem kirchhobe“ und ein Acker „undir dem Phernere“. Der Schreiber notiert die mundartlichen Ausdrücke, wie sie noch heute verwandt werden (Hof = Hob, Pfarrer = Peanner).

Nach einer alten Urkunde im Pfarrarchiv zu Großenlinden wurde Lützellinden im Jahre 1407 eine selbständige Kirchengemeinde. Der erste Pfarrer war Johann von Klenbergen. Später wird in einer hiesigen Urkunde als Pfarrer genannt Clais

Drayniss, nachheriger Erzpriester in Wetzlar. Diese zwei sind die einzigen Geistlichen, die aus der katholischen Zeit bekannt sind. (Entnommen aus dem Lagerbuch der ev. Kirchengemeinde Lützellinden).

Am 22. Febr. 1527 trat Adam Kirchhain mit der Gemeinde zur evangelischen Lehre über wie der Landesherr Philipp der Großmütige (cuius regio, eius religio – wessen Herrschaft, dessen Religion). Aber die Reformation verlief nicht so reibungslos, wie wir das aus der kurzen Feststellung entnehmen könnten. Auf der einen Seite hatten sich viele Menschen noch nicht so bald gelöst. Davon zeugen Schenkungeben an das katholisch gebliebene Wetzlarer Stift bis in das Jahr 1602. Andererseits wagt es im Jahr 1530 Hans Henn Sohn, den Vicar Donges Steinbrecher vor dem Reichskammergericht des Diebstahls zu beschuldigen .

Bekannt ist die Bauernerhebung, die sich auf Luthers Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ berief, weniger die Wiedertäuferbewegung, unter Thomas Münzer mit sozialrevolutionären Zielen, bei den „Mährischen Brüdern“ mit religiös sektenhaftem Kommunismus.

Auch in Lützellinden hatte diese Bewegung Anhänger gefunden. Pfarrer Potentian schreibt einen Beschwerdebrief an den Superintendenten, aber auch der Heimburger (Schultheiß) wendet sich für die ganze Gemeinde mit einer Anklageschrift an ihn.

Wenn Potentian wettet, das ganze Dorf stecke voller Wiedertäufer, ist das wohl stark übertrieben. Aber tatsächlich wird am 15. Dez. 1543 Adolf Weller, den er nennt, verurteilt, denn die Landesherrn fürchteten staatsfeindliche Umtriebe bei ihren versteckten Zusammenkünften.

Adolf Weller von Lotzellinden, der der widertäuferischen secten angehangen und sich andertwerb taufen lassen und deswegen von Hessen und Nassau gefangen genommen, gen Gleipergk durchs Loiss gefallen, wird, nachdem er eine mergliche zeit in gefengnis gehalten, durch Wilhelm Waisen von Fauerbach, amptmann, und Johann Dietwein von Echtzel, rentmeistern zu Gleipergk, freigelassen und schwört Urfehde, verspricht auf stund die hessischen und nassauischen Lande zu räumen und sich in ihnen sonderlich zu Hittenbergen, nicht mehr betreten zu lassen.

Bei ihrer schwärmerischen Einstellung ist ihnen das keine schlimme Strafe. Potentian äfft ihnen nach: Item singen sie, wenn sie ganze Nächte auf dem Felde zusammenkommen: Ei, ei, haben alles gemein in Aeckern, setzen sich zusammen , hälsen sich, lernet eines das andere, reden nicht mit anderen Leuten“.

Am 19. Mai 1543 schwört in Lardenbach eine Anna von Lutze Lynden Urfehde. Es ist wohl die Ludwigin, die Jorge Schnabel aus Allendorf, das Haupt der heimischen Wiedertäufer, während seines achttägigen „uskommens“ aus dem Gefängnis in Wolkersdorf getauft hatte. Eine „Ludwigs Anna Tochter“ ist in der Abgabenliste 1555 genannt.

Bernhard Potentian wurde seines Amtes entsetzt (Ursache unbekannt), schreibt das o.a. Lagerbuch.

Potentian berichtet am Ende seiner Rechtfertigung: „Vor einem Jahr wollt ich einen, den ich für verdächtig gehalten, nit ein Kind lassen heben (aus der Taufe). Da lief mir des Nachts der Nassauisch Schultheiß das Haus ein.

Die „Freiheit des Christenmenschen“ wurde auch in der Kirche mißverstanden, von den „Pfarrkindern“ wie auch von den Pfarrern.

5. Okt. 1547 Abschied einer Synode der gemeinen Lande an der Lahn zu Großen-Linden:

1. Sollet ihr eure pfarrkinder in euren predigten zu einem gottseligen leben und zu herzlichem Gebet zu Gott ermanen . . .
2. Weil wir leider sehen, daß die alten leute in ihrem halsstarrigen, gottlosen leben beharren und zu gottes wort wenig unterrichtet haben, dadurch den die kinder in aller unwissenheit aufwachsen . . .

In einer gemeinsamen Kirchenordnung des Hess. Landgrafen und des Nassauischen Grafen weist der zweite Satz auf ein anderes Übel hin:

2. Die pfarrkinder sollen ihren geistlichen ihr Einkommen verabreichen und kein Absent nehmen.

Dazu heißt es in einem Nachsatz:

Schließlich wird noch von des Pfarrers Lehre, Leben und Wandel gehandelt und dabei bemerkt, dass die beiden Landesherrn durch ihren Superintendenten jedem Pfarrer eine Instruction geben lassen. Jeder der strafbar ist, soll durch die Ältesten ermahnt und, wenn dies nichts fruchtet der Visitation und dem Superintendenten angezeigt werden.

Bei einigen Pfarrern steht in der Chronik vermerkt: hatte geringe Amtgaben.

Die Prädikanten wurden von einer Visitationskommission überprüft, ob sie das Amt weiterführen konnten. Ob wohl deshalb der Pfarrer Balthasar Hoffmann nur kurze Zeit hier im Amt gewesen ist? 1555 war die Visitation in Großenlinden, 1557 ist der Nachfolger Jost Hoffmann im Amt.

Balthasar Hoffmann hätte aber auch zu den 20 Prädikanten gehören können, die den Superintendenten Adam Krafft im November 1548 baten, sie vom Kirchendienst zu entbinden, weil sie ihres Gewissens wegen den Interimsforderungen des Trierer Erzbischofs nicht gehorchen könnten und für ihre Familien bangten, solange ihr gnädiger Herr im Gefängnis gehalten werde.

Philipp hatte nach der Niederlage des protestantischen Schmalkaldischen Bundes in der Schlacht bei Mühlberg dem freien Geleit vertrauend, Kaiser Karl V. zur Abbitte aufgesucht, der ihn aber trotzdem fünf Jahre in Gefangenschaft hielt.

Der Pfarrer Jost Hoffmann hat von 1557 — 1597 in Lützellinden und daneben noch in Münchholzhausen gedient. Er verfaßte mit dem Rechtenbacher Pfarrer

Johann Wilichius zehn Visitationsartikel für den Hüttenberg, in denen der achte, dass die pfarrgüter ausgesteinet und eigentlich verzeichnet werden“, verhüten soll, daß die Kirchengüter von den Pächtern zu ihrem Eigentum erklärt werden.

Im Jahre 1598 folgt Johannes Mercator im Amt. Über die Schwierigkeiten bei seinem Amtsantritt berichtet Abicht:

Die Collatur in Lützellinden (das Recht, den Pfarrer einzusetzen) besaßen früherhin die Herren von Elkershausen und später die Grafen von Nassau-Weilburg. Wegen dieses Patronats entstanden im Jahre 1598 große Streitigkeiten zwischen Hessen und Nassau, welche jedoch am 30. September 1610 gütlich beigelegt wurden. Nassau hatte nämlich im Jahre 1598 den Pfarrer Warich von Hocheheim nach Lützellinden ernannt, und Hessen hatte eigenmächtigerweise den seitherigen Präceptor Johannes Mercator von Großenlinden dort eingesetzt; deshalb erkannte ihn auch der nassauische Superintendent Lorenz Stephanie bei einer im Jahr 1600 gehaltenen Kirchenvisitation nicht als Pfarrer von Lützellinden an.

Hier schließt nun zeitlich der Geschichtsabriß aus der Neuzeit an, den ich genau vor zwei Jahren zum 100. Geburtstag des Gesangvereins gab.

Ich konnte und wollte aus den Bodenfunden und den zum großen Teil von H. Bork mühsam zusammengesuchten Urkunden keine geschichtliche Erzählung machen, sondern habe versucht, sie in einen Zusammenhang zu stellen.

Zur Verbindung zu dem Bericht zur Neuzeit möchte ich eine Eintragung aus dem Lagerbuch als Schlußurkunde setzen:

JOHANNES MERCATOR 1598 — 1620

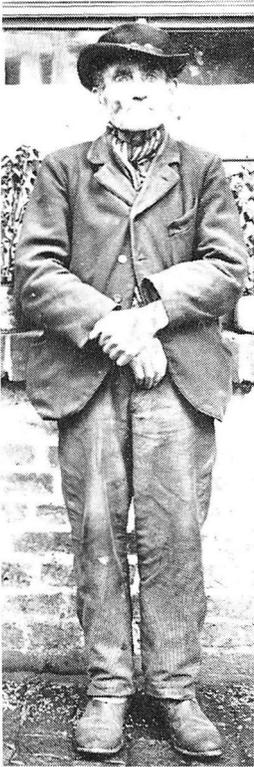
Während seines Amtes brannte das hiesige Pfarrhaus mit allen Nebengebäuden ab, zugleich ein großer Teil des ganzen Dorfes. Es muß eine ungeheure Feuersbrunst gewesen sein, infolgedessen eine große Verarmung eintrat. Die Pfarrfamilie rettete nur das nackte Leben. Es war am 11. Mai 1618. Nachdem der Pfarrer eine Zeitlang mit Frau und 6 Kindern im Gemeindehause gewohnt hatte, unter sehr ärmlichen Verhältnissen, zog er mit Bewilligung der Kirchenbehörde in ein ihm gehöriges Haus zu Großenlinden. Im Jahre 1620 wurde er als Pfarrer nach Wetzlar berufen.

Nachdem lange Verhandlungen wegen der Erbauung eines neuen Pfarrhauses geführt worden waren, entschied die fürstlich-nassauische Regierung zu Weilburg, daß die Civilgemeinde verpflichtet sei, das gesamte Baumaterial unentgeltlich zu liefern und anzufahren. Da sich diese aber entschieden weigerte, die Handwerker in Kost zu nehmen, so wurden die Arbeiten auf Kosten der Kirchenkasse in Verding gegeben. Dabei wurden viele Klagen laut über die unverschämten Forderungen der Arbeiter, obgleich letztere in damaliger Zeit wenig Verdienst hatten und eine große Armut in der Bevölkerung um sich gegriffen hatte. Gegen Ende der 20er Jahre wurden keine Zinsen mehr an die hiesige Kirchenkasse bezahlt.

LITERATURVERZEICHNIS

- Erwin Knauß Gemarkungs- und Allmendentwicklung in Gießen
 Mitteilg. d. Oberhess. Geschichtsv. 47 Bd 1963
- Fr. Kilian Abicht Geschichte des Kreises Wetzlar; Wetzlar 1836
- A. Schoenwerk Geschichte von Stadt und Kreis Wetzlar; Wetzlar 1975
- Konrad Theiß Der Landkreis Gießen; K. Theiss-Verlag 1976
- Hans Schleuning
- Heinrich Janke Vorgeschichte des Kreises Wetzlar, Heft 1-5
 Sonderhefte d. Mitt. d. Wetzlarer Geschv. 1973-76
- Günter Herbel Wandern an Lahn und Dill; Wetzlardruck 1978
- E. Wiese Wetzlarer Urkundenbuch; Marburg 1911
- L. Baur Urkundenbuch des Kloster Arnsburg; 1854
- Fr. Luckhard Das Wetzlarer Necrologium vom Jahre 1389
- W.-H. Struck Das Marienstift zu Wetzlar; Marburg 1969
- M. Sponheimer Das Zinsregister des Kloster Altenberg von 1349; Wetzlar 1939
- W. Kürschner Hessische Geschichte; Marburg 1923
- G. Franz Urkundl. Quellen zur Hess. Reformationsgesch.
 Glyperg alt buchlin
 Gemeinderatsprotokolle der Gemeinde Lützellinden
 Abgabenlisten-Auszüge von O. Stumpf, Garbenheim
 Persönliche Notizen des verstorbenen Heimatforschers
 Heinrich Bork
 Kirchenbücher der evangelischen Kirchengemeinde
 Lützellinden
- Liz. Müller Bernhardus Potentianus und die Wiedertäufer im Hüttenberg
 Sonntagsgruß f. d. ev. Kreisg Wetzlar Land 29.4.1928
- E. Heider Ein Beitrag z. Ortsgesch. v. Lützellinden
 Lieb Heimatland — Sonntagsbl. d. Wetzlarer Anzeigers
 16.5.1931

De Schalk



Das Bild zeigt „Krafts Hoanne-raohm“, den einen Schalk, der der Autorin die dem Mundartgedicht zugrunde liegende Geschichte erzählt hat. Der andere Schalk war „Schneiresch Hannes“, der Urgroßvater der Autorin.

Erna Schäfer, Waldgirmes

De Hannes Gissel der woar Schneire,
domols goabs aach noach koa Nehmaschin
irn es woan noach so koa goldne Zeire,
doach e moacht alles met e freudich Mien.

Doas soll me sich hau mool iweleje,
weiße Hembe, Ozig woas so woar,
doas alles met de Hoad se nehe,
de Grhroack fier die Hochzet noach segoar.

E woar so sefriere met seum Leawe,
irn moacht gern seun Spaß aach met de Kirn.
Dert nirt nooch Geald irn Reichtum streawe,
oawe aach en Schalk woarsch owedirrn.

E schie Daschemeasse noat e seu Aje,
aus Perlmutt irn met drei Klinge dro,
droff woar e stolz irn derts aach jedem zaje,
es hat viel gekoast, me soags em o.

Seu Noochbe hat seu Freud aach dro gefonne.
De Hannes doocht, doas gibt emol en Spaß,
e hots Measseje on Guddel ogebonne
irn so loacht earsch mitte off die Gass.

Hinnem Fierste dere sich vestecke,
irn deat dann om Guddelche en Zuck
wäi de Noochbe kom irn deat sich becke,
der vier Schreack dobei irns Fläßche flug.

De Schalk konnt vier lache sich nirt hale,
irn räif: ei Noochbe woas suchste do?
Droff gresch der vier Wut, lach nur du Aale,
irn docht, dich krie ich aach emol dro.

De Hannes woar ekält irn hat de Schnoppe,
wollt freu irns Bett, deat sich groat aus,
do deats ganz fest om Fierste kloppe,
e stoacht offgeregt de Kopp enaus.

E konnt naut seh, woar noach vom Licht veblend,
irn gresch gleich du läiwe, läiwe Gott,
die Pflugschläf harre se im de Hals gehenkt
irn die Kealle läife eiligst fot.

Doach weil e immer hat seun Witz debei,
drum moachte aach dann so koa groß Geschrei,
irn räif gleich hinnedrin woas denkt ihr blus,
kommt her, der Kroag irs mir doach viel se groß.

Bevölkerung der Stadt Römerstadt und Umgebung 1658

Die Stadt vor und nach dem großen Brande, Römerstadt und der ganze Gutskörper ein Jahrzehnt nach dem furchtbaren Dreißigjährigen Kriege und zwei Jahrzehnte nach demselben, als die ärgsten Schäden desselben teilweise geheilt sind, treten uns nach Bevölkerung und wirtschaftlichen Verhältnissen zuverlässig und treu geschildert entgegen in dem ältesten, mir bekannten Grundbuche, der „Beschreibung der Herrschaft Rabenstein Underthanen vom Jahre 1658“ (im Janowitz Schloßarchiv).

Im Buche steht eine Beschreibung der Untertanen „samdt ihren Kindern undt augenscheinlichem Vermögen außer der Waisen, welche in absonderlichen alten Registern zu finden. Geschehen zu Eingangk des 1658 Jahres bei Hauptmanschafft Georgii Haßnick.“

Allein nicht nur eine genaue Volkszählung finden wir in diesem Buche, sondern auch sorgfältige Aufzeichnungen über die Größe der Ackerfläche, die evtl. zu einem Haus gehört, über die Aussaat von Winter- und Sommergetreide, eine eingehende Statistik der Viehzucht, so daß wir über die landwirtschaftlichen Verhältnisse von Stadt und Dorf einen zuverlässigen genauen Einblick erlangen. Nicht so reichhaltig ist die auf den linken Blättern, welche zu diesem Zwecke leergelassen worden waren, stehende „vernewerte Beschreibung von 1670“. Sie enthält bloß die Volkszählung, aber diese genauer als die von 1658, indem auch das „Waisengesindt undt frembdes Gesindt“ verzeichnet ist. Hingegen fehlen die Angaben über Acker und Viehstand, sodaß wir diesbezüglich nicht die wertvolle vergleichende Gegenüberstellung vornehmen können, wie dies hinsichtlich der Bevölkerungsverhältnisse für die Jahre 1658 und 1670 erfolgen kann.

Wie groß ist nun die Bevölkerung Römerstadts 1658? Sie besteht aus 155 Familien, nämlich 47 Ringbürgerfamilien, ferner wird diesen zugezählt die Familie des „Baders“ Georg Haimbler (1688 kauf Bernhardt Fernier (?), Bader und Wundarzt, Badestube, Garten und 1 ViertelAcker um 500 fl. Sein Haus wird also 1658 den Ringbürgern gleich geachtet), dann aus 30 Familien der gesessenen Vorstädter, so Acker haben, aus 63 Häuslerfamilien, aus 14 von „gepaartem Hausgesindt“, also verheirateten Inleuten, mit zusammen 299 Eheleuten (in 11 Fällen ist nämlich der Mann oder die Frau bereits gestorben). Hierzu kommen 32 einzelstehende Weiber oder „ungepaartes Hausgesindt“, das ergibt zusammen 331 Köpfe. Auffallend ist zunächst, während es in der Stadt und auf den Dörfern eine große Zahl einzelstehender oder „einzehliger“ Frauen gibt, daß wir niemals einzelstehende oder unverheiratete Männer finden.

Es überwiegt unter den Erwachsenen und gar in reiferem Alter entschieden das weibliche Geschlecht, während unter den Kindern das männliche Geschlecht zumeist stärker vertreten ist als das weibliche. Wie kommt das? Darin ist wohl eine Nachwirkung des großen Krieges und der fortdauernd unruhigen Zeit zu erkennen. Die jungen Burschen und selbst verheiratete Männer ziehen in den Krieg und viele kehren nicht mehr zurück, so daß nicht genug heiratsfähige

Männer vorhanden sind. Von denen, die da sind, heiratet ein jeder, alte Junggesellen gabes also damals nicht. Wer als selbständiger Meister sein Handwerk ausüben will, muß verheiratet sein. Eine Statistik von jetzt würde ein ganz anderes Bild zeigen.

Bevor wir auf die Nachkommenschaft dieser Familien eingehen, möge ein Wort über die Einteilung der Bürgerschaft, bzw. die Anzahl der Häuser gesprochen sein. Wie in alter Zeit erscheinen auch hier 47 Ringbürger, der Bader, der ihnen zugezählt wird, besitzt kein Schankbürgerhaus und wohnt im später städtischen Badehaus, Gesessene Vorstädter, so Acker haben, sind 30, es sind dies die Bauern unten in den „Auen“, der Ausdruck Vorstädter besagt ausdrücklich, daß sie nicht in der eigentlichen Stadt ansäßig sind, denn die dortigen Wirtschaftshäuser waren durchweg Bürgerhäuser. Dagegen steht bei den „Heyßlern“ der Zustaz „in der Vorstadt“ nicht, es waren also offenbar diese kleinen Häuslein sowohl **in der Stadt**, als freilich zum weitaus größten Teile **in der Vorstadt** zerstreut. Das gepaarte Hausgesind wohnte wohl in den großen Ringbürgerhäusern und in den Wirtschaftsgehöften der Vorstadt, sie waren gewerbliche und vor allem landwirtschaftliche Hilfsarbeiter, sowie die zahlreichen „einzehligen“ Weiber als Mägde und Tagelöhner sich ihr Brot verdienten und in den Bauernhäusern ihr Kämmerlein eingeräumt erhielten. Doch vermissen wir in der Beschreibung einige Insassen, welche die Stadt sicherlich beherbergte, wie den Pfarrer, Schullehrer, Türmer, Totengräber usw., vielleicht sind sie nicht aufgezählt, weil sie nicht steuerpflichtig waren.

Die Zahl der Häuser stellt sich auf 140, von denen 47 Ringbürgerhäuser, 10 des Weinschankes berechnigte, sowie einige andere kleinere Häuser auf die eigentliche Stadt entfielen, wozu noch Pfarre, Schule, Badehaus, Brauhaus und Kuttelhof kommen, während die etwas größere Hälfte, gegen 80 Häuser, in der Vorstadt stehen mochten. Eine genaue Scheidung kann man nicht vornehmen, weil die „Beschreibung“ die Lage der einzelnen „Häusler“ nach Stadt und Vorstadt nicht trennt.

Im Jahre 1647 werden wie uns bekannt 116 bewohnte, steuerpflichtige Wohnstätten aufgezählt, es wäre also, da vor dem Friedensschlusse kaum ein wüstes Haus neu besetzt worden sein dürfte, seit demselben ein Zuwachs von 24 bewohnten Häusern erfolgt. Die Zahl des gepaarten Hausgesindes ist von 16 auf 14 gesunken, dagegen ist die Zahl der einzelstehenden Personen von 6 im Jahre 1647 auf 32 im Jahre 1658 gestiegen. Freilich dürfte auch 1647 die Zahl der einzelstehenden Personen größer als 6 gewesen sein, aber nur von 6 war es möglich, eine Steuer einzutreiben. Ob nicht außer dem 116 Steuer erlegenen Häusern nicht noch eines oder das andere bewohnt war, von dessen Insassen aber kein Denar zu erpressen war, wissen wir freilich auch nicht.

Immerhin aber wird man sagen können: Die Segnungen des Friedens, die Wiederkehr ruhiger, friedlicher Zeit, drückt sich in diesem Plus von 24 bewohnten Häusern deutlich genug aus. Wer hatte während des Krieges Lust, sich mit einem Häuslein, einem damals sehr zweifelhaften Besitze, unerschwingliche Steuerlast aufzubürden, als Hausherr immer dem ersten Anpralle

beutelustiger, gewalttätiger Soldaten ausgesetzt zu sein? Jetzt gewährte ein sicherer Besitz Nahrung und bürgerliche Ehren. Billig genug ist er ja zu haben, sei es, daß man ein leerstehendes, wüstes Häuslein um ein paar Taler Kaufpreis oder rückständiger Steuern erwirbt, oder aus dem Trümmerwerke eingestürzter Nachbarhäuser sich rasch ein bescheidenes Heim erbaut, ein Platz kostet ja überhaupt nichts. Die Soldatenschwärme haben sich zerstreut, der Kriegsmann macht sich seßhaft, brach und verwildert liegende Felder werden urbar gemacht, je länger der Friede im Lande dauert, blüht Gewerbe und Handel wieder auf, nach dem langen Kriege ist Arbeit in Hülle und Fülle für den fleißigen Handwerker vorhanden. So steigt denn in den Jahren unmittelbar nach dem Kriege die Zahl der neu begründeten Herde unverhältnismäßig stark. Dann aber tritt ein sehr langsames natürliches Wachstum ein, die durch Krieg durcheinander gewirbelten Menschen sind zur Ruhe gekommen, im Urbar von 1667 (Mähr. Landesarchiv, aus dem Statthaltereiarchiv übertragen) tritt, wie die folgende Tabelle zeigt, überhaupt gegen 1658 nur eine Verschiebung in der Gattung der Häuser ein, die „Beschreibung“ von 1670 zeigt eine kleine Zunahme von 5 Häuslein.

	Bürgerhäuser	Vorstädter mit Äckern	Häuslein	Summe d. Häuser	Ungepaartes Hausgesind
1647	47		69	116	
1658	47	30	63	140	14
1667	47	33	60	140	
1670	47	28	68	145	30
1678	47	33	67	147	

Die Zahl der Häuser und des ungepaarten Hausgesindes gibt zugleich die in der Stadt anwesenden Familien an. Was nun die Nachkommenschaft dieser Familien betrifft, so fällt auf, daß der Kinderreichtum dieser Zeit kein besonderer ist, denn 1658 haben unter den 48 Ringbürgerfamilien (den Bader hinzugerechnet) 10 überhaupt keine Kinder, oder sind solche nicht ortsanwesend, was man aus der „Beschreibung“ nicht entnehmen kann, 8 Familien haben bloß je 1, 9 deren je 2, 10 ihrer je 3, 5 je 4, 4 je 5 Kinder, 1 Familie zählt 6 und 1 hingegen 7 Nachkommen, das ergibt zusammen 109 Kinder, oder bei 48 Familien entfallen auf die Familien durchschnittlich 2,23 Kinder, die eigentliche Bevölkerungszunahme macht bei 96 Menschen 13 Köpfe aus, also gewiß sehr wenig. Ähnlich ist es auch bei den übrigen Familien. Freilich muß hervorgehoben werden, daß bei den elenden sanitären Verhältnissen jener Zeit und der mangelnden Kinderfürsorge die Kindersterblichkeit sehr groß ist. Die Volksbewegung veranschaulicht folgende Tabelle:

	Ringbürger		Vorstädter m. Äckern		Häusler		G.H.		U.H.		W.G.	Summe
	a)	b)	a)	b)	a)	b)	a)	b)	a)	b)		
1658	93	109	59	89	120	160	27	16	32	36	2-	735
1670	88	124	56	69	132	160	59	30	26	14	56	814

- a) = Eheleute
- b) = Kinder
- G.H. = gepaartes Hausgesinde
- U.H. = ungepaartes Hausgesinde (einzelne Weiber)
- W.G. = Waisen und fremdes Gesinde

Wenn für 1658 unter den Eheleuten bloß 120 Personen für die Häusler angegeben sind, und nicht 126 bei einer Zahl von 63 Häuslein, so erklärt sich der Widerspruch sehr leicht, es sind 6 Parteien im Witwenstande.

Das Verhältnis zwischen männlichen und weiblichem Nachwuchs stellt sich so, daß 1658 210 Söhne und 194 Töchter, 1670 aber 230 Söhne und bloß 177 Töchter gezählt wurden.

Nun fehlt für 1658 die Zahl der Waisen, die nach dem Kriege kaum kleiner gewesen sein dürfte als später, während die des fremden Gesindes etwas geringer sein mochte als 1670. In diesem Jahre betrug zusammen 56 Personen. Schlagen wir für 1658 vielleicht 50 Personen zu den angegebenen 735 Insassen hinzu, so ergibt das dann 785 Einwohner, mithin beträgt 1670 die Steigerung seit 1658 bloß 29 Personen, was eine Zunahme von rund 4%, also ein sehr mäßiges Anwachsen der Bevölkerung bedeuten würde. (Im Zeitraume von 1890 — 1900 stieg die Einwohnerzahl von 4403 auf 4423).

Den Prozentsatz der Bevölkerungszunahme seit 1647 können wir nicht feststellen, weil wir nur die Zahl der Familien (132), nicht aber deren Kopffzahl kennen. Dagegen entnehme ich dem Gerichtsbuche von 1652, daß Römerstadt 1678 bereits 972 Einwohner gehabt hätte, was bei einer Zunahme von 2 Häusern seit 1670 den ganz unwahrscheinlichen und durch nichts begründeten Bevölkerungszuwachs von 158 Köpfen ergeben würde. Das besagte Gerichtsbuch scheint sich in der Ziffer geirrt zu haben.

Was die Namen der Bevölkerung betrifft, so findet man bis auf einen einzigen Fall keinen tschechischen Namen. Ich lasse als Probe für die Bürgernamen jener Zeit die älteste uns bekannte Bürgerliste zum Jahre 1658 folgen:

Ringbürger: Georg Winter, Baltzer Hoffmann, Thobias Siegel, Martin Khlarnar, Hyeronimuß Rother, Nicolaß Scholtz, Christoff Romfeldt, Andreas Gabriel, Paul Richter, Michael Bach, Martin Frömel, Bärtlme Khitl, Hanß Schubert die Jüngere, Peter Meixner, Hannß Roß, Lorentz Winter, Hannß Müller, Hanß Parfuß, Martin Hanigk, Hanß Springer, Hanß Knoll, Andreas Kümmel, Jakob Hammerschmid, Thomas Richter, Michael Khallert, Lucas Muschig, Mathaeus Frantz, Fridrich Hoffmann, Marthin Steiner, Jonas Khitel, Thobias Stohl, Hanß Schubert der Ältere, Michael Prauß, Thobias Hönigschmidt, Martin Naaß, Thomas Lammel, Valentin Weiser, Thomas Füller, Thobias Kamler, Paul Schütz, Martin Bäckh, Georg Weiser, Hannß Raab, Hanß Hamp, Thobias Rother, Georg Romfeldt, Melchior Vibigk, Georg Heimble (Bader).

Gesessene Vorstädter, so Äkher haben: Tobias Karger, Simon Khrumpp, Marcus Reimer, Jakob Göbl, Lorentz Kittel, Friedrich Teibner, Adam Möller,

Tobias Olbricht, Georg Weindrith, Martin Schober, Hannß Greil, Adam Knoll, Tobias Prußl, Mathaeus Hundtsfeldin, Martin Bittner, Hanß Rothleitner, Georg Schmidt, Elias Bach, Hanß Poll, Martin Demuth, Georg Schrot, Hanß Zoth, Melchior Weindrith, Georg Langer, Michael Sponer, Georg Adam, Georg Hauckh, Andreas Zieger, Martin Zoth, Hanß Mach.

Heybler: Paul Schübler, Balzer Branth, Peter Weygel, Wolf Rother, Andreas Höpner, Simon Ludwigin, Hanß Kopp, Tobias Bärtlin, Thomas Dröscher, Andreas Peschell, Martin Huntzfeldt, Casper Rösner, Wentzl Hoffmann, Peter Hauwaldt, David Hoffmann, Hanß Lichtblo, Georg Riediger, Hanß Schmidt, Hanß Urban, Georg Klein, Hanß Naaß, Oßwald Oßmeier, Kasper Kloß, Thobias Reimer, Adam Kaspar, Christoph Heintz, Hanß Heimb, Paul Göbel, Jakob Lundau, Michel Oberth, David Rösch, Peter Radsack, Georg Partsch, Andreas Urban, Hanß Heydenreich, Lorenz Schübel, Heinrich Paternoster, Georg Wanzke, Tobias Hönigschmidt, Hanß Frank, Melchior Romfeldt, Melchior Glöckner, Bartl Stör, Balzer Gabriel, Hanß Hertl, Georg Bährle, Christoph Heim, Georg Schöber, Michel Schiebel, Casper Frömel, Mathaeus Purmann, Jakob Perger, Hanß Schmitil, Hanß Klarner, Augustin Heim, Elias Schober, Lorentz Schober, Lorentz Rösner, Hans Reimann, Heinrich Paternoster, Balzer Klein, Michael Scholtz.

Im Urbar vom Jahre 1670 erscheint unter den Ringbürgern auch Herr Georg Ernst Haßnigk, der frühere Amtshauptmann. Er hat das Haus des Bärtle (Bartholomäus) Khittel gekauft, Hans Möllers Haus, das größte Wirtschaftshaus der Stadt, erscheint 1670 im Besitze der Obrigkeit. Bezeichnende Zusätze, die einen Hinweis auf das Gewerbe enthalten, sind sehr selten, es werden ein Rohrschmidt, ein Töpfer und ein Glasschneider genannt. Das "hohe Haus" hat als Wirt ein Matthias Blaicher inne.

Die „Beschreibung der Herrschaft Rabenstein“ (1658) gibt uns nicht nur wertvolle Aufschlüsse über Größe und Bevölkerung der Stadt, sie gewährt uns auch einen Einblick in die landwirtschaftlichen Verhältnisse, leider nicht auch in die gewerblichen, während in den Urbaren anderer Herrschaften Angaben auch über die in der Stadt bestehenden Zünfte und die Zahl der Meister enthalten sind.

	Viertel Äcker	Angebautes Wintergetreide	Angebautes Sommergetreide
Die Ringbürger haben:	66 1/8	103 1/4	369
Die gesessenen Vorstädter haben:	43 1/8	62 1/2	172 1/4
Die Häusler haben:	—	1 2/4	2
<hr/>			
Ganz Römerstadt hat:	109 1/4	167 1/4	576 3/4

Was nun die Verteilung der Ackerfläche betrifft, so finden wir die größten Bauern unter den Ringbürgern. Den größten Besitz, nämlich $3 \frac{1}{2}$ Viertel (1 Viertel = 22 Metzen), hat Hanß Roß (auf der Stadtmühle?), er ist also beinahe ein Ganzlähner. Die Lahn hat in Römerstadt nach einer Fassion von 1678 nach damaligem Maße 88 Metzen, die Größe der Lahn ist in der Ebene und im Gebirge verschieden, ja selbst gleichartige benachbarte Bezirke haben verschiedenes Lahnausmaß. Auch die Bezeichnungen fränkische und vlämische, große und kleine Lahn geben keine festbegrenzte Einheit, es sind technische Ausdrücke mit verschiedenem, wechselndem Inhalte. 3 Ringbürger nennen 3 Viertel ihr eigen, die anderen zumeist 2 Viertel oder weniger, 5 Bürger besitzen überhaupt keinen Acker. (Wahrscheinlich wurden die Acker von diesen Häusern wegverkauft). Der Besitz der Vorstadtbauern übersteigt nie 2 Viertel. Als Ergänzung dieses Katasters sei die schon genannte Fassion von 1678 mitgeteilt. In ihr steht, Römerstadt habe 83 Ackerstücke (also 83 Besitzer von Äckern) = 23 ganze Lahnen und $4 \frac{3}{4}$ Achtel. (In der Stadt ist ein Ganzlähner (= 88 Metzen), 3 Viertel- (66 M.), 1 Dritte halbviertel- (55 M.), 22 Zweiviertel- (44 M.), 8 Eineinhalbviertel- (33 M.), 6 Eineinviertel- (27 M.), 38 Einviertel-, 2 Zweiviertellähner (11 M.). 1658 sind 27 Lahnen $1 \frac{1}{4}$ Viertel angegeben, so wäre also 1678 über 2 Lahnen weniger Acker?!).

Die Häusler besitzen keinen eigenen Acker, zwei bauen aber je $\frac{3}{4}$ Scheffel Winter- und je 1 Scheffel Sommergetreide an. Wahrscheinlich besaßen sie einen großen Garten beim Hause, den sie als Feld benutzten.

Es war also nur ein Teil der Ringbürger und Vorstädter ausschließlich Ackerbürger, die anderen waren wie heute Gewerbsleute, die auch einige Metzen Acker bewirtschafteten oder auch wie die Häusler allein auf ihr Gewerbe angewiesen. Die Fassion von 1678 bezeichnet 60 Hausbesitzer als Handwerksleute und Häusler ohne Acker.

Selbstverständlich war nicht die ganze Ackerfläche angebaut, sondern nur ein Teil derselben, da ja damals gewöhnlich ein Drittel als Brache liegen gelassen wurde. Dazu kam, daß während des Krieges die entlegeneren und schlechteren Grundstücke überhaupt nicht bewirtschaftet wurden. Ein Viertellähner (22 Metzen) baut gewöhnlich 1-2 Scheffel Wintergetreide (1 Scheffel = 2 Metzen) und 3-5 Scheffel Sommergetreide und im ähnlichem, natürlich erhöhtem Verhältnisse bewegt sich der Anbau auch bei den größeren Bauern. Die Größe der Wiesen und der Trischfelder, die nach langen Jahren wieder einmal angebaut wurden, ist nicht angegeben, leider auch nicht der Ertrag der Aussaat.

Der Viehbestand zeigt wohl die Nachwirkungen des großen Krieges, der gerade in seinen letzten Jahren die hiesige Gegend sehr heimgesucht hatte. Allein man muß staunen, daß er überhaupt noch so groß ist. Die Fabel von der Vernichtung der Landwirtschaft, von dem völligen Ruine der Viehzucht durch den Krieg, die man oft lesen kann, trifft nach nachstehender Tabelle für dieses Gebiet nicht zu:

	Pferde	Rinder	Schafe	Schweine	Ziegen
Ringbürger besitzen:	31	162	120	49	15
Gesessene Vorstädter besitzen:	33	66	13	6	2
Häusler besitzen:	2	35	—	2	3
Summe:	66	263	132	57	20

Wie verteilt sich dieser Viehbestand im einzelnen? Nur sechs Ringbürger besitzen je 2 Pferde, die übrigen 1 oder gar keins. Ebenso ist es mit den gesessenen Vorstädtern. es ist mehr Zugvieh da, als für die kleinen Wirtschaften nötig ist, die Leute scheinen sich auch mit dem Frächtergeschäfte befaßt zu haben, das in jener Zeit bei dem Fehlen von Bahnen sehr einträglich war.

Der Rindviehbestand ist entsprechend der geringen Größe der Wirtschaften gegen heute ein kleiner zu nennen. Der größte Ringbauer hat 7 Kühe im Stalle, die meisten Bauern ihrer 3 bis 4. Viele Kleinbürger und Häusler halten sich ein oder zwei Kühe, an Weide, an Wiesenwachs war ja kein Mangel. Eine Viehzucht, welche auf Export von Vieh, Butter, Käse oder Milch arbeitete, kannte man damals nicht. Freilich war auch der Schlag kein besonderer. Schafe züchteten nur einige Ringbürger, nicht gerade die größten Wirtschaftler, wahrscheinlich die Fleischhauer. Die Schweinezucht ist auch gering, das darf uns nicht wundern, damals wurde hierzulande noch nicht die Kartoffel angebaut. Die Ziegen, für die die Verhältnisse so günstig lagen wie jetzt, sind geradezu selten. Die „Beschreibung“ gibt aber auch Aufschluß über die Dörfer des Herrschaftsgebietes. Nun waren die Dörfer in jener Zeit, in der die Gewerbe, abgesehen von Reparaturen und Schmiedearbeit, fast ausschließlich ihren Sitz in der Stadt hatten, wo der größere Teil der Dörfer (außer den bei Reschen und Bergstadt liegenden) nach Römerstadt eingepfarrt war, hieher zum Gottesdienste eilte, dabei Einkäufe besorgte, wo die Bauern gröbere Händel wohl auch vor dem Stadtgerichte austrugen, viel enger mit der Stadt verflochten als heutzutage. Die Geschichte der Stadt als wirtschaftlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Mittelpunktes der ganzen Gegend läßt sich nicht von ihrem Hinterlande trennen, und wir ergreifen gerne die Gelegenheit, auch über diese einige zuverlässige Daten zu erfahren.

Folgen wir zunächst der Beschreibung von 1658, um die Zahl „der besetzten Gründe oder Hausstätten“ kennen zu lernen. Es wird in der Tabelle auffallen, daß Janowitz nicht genannt ist. Dieses war damals kein eigenes Dorf, bestand aber längst; es befanden sich daselbst das herrschaftliche Schloß, zwei Meierhöfe, das Brauhaus, Schankhaus und eine Zahl kleinerer Hütten für die Arbeiter. Nach Pfarrer Haas wäre das Schloß in seinem ältesten Teile 1480 erbaut worden. Pfarrer von Zierotin hätte den sogenannten „Stock“ erbaut, Ferdinand Hoffmann hätte einen Anbau hinzugefügt. Seine jetzige Gestalt hätte es durch Wolfgang Friedrich Hoffmann 1662 erhalten. Graf Philip von Dietrichstein erbaute den jüngsten Teil. Nach dem Berichte des Schloßhauptmannes Ernst

Haßnigk vom Jahre 1667 zählte man in Janowitz 17 Kamine, auf Schloß Rabenstein 3. In Römerstadt besaß die Herrschaft ein „obrigkeitliches Schankhaus negst der Stadt“ (das hohe Haus), dann auf der ganzen Herrschaft 11 Mühlen, 1 Meierhof und 5 Schäfereien. Und nun die untertänigen Gründe!

	Bürger	Vor- städter	Häusler	Summe	Miet- parteien	Zahl d. Familien
Römerstadt ¹⁾	48	30	63	141	14	155
Bergstadt	77	—	—	77	20	97
	Bauern	Gärtner				
Irmsdorf	32	6	—	38	6	44
Andersdorf	25	—	—	25	5	30
Edersdorf	13	—	3	16	5	21
Johnsdorf	17	—	17	34	6	40
Altendorf	34	5	12	51	6	57
Neudorf	28	—	—	28	6	34
Neufang	32	—	—	32	6	38
Hangenstein	20	2	—	22	—	22
Doberseik	43	—	2	45	7	52
Pürkau	30	—	—	30	3	33
Reschen	28	11	—	39	6	45
Unter-Langendorf	80	38	—	118	15	133
	507	92	97	696	105	801
ohne Langendorf	427	54	97	578	90	668
ohne Langendorf und die beiden Städte	302	24	34	360	56	416

¹⁾ der Bader Haimbler wurde den Ringbürgern zugezählt.

Wie bei Römerstadt können wir auch bei den Dörfern genaue Angaben über die Bevölkerung zu den Jahren 1658 (außer „Waisen- und frembden Gesindt“) und 1670 mitteilen. Auch hier ergibt sich bei der Vergleichung, wenn wir auch 1658 eine schätzungsweise angenommene beträchtliche Zahl von Waisen und Dienstgesinde hinzufügen, eine Zunahme der Bevölkerung.

		B.	G.	G.-H.	U.-H.	S.	T.	W.-K.	F.-G.	Summe	1890	1900
Irmisdorf	1658:	63	12	12	17	54	61	—	—	219	669	654
	1670:	64	12	11	6	54	51	5	11	214		
Andersdorf	1658:	49	—	10	4	58	49	—	—	170	499	481
	1670:	49	—	15	4	55	53	4	1	181		
Edersdorf	1658:	26	5	10	5	47	29	—	—	122	557	556
	1670:	26	5	10	3	25	30	3	8	110		
Johnsdorf	1658:	33	34	12	10	45	42	—	—	176	1431	1368
	1670:	32	66	25	9	110	108	5	2	347		
Altehdorf	1658:	68	34	11	7	76	69	—	—	265	2138	2067
	1670:	67	82	41	9	139	117	26	2	423		
Neudorf	1658:	54	—	12	2	29	46	—	—	153	665	556
	1670:	56	18	18	—	45	55	4	—	196		
Neufang	1658:	64	—	12	4	53	60	—	—	193	357	307
	1670:	65	—	12	5	54	50	8	—	194		
Hangenstein	1658:	39	4	—	4	28	19	—	—	94	439	437
	1670:	38	6	13	4	37	41	10	4	157		
Doberseik	1658:	83	4	14	8	62	73	—	—	244	542	505
	1670:	82	—	15	11	80	96	12	—	296		
Pürkau	1658:	57	—	6	6	42	55	—	—	166	424	384
	1670:	64	—	13	3	58	70	9	6	223		
Reschen	1658:	55	22	12	5	68	65	—	—	227	538	503
	1670:	56	31	7	5	66	68	12	—	245		
Langendorf	1658:	157	76	30	—	132	135	—	—	530		
	1670:	157	69	30	40	152	177	62	22	703		
Friedrichsdorf ¹⁾	1658:											
	1670:	18	20	12	4	50	38	3	—	155		
Bergstadt	1658:	148	—	40	14	119	107	—	—	428		
	1670:	173	—	40	20	141	152	19	8	553		

1) Friedrichsdorf wurde 1660 gegründet (nach einer Urbarialfassung von 1667) (Landesarchiv).

Erklärung:

B	= Bauern	U.-H.	= Ungepaartes Hausgesinde.
G	= Gärtner	S	= Söhne
G.-H.	= Gepaartes Hausgesinde.	T	= Töchter
		W.-K.	= Waisenkinder
		F.-G.	= Fremdes Gesinde

Bei diesem, wie bei den Bauern und Gärtnern sind in den Ziffern die Eheleute angegeben.

Die Gesamtsumme der Bevölkerung (außer Römerstadt) beträgt 1658 ohne Waisen und fremdes Gesinde 2987 Seelen, mit diesem 1670 schon 3997. Im Jahre 1670 beträgt dieses Gesinde 243 Köpfe. Nehmen wir bei der steigenden Tendenz der Bevölkerung für 1658 rund 200 Personen auf 3187, das würde für die Zeit von 1658 — 1670 einen Zuwachs von 810 Seelen ergeben oder 25,4%, also eine ganz abnormale Zunahme.

Dasselbe Gebiet, außer Langendorf, hatte 1890 eine Bevölkerung von 14664 Einwohnern, 1900 nur 14114, was einen Rückgang von 550 Einwohnern oder von 3,8% bedeutet.

Die Zeiten haben sich geändert. Worin sind die Ursachen der Zunahme im 17. Jahrhunderte zu suchen? Fassen wir jene Orte ins Auge, welche eine ganz besondere Vermehrung der Bevölkerung aufzuweisen, und achten wir auch auf die besonders zunehmende Klasse. Da sieht man zunächst, daß die Zahl der Bauern fast überall dieselbe geblieben ist, daß in einzelnen Dörfern sich die Häusler und vor allem die Mietparteien („das gepaarte Hausgesinde“) sehr vermehrt haben. Worin ist nun die Ursache der auffallenden Bevölkerungszunahme zu suchen? In der **Industrie**. Ein Rückgang der Einwohnerzahl, nicht aber vielleicht der besetzten Gründe, ist nur in Edersdorf zu konstatieren, dort weist die Zahl der Kinder eine Verminderung auf, in Reschen und Doberseik ist eine sehr mäßige Zunahme zu verzeichnen. Hingegen hat sich die Bevölkerung um ein volles Viertel vermehrt in Neudorf (Neu-Hoffmannsdorf), hingegen in Altendorf, Bergstadt und Pürkau um ein Drittel, in Johnsdorf um die Hälfte, in Hangenstein um zwei Drittel, neu hinzugekommen ist Friedrichsdorf. Freilich würde sich die perzentuelle Zunahme vielleicht noch etwas niedriger stellen, wenn uns auch, wie schon erwähnt, zum Jahre 1658 die Zahl der Waisenkinder und des Gesindes bekannt wäre.

Der Bevölkerungszuwachs der Herrschaft gruppiert sich nun um zwei Kristallisationspunkte, der eine ist Bergstadt, Hangenstein, Pürkau; (in Pürkau hat sich die Zahl der Mietparteien verdoppelt. Diese fanden ihr Brot wohl nicht als landwirtschaftliche Hilfsarbeiter, sondern in den benachbarten Bergwerken und

Hüttenbetrieben.) Hier hängt die Zunahme wohl zusammen mit dem Aufschwunge des Bergbaues, der während des Krieges so lange gefeiert hatte, der aber jetzt, da in den wiederkehrenden ruhigeren Zeiten der Nachfrage nach Eisen, Blei und Silber leichter entsprochen werden konnte, wieder reger betrieben wurde.

In Bergstadt ist die Zahl der Häuser von 77 auf 90 gestiegen. Dem Bergbaue ist wohl auch die Zunahme der Einwohner in Neudorf zuzuschreiben. Der zweite Anziehungspunkt für die Bevölkerung ist Johnsdorf und Umgebung. Dort hat sich die Bevölkerung verdoppelt. Wir lesen in der „verneuertem Beschreibung von 1670“ von einem Hammerschaffer, von einem Hüttdiener, einem Sensenschmidt. Hier scheint der Hüttenbetrieb emporgeblüht zu sein. In 25 obrigkeitlichen Häuschen wohnen die Arbeiter. Die schon öfter erwähnte Spezifikation von 1667 gibt uns nähere Auskunft über Art und Umfang des Betriebes. Sie zählt hier ein Sensenhammerwerk, einen Ofen mit drei Kaminen, ferner eine Drahhütte, dann eine obere und niedere Rohrhütte (für Gewehrrohre oder Gewehrläufe?), ein Gieß- und Hammerwerk als obrigkeitliche Unternehmungen auf. Neben der Eisenverhüttung und -verarbeitung wird auch die Holzverwertung in großem Maßstabe betrieben. Die Arbeiter machten sich in Johnsdorf, Altendorf und Umgebung ansässig. Im benachbarten Altendorf werden zehn Holzknechtsfamilien angeführt, es gibt mehrere herrschaftliche Brettsägen. Auch das Holz gewinnt nach dem Kriege wieder großen Wert. Neu gegründet ist wie schon erwähnt, Friedrichsdorf.

Unter den 27 Familien des Dorfes sind wahrscheinlich neun Bauernfamilien. Unter den Insassen wird ein Bretschneider, dann ein Gießschaffer am „Neuen Hammer“ genannt; auch hier gibt es eine Reihe herrschaftlicher Häuser, in denen „gepaartes Hausgesinde“ wohnt. Mit anderen Worten, auch hier hat die Gutsherrschaft ihre Industrieunternehmungen neu eingerichtet oder alte neu belebt, Eisenverhüttung und Holzverwertung blühen auf, beide Rohstoffe sind ja hier vorhanden, das hat zur Gründung des Ortes geführt.

Und nun noch einige Worte über den Zeitpunkt und die Geschichte dieser Gründung: In der 1658 vorgenommenen Beschreibung der Herrschaft Rabenstein ist noch kein Ort Friedrichsdorf verzeichnet, wohl aber in der verneuertem Beschreibung von 1670. Mithin wird wohl Schrott (oder Pfarrer Haas) in jenem Punkte seiner Hypothese, die Friedrich von Zierotin als Gründer des Dorfes annimmt, im Unrechten sein, hingegen wird seine Vermutung, daß Wolfgang Friedrich Hoffmann 1660 Neufriedrichsdorf anlegte, durch das Urbar von 1667 bestätigt. Obige „Beschreibung“ (Urbar) aus dem Janowitzer Archiv kam mir erst nach Drucklegung des ersten Teiles zu, aus ihr ergab sich zweifellos die Gründung Friedrichsdorf nach 1658. Denn hätte es damals schon bestanden, so wäre es im Urbar vertragen; von einem Ankaufe des Dorfes nach 1658 hören wir auch nichts. Sogar der von Schrott als erster Ansiedler genannte Friedrich Schmidt findet sich in der Beschreibung von 1670. Als Kuriosum sei erwähnt, daß unter den kirchlichen Stiftungen der Römerstädter Pfarre dieser Zeit die eines Papiermachers aus Altendorf erwähnt ist.

Woher stammt nun dieser Zuwachs an Bevölkerung? Die kleinen Orte wie Altendorf, Johnsdorf, Hangenstein können ihn doch nicht allein aufbringen. Nach dem Namen der zugewanderten Mietparteien zu schließen, haben zunächst die verschiedenen Orte des Rabensteiner Herrschaftsgebietes ihren Bevölkerungsüberschuß, der sonst in die Fremde auswanderte, an diese Orte abgegeben. Dann lesen wir Namen, die nur in Langendorf zu finden sind, ferner Namen, die im benachbarten Schlesien zu Hause sind.

Neben der Industrie wird natürlich auch in diesen Industriedörfern und Bergwerksorten die Landwirtschaft betrieben, wenn sie auch karge Früchte abwirft; in den anderen Dörfern ist sie die alleinige Nahrungsquelle. Die nachstehende Tabelle aus dem Jahre 1658 gibt eine anschauliche Übersicht über die Größe des Besitzes, der zum Erbgerichte gehörte, und fällt hier die sehr ungleiche Bestiftung derselben auf. Freilich kann auch schon Besitz von denselben abverkauft worden sein; sie zeigt die Größe der Ackerfläche des Dorfes, ferner das Ausmaß des angebauten Winter- und Sommergetreides, den Viehstand, sowie es uns über Römerstadt mitgeteilt wurde. Auch hier liegt uns wie bei Römerstadt die geringe Größe der bebauten Fläche die Vermutung nahe, daß damals Bauernbusch, Wiese, Hutweide und unproduktives Land einen viel größeren Umfang hatten als heutzutage. Darin sind wohl die Nachwirkungen des großen Krieges zu erblicken.



Ansicht von Römerstadt

Erbrichter, sein Besitz in Vierteln	Ackerfläche des Dorfes	Winter- saat	Sommer- saat	Pferde	Rinder	Schafe	Schweine
in Scheffeln							
Irmsdorf: Anders Hönigschmidt (11)	84 1/2	73 3/4	308 3/4	41	219	172	7
Andersdorf: Gottfried Lukas (4)	69	63 3/4	127	35	91	54	9
Edersdorf: Adam Lachnit (4)	28	34 1/4	113	16	94	40	4
Johnsdorf: Andreas Stör (3)	35	182	312	36	124	71	15
Altendorf: Matthäus Brauner (6)	24	61 1/2	124 1/2	31	134	—	1
Neudorf: Kaspar Hayder (6)	59	28 2/4	91 1/4	9	68	—	3
Neufang: Georg Knoll (9)	78	55 3/4	135	35	110	35	6
Hangenstein: Merten Kunschner (6)	38 1/2	60	111 1/2	34	101	—	2
Doberseik: Tobias Nather (6)	84	165	102	26	88	—	2
Pürkau: Georg Schubert (5 1/2)	60	85 1/2	93 1/2	30	104	23	5
Reschen: Merten Schreyer (4)	51	105 1/2	88	21	113	73	12
Unter-Langendorf ??	162	272	439	94	270	182	218
Bergstadt ??	—	83 7/8	147 1/2	26	118	—	8

Diese Tabelle bedarf wohl einiger erläuternder Bemerkungen. Die angeführte Ackerfläche ist fast ausschließliches Eigentum der Bauern, die Häusler haben gar keinen Acker, die Gärtner haben hie und da einmal 1/4 Scheffel Getreide angebaut, wohl in ihrem Garten.

Bei den Rebgerichten erscheint mitunter eine geringere Ackerfläche ausgewiesen als heutzutage, durch den Krieg mochte viel minderwertiger Acker verwildert sein und wurde als Hutweide benutzt, oder es wurde später Acker dazu gekauft. Die verschiedene Güte des Bodens kommt in der Menge der Aussaat gut zum Ausdruck. Irmisdorf zeigt eine große Sommeraussaat, verglichen mit den anderen Dörfern, es hat ja tatsächlich einen besseren Boden als Neufang oder gar Neudorf, wo der Acker sehr steinig und unfruchtbar ist und nur zum kleineren Teile angebaut ist. Schade, daß nicht auch der Ertrag der Aussaat zu ersehen ist, desgleichen nicht eine Spezialisierung nach Fruchtgattungen, Körnerfrucht und Flachs. Etwas sonderbar ist die Sache bei Bergstadt, wo das Ausmaß von Vierteln mit Null bezeichnet wird und doch eine größere Aussaat als beispielsweise bei Altendorf ausgewiesen wird. Die Erklärung hierfür gibt die öfter erwähnte Spezifikation der Herrschaft vom Jahre 1667. Dort heißt es: „In diesem Städtlein sind alle Einwohner Bergleute, mit etwas Handwerk untermengt, haben auch keine eigentümliche Äcker, sondern nur einige Stücklein, so aus der Obrigkeit Wäldern ausgerottet und diese unter einem Zinse genießen.“

Für die Viehzucht gelten dieselben Bemerkungen, die schon bei Römerstadt über dieselbe gemacht wurden. Auffallend ist nur, wie in Langendorf, also in der Ebene, die Schweinezucht viel intensiver betrieben wurde als im Gebirge; Kartoffeln kannte man nicht, es mangelte offenbar ja auch dort an anderem entsprechenden Futter. Ziegen werden außer in Bergstadt und Johnsdorf so gut wie gar nicht gehalten.

Entnommen aus:

Geschichte der Stadt Römerstadt

v. Prof. Dr. Karl Berger

erschienen im Verlag des Vereins, Brünn 1909 zum Preis v. 4 Kronen.

Geschichte der Post im Wetzlarer Raum

von Erwin Schmidt

4. Folge

Postanstalten, Posthaltereien und andere Posteinrichtungen im 18. Jahrhundert in Wetzlar.

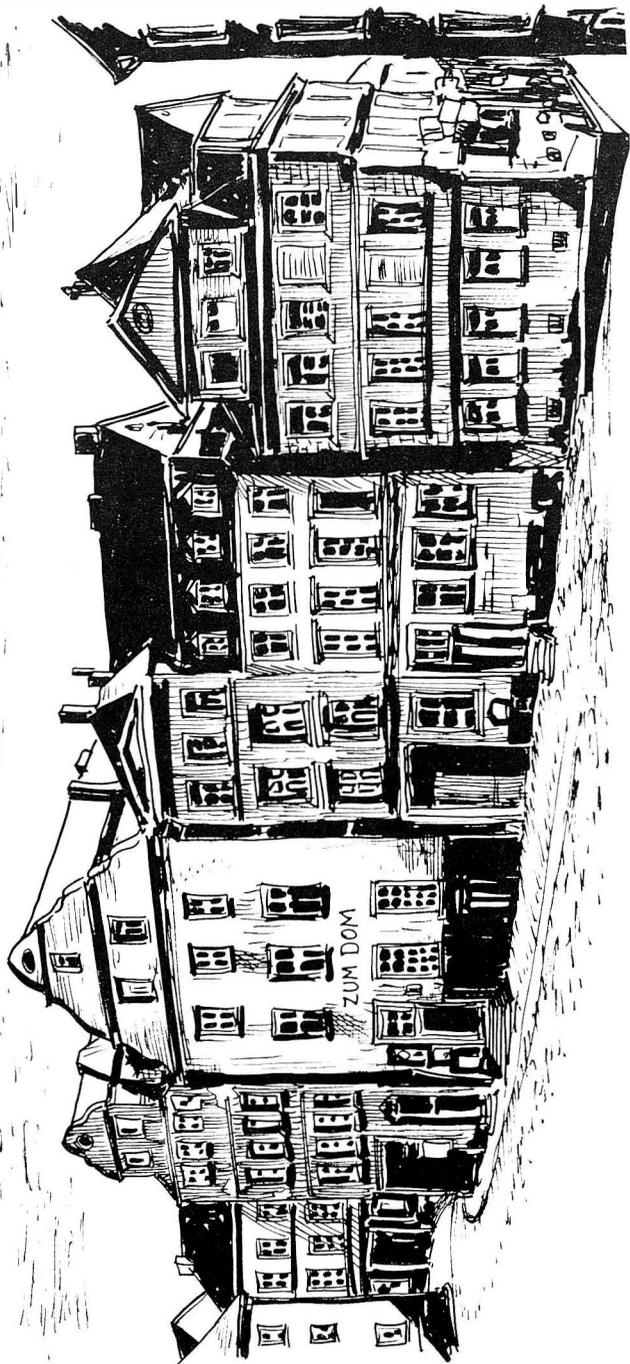
Neben einem „Reichs-Postamt“, damals auch „Taxis-Post“ genannt, dessen Gründung und Wirken im 18. Jahrhundert in der 2. Folge ausführlich geschildert wurde, gab es in jener Zeit noch folgende andere Posteinrichtungen in Wetzlar:

1. die zum Reichspostamt gehörende Reichsposthaltereie, zuständig für die Post- und Personenbeförderung;
2. eine kurpfälzische Fahrpost, die aber nur Personen und Güter und keine Briefe beförderte;
3. ein Postamt des Landgrafen von Hessen-Kassel. Die zugehörige Posthaltereie war Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts im Gasthaus „Zum Güldenem Löwen“ auf dem Fischmarkt untergebracht, wo der „vornehme Gasthalter“ Philipp Lemp residierte, und ab 1. Oktober 1734 bis zur „Confiskation“ des Briefpakets und des Postpferdes am 22. November 1806 in Garbenheim (ausführlich in der 3. Folge geschildert). Darüber hinaus befand sich in Niederweisel bei Butzbach eine Botenpoststation, die vom Hessen-Kasseler Postamt in Wetzlar besoldet wurde;
4. eine Briefsammel- und Briefzustelleinrichtung des Landgrafen von Hessen-Darmstadt für dessen Postamt in Gießen;
5. daneben unterhielten die am Reichskammergericht tätigen Beamten, die teils hochadelige Würdenträger waren, Kurierverbindungen (Boten zu Fuß oder Pferd) zu ihren Stammhäusern. Diese Verbindungen sind wohl nicht als Postverbindungen im üblichen Sinne anzusprechen, weil sie weder regelmäßig verkehrten noch der Allgemeinheit zur Beförderung von Postsendungen zur Verfügung standen. Dem Postaufkommen und dem damaligen Postverkehr in der Stadt Wetzlar sind sie jedoch hinzuzurechnen.

Über 1. u. 2. soll in dieser Folge, über 3. u. 4. in der 5. Folge berichtet werden.

1. Die Reichsposthaltereie in Wetzlar

Im Fürstlich-Thurn und Taxischen Zentralarchiv in Regensburg befinden sich zahlreiche Akten von der Reichsposthaltereie in Wetzlar, leider jedoch erst ab 1760. Aus den Schriftstücken geht hervor, daß die Reichsposthaltereie in Wetzlar zwischen 1720 und 1725, vermutlich ab 1722, in Besitz der „begüterten“ Familie Emmerich (Emerich) war, und zwar bis um 1760 im Gasthaus „Zum Güldenem Stern“ auf dem Domplatz und danach im Gasthaus „Zum Güldenem Löwen“ auf dem Fischmarkt.



Gasthaus
„Zum Kronprinzen“



Gasthaus
„Zum Stern“

Südseite des Buttermarktes vor dem 2. Weltkrieg

Der Siebenjährige Krieg ruiniert den Posthalter Emmerich

Die frühesten im Zentralarchiv vorhandenen Schreiben berichten von den teuren Kriegszeiten, und daß es dem Posthalter Emmerich unmöglich sei, unter den bisherigen Bedingungen die Posthalterei weiterzuführen. Nach 40-jähriger Dienstzeit mußte er die Posthalterei aufgeben. Er war nicht mehr in der Lage, das teure Futter einzukaufen, weil die zahlreichen Truppen, die wegen des Siebenjährigen Krieges unsere Heimat bevölkerten, alles ausgeplündert hatten. Darüber hinaus hatte er auch im Poststall Verluste an Pferden erlitten, die er nicht mehr ersetzen konnte. Das Oberpostamt in Frankfurt zeigte in seinem Bericht an den Fürsten von Thurn und Taxis Verständnis für die schwere Entscheidung des Posthalters Emmerich.

Nachfolger von Emmerich wurde der Wirt vom „Kronprinzen“ auf dem Domplatz, Gombel (Gumbel, Gumpel), dies jedoch nur für etwas länger als drei Monate. Gombel kündigte sehr bald wieder und hielt zur Aufgabe der Posthalterei auch keine Frist ein. Das Oberpostamt berichtet dem Fürsten, Gombel sei ein respektloser Mann, der in „caprice“ (Launen) und Willkür handele. Der Fürst wird gebeten, „dahiesigen Stadtmagistrat mittels diensamen Zwangsmittel den Gumbel anzuhalten, bis Ende des Jahres auszuhalten“.

Weder Gombel noch Emmerich ließen sich überreden, den Posthalterdienst weiter auf ihre Rechnung auszuüben. Auch wird berichtet, daß es in jener Zeit außer bei Gombel und Emmerich in Wetzlar keine privaten Räumlichkeiten gab, die groß genug gewesen wären, die Posthalterei aufzunehmen. Eine Unterbringung in dem früheren Besitztum des Posthalters Emmerich, im Gasthaus „Zum Güldenen Stern“, war nicht mehr möglich, weil dies von der Verwaltung des Reichskammergerichts, das die angrenzenden Gebäude besaß (Wetzlarer Straßenverzeichnis Seite 37, Nr. 307 und 308), wegen der „zu besorgenden Feuersgefahr“ abgelehnt wurde.

Die Reichsposthalterei in Verantwortung des Oberpostamts Frankfurt

Das Reichspostamt Wetzlar befand sich darum in größter Verlegenheit. Ein Teil der Fahrten wurde von den Posthaltereien in Weilburg und Dillenburg übernommen. Ab Januar 1761, jedoch nur auf die Dauer von vier Jahren, mußte die Posthalterei in Wetzlar in finanzieller Verantwortung des Oberpostamts in Frankfurt geführt werden. Weil Emmerich gegenüber Gombel die älteren Rechte besaß, wurde die Posthalterei wieder in sein Gasthaus, den „Güldenen Löwen“ auf dem Fischmarkt, verlegt. Emmerich führte die Posthalterei gemeinsam mit einem eigens zu diesem Zweck nach Wetzlar versetzten Beamten namens Batton. Dieser hatte bereits bei den Posthaltereien in Limburg, Frankfurt und Oppenheim Erfahrungen gesammelt. Für den Poststall anfallende Rechnungen mußten von beiden unterschrieben werden.

Der **Kostenvoranschlag für den Poststall in Wetzlar** für das Jahr 1761 liegt im Zentralarchiv in Regensburg vor und sieht wie folgt aus:

„Derer bey der Administration des Post-Stall zu Wetzlar vorkommenden Kosten, jährlich:

Gastgeber Emmerich für Quartier und Obsorg	133,30
Official Batton pro Salario, für dessen Kost wöchentlich 1,60	66,60
Postknecht Zwey, für jeden Lohn 5, — Vier Jungen, jedem 8, — Knecht und Jungen 1, — wöchentlich	10,00 32,00 312,00
Pferdt für 14 Stück, eines in das andere praeter- propter 40, —	560,00
Geschirr zwey Züg, samt zwey Sättel	50,00
Reit-Sättel Vier Stück, jeder 8½	34,00
Chaisen Eine Viersitzige Eine Zweisitzige Ein Postwäglein	120,00
Scheuer für Zinß	23,30
Haaber auf jedes Pferd täglich 2½ Metze, macht für 14 Pferd 8¾ oder ein Achtel ¾ Metzen, des Monaths 32 Achtel 6½ Metzen, des Jahres 399 Achtel oder Wetzlarer Malter und 6 Metzen, jedes Malter ohne zufällig höheren Preiß 3 Reichstaler 30 Kreuzer	1.330,00
Heu auf jedes Pferd täglich 20 Pfund, macht 280 Pfundt oder jährlich 1.022 Centner, ohne zufällig höheren Preiß jeder Centner zwey Reichstaler	1.362,30
Stroh täglich drei Bausch, das Hexel mit einbe- griffen, macht 18 Fuder 15 Bausch	97,30
dem Schmidt für Beschlag jährlich auf jedes Pferd 3,30	46,60

Wagner und Sattler

für Reparation praterpropter	30,00
------------------------------	-------

Strohschneider

für jeden Bausch 1½ Kreuzer	<u>(keine Angabe)</u>
-----------------------------	-----------------------

Summa	4.294,30
-------	----------

Hiervon die Anschaffung deren Pferdten und das Geschirr abgezogen	744,00
bleiben jährlich gewiße Ausgaben	3.550,30

Hiervon decortirt was zur ordinären

Einnahme komt

1. Rittgebühren	630,00	
2. Postwagenfahrt	133,30	
3. Postwagen-Expedition	33,30	
		<u>796,60</u>

restiren	<u>2.753,60</u>
-----------------	------------------------

Wan nun einen Tag in den anderen täglich sechs rthlr mit der extra Post eingenommen würden, welches jährlich betrage	2.190,00
wovon aber der Halbschied ehender als das gantze zu vermuthen, so blieben	563,60
nebst dem Verlust obigen Aufwandt für Pferd und Geschirr 744, — rthlr“	

(Alle Geldwertangaben in Reichstaler und Kreuzer)

In einem weiteren Schreiben wird dieser Kostenvoranschlag teilweise erläutert.
Da heißt es:

1. Das Holz ist sehr teuer. Es kann Herrn Emmerich nicht zugemutet werden, das Zimmer für die Posten-Expedition auf seine Kosten einzuheizen. Das geforderte Kostgeld von 2 Gulden und 30 Kreuzer wöchentlich für Mittag- und Abendessen sei nicht zu hoch. Der Postofficial Stein bezahle bei Gombel im „Kronprinzen“ 3 Gulden.
2. Daß den Jungen 3 Reichstaler mehr Lohn als den Knechten gezahlt würde, liege daran, daß diese keine Trinkgelder bekämen.
3. Die Kosten für ein Pferd seien mit 40 Reichstalern zu gering angesetzt. Zur Zeit müsse man in Wetzlar für ein Pferd 50 bis 60 Reichstaler zahlen.
4. Das Hafermaß dürfe nicht zu gering bemessen werden. Die Pferde würden sehr strapaziert und 2½ Metzen auf vier Pferde wären ein „convenabler“ Ansatz.
5. Mit dem Heu habe es dieselbe Bewandtnis.
6. Die Kosten für den Poststall könnten gesenkt werden, wenn das Futter zu „bequämen“ Zeiten eingekauft würde. Allein beim Heu hätte man 600

Reichstaler einsparen können, wenn es im Jahr zuvor eingekauft worden wäre.

7. An dem Verlust lasse sich nichts ändern, weil die Wege grundlos wären, die französischen Courriere jeden 2. Tag die Pferde „elendig“ strapazierten und weil die Courriertaxen bei diesen teuren Zeiten nicht mehr stimmen würden.

Herr Emmerich erhält weitere 200 Gulden als Zimmermiete für den Official Batton, die Knechte (Postillione) und die Jungen. Außerdem muß er für diese einen Aufenthaltsraum bereithalten, einen Holzstall, einen Haferspeicher und einen verschließbaren Haferkasten. Fremde Pferde darf er nicht in seinen Stall aufnehmen.

Am 17. Dezember 1760 wird von dem Oberpostamt in Frankfurt für den Poststall in Wetzlar eine Verordnung erlassen, die es lohnt, auszugsweise wiederzugeben:

Dienstanweisung für den Poststall

„Bey Vernehmung des Post-Stall

Postillions

Muß forder samt mit allem Fleiß auf die Knecht und Jungen gesehen werden, damit jeder seine Schuldigkeit tue.

Nüchternheit

Dieselben sollen wie der Official nüchtern seyn.

Fütterung der Pferd

Jeder sein Pferd zu gehöriger Zeit füttern und handhaben, der Official aber das verschlossene Futter aufteilen.

Nach Vorfällenheit

Nachdem der Vorfall aber sich ereignet, soll auch wohl einer des anderen Pferd versorgen.

Behörige Zeit im Fahren und Reiten

Ohne die Pferd zu übertreiben ist demjenigen der in seinem Ritt oder Postwagenfahrt etwas versäumt, und sich unterwegs, welches absolut untersagt wird, im Wirtshaus oder sonst aufhaltet, anfangs ein tüchtiger Verweis zu geben, solche wohl auch einigemal zu wiederholen, endlich aber da er incorrigible befunden wird, nach vorheriger behörigen orths geschehenen Anzeig, abzuschaffen.

Licht im Stall

In dem Stall soll kein ander Licht als in Laternen gebraucht, item kein Tabac geraucht, von dem Officialen aber mit aller Sorgfalt darauf gesehen werden, um alle Feuersgefahr zu vermeiden.

Nahrung des Postillions

Vorbey zu erinnern, daß selbe sich ein Kosthauß ausmachen, wo sie wenigstens einmal am Tag etwas Warmes bekommen, wie dann auch zu sorgen ist, daß die Leuth im Winter warme Decken haben.

Die Posthalter-Familie Emmerich gibt auf

Conduite deren Postknechten bey dem Wein und bei denen Weibslieuthen

Da bekanntermaßen die Postillions, welche mit Weibslieuth eingehäng haben, liederlich werden, wann sie es nicht seynd. So ist darauf, wie auf das Saufen und Zechen, wohl acht zu tragen und zu wissen, mit welchem Vertrauen man sich auf selbe verlassen könne.

Zeitbeobachtung

Außer der Zeit die ihnen gebühret zum essen soll jeder bey der Hand bleiben und ohne Vorwissen des Herrn Emmerich oder Herrn Batton sich nicht entfernen.

Was bey der Retour eines Postknechts zu beobachten

Bey der Rückkunft eines Postillions ist unvermerkt darauf zu sehen, ob er sein Pferd versorgt und wie sichs unterweilen ereignet, daß einer vor den anderen liederlich ist und sich auf die faule Haut leget, ehe die armen Thier, die nicht sprechen können, ihre nothdürftige Nahrung haben. So ist alsdann die Peitsche zur Hand zu nehmen und demselben Stall mores zu lehren.

Montur

Wan etwas an der Montur zerissen, so soll der Official darauf sehen, daß dieses geflickt werde, und sollen die Postillions überhaupt angehalten werden, daß sie mit ihren Haaren, Huth, Kleidung und übriger equipage Ehrbar scheint.

Schmier

Das Schmier bey dem Postwagen ist reguliert. Bey der Extrapost aber soll jedesmal 8 Kreuzer zahlt werden, welches den zwey Knecht zu genießen und unter sich zu teilen haben, mit dem vorbehalt und worauf der Official zu sehen, daß die Schmier von einer guten gallung seye, welche die Postknecht anschaffen sollen.

Zeit der Dienstentlassung

Will ein Knecht seinen Abschied, so soll er es ein Vierteljahr vor weynachten melden.

Pferdt

Es ist täglich genau zu sorgen, daß die Pferd ihr ordentliches Futter bekommen und getränkt und auch zu seiner Zeit in die Schwemme geritten werden.

Haaber

Auf ein Pferd kan täglich eine halbe Metze Haaber Wetzlarer maaß gerechnet werden, auf 4 Pferd auch wohl 2½ maas, nachdem die Strapazen seynd.

Hexel

Die Vermischung des Hexel bezieht sich auf dem ordinairen gebrauch.

Heu

Wird täglich auf ein Pferd 20 Pfund gerechnet, welches ungefähr so viel ausmachen wird, als eins fressen mag.

Extra Fütterung bey der Extra-Post

Was jeder Postillion bey seinem Ritt und bei seiner Fahrt nothwendig hat, wird ihm mitgegeben.



Gasthaus „Zum Löwen“

Stroh

Rechnet man täglich 2½ Bausch oder auch 3, worunter das Hexel mit einbegriffen und wird dem Strohschneider von jedem Bausch 1½ Kreuzer zahlt.

Was man bey Rückkunft deren Pferdts zu besorgen ist

Die rückkommende Pferdts seynd an den Augen, auf dem Rücken und an den Füßen zu examinieren, besonders aber darauf acht zu tragen und täglich nachzusehen, ob ein Pferdts wohl frißt, oder das Futter liegen lasset.

Vorsorge wegen Krankheit deren Pferdten

Da die Pferdts unterschiedenen Krankheiten unterworfen, so ist sich um den besten pferdtverständigen Schmidt umzusehen, um bedörfendenfalls dem kranken Vieh zu warten und dasselbe zu heilen.

Aufhebung des Geschirr und deren Chaisen

Das Geschirr und die Sattel sollen nicht vorgleiche vielhingeschmissen, sondern behörig aufgehängt, desgleichen die Chaisen in die Scheuer gestellt werden.

Handwerksleut

Bey den Handwerksleuthen ist wohl in acht zu nehmen, daß der Wagner trocken Holtz und der Schmitt tüchtiges Eisen, der Sattler aber solches Leder und zugehör brauche, wie es erforderlich ist, und soll der Official wan etwas gemacht wird, selbst ab und zu gehen, und das alte Eisen und Leder in sofern es brauchbar, vernutzen oder wo nicht, verkaufen und den Ertrag in Berechnung bringen.

Thung

Gleichermaßen da bey dem kostspieligen Unterhalt des Poststalle alles muß zu Geld gemacht werden. So ist es im größten, wie im kleinsten und mithin auch bey Verkaufung der Thung das Hochfürstliche Interesse wahrzunehmen, indem der Gewinn aus einer jeden Sach wohl riechet“.

So weit die Verordnung des Oberpostamts in Frankfurt für die Aufgaben der Knechte und Jungen im Poststall.

Die Aufgabenteilung zwischen Herrn Emmerich und dem Postofficialen Batton ist in einer weiteren 21 Punkte umfassenden Anweisung festgehalten. Danach ist Herr Emmerich zuständig für den Poststall, für den Futtereinkauf, die Fütterung der Pferde usw. und der Official Batton für den Reit- und Fahrbetrieb, für die Beaufsichtigung der Knechte und Jungen, für die richtige Berechnung der Gebühren und die Abrechnung mit dem Oberpostamt.

Der Poststall wieder in Verantwortung der Familie Emmerich

Am 10. August 1764 berichtet das Oberpostamt in Frankfurt an den Fürsten von Thurn und Taxis, daß die Ursachen für die mißliche Situation, in der sich der Poststall in Wetzlar vor Jahren befunden habe, nicht mehr vorhanden seien. Die Teuerung sei nicht mehr die „nehmliche“, auch habe Herr Emmerich durch seinen 22-jährigen Sohn eine größere Hilfe. Sein jetziges Haus sei „räumlicher“ als das vorherige (gemeint ist der Unterschied zwischen dem „Gülden Löwen“ und dem „Gülden Stern“), auch habe er eine Erbschaft gemacht und

seine Tochter reich verheiratet. Emmerich habe sich nach Verhandlungen bereit erklärt, gegen eine jährliche Zahlung von 600 Gulden den Poststall wieder zu übernehmen. Die Pferde, das Geschirr und das übrige Inventar sollten ihm nach Abschätzung durch einen neutralen Gutachter zur Bezahlung innerhalb von 10 Jahren überlassen werden. Eine weitere Bedingung war, daß im Falle seines Todes sein Sohn Carl Nachfolger im Posthalterdienst würde.

Der Fürst entspricht dem Antrag des Oberpostamts. Emmerich erhält jährlich eine besondere Zuwendung von 600, — Gulden, auch wird ihm das vorhandene Inventar gegen Zahlung in 10 Jahresraten überlassen und seinem Sohn die Nachfolge im Posthalterdienst durch ein gesondertes Schreiben zugesichert.

Am 29. April 1769 stirbt der Posthalter Johann Sebastian Emmerich. Seine Witwe M.C. Emmerich, geb. Frech, berichtet dies dem Oberpostamt und bittet gleichzeitig, ihr die Posthalterei zu belassen. Wohl habe ihr Sohn Carl dies zugesagt bekommen, doch habe dieser keinen Besitz. Nach der Wetzlar „Stadt-reformation“ würde der „Ususfructus“ ihr allein zustehen. Carl Emmerich erklärt in einem besonderen Schreiben, daß er einverstanden sei, wenn seine Mutter den Poststall weiterführe. Carl Emmerich ist im Poststall angestellt und will auch weiterhin seiner Mutter helfen.

Der Witwe Emmerich wird die Posthalterei zu den bisherigen Bedingungen, jedoch mit einer Senkung der jährlichen Gratifikation von 600 auf 500 Gulden, übertragen.

1776, als der kurpfälzische Postwagen von Köln über Siegen, Dillenburg und Wetzlar nach Frankfurt usw. eingestellt wird, werden die Fahrten zwischen Wetzlar und Frankfurt und Wetzlar und Dillenburg verdoppelt. Diese zusätzlichen Fahrten kommen dem Poststall Wetzlar zugute.

In einer im Druck sehr schönen Instruktion an die Posthalterei in Wetzlar beanstandet der Fürst von Thurn und Taxis, Carl Anselm, die Unsicherheit der Straßen durch räuberisches Gesindel und gibt Anweisung, das Felleisen nur „mannhaften, herzhaften, unerschrockenen Postillions nicht unter 20 Jahren“ anzuvertrauen. Die Postillions sollen nachts mit Gewehren bewaffnet werden und in besonders gefährlichen Gegenden nicht alleine gehen. Postillions dürfen nicht in Wirtshäuser einkehren. Werden sie angegriffen und können sich weder durch Herzhaftigkeit noch durch Flucht retten, so sollen sie „Räuber und Angreifer wohl zu Gesicht fassen, und sich derselben Anzahl, Bildung, äußerliches Ansehen, Kleidung, Waffen . . . merken und bei der nächsten Obrigkeit melden“.

Der Schmiedemeister Josef Kling führt in einem Schreiben vom 27. April 1784 an den Fürsten Klage gegen die Posthalterin Emmerich. Diese habe bei ihm für Schmiedearbeiten 236 Gulden Schulden. Sie würde ihm immer nur einen geringen Abschlag zahlen, habe aber sonst kein gutes Wort für ihn. Kling berichtet dabei, daß sein Haus vor einigen Jahren abgebrannt sei und daß er seine Familie

nur in größter Lebensgefahr habe retten können. Sein jetziges Haus sei nur mit Schulden gebaut, und er müsse Frau und sieben Kinder ernähren.

Aus einem Vermerk auf diesem Schreiben ist zu ersehen, daß die Posthalterin auch bei dem Schmied Befort ähnliche Schulden hatte. Der Fürst ordnete die Zahlung von 75, — Gulden aus der Kasse des Postamts an den Schmied Kling an; im übrigen wird der Schmied angewiesen, sich an dem Vermögen der Posthalterin schadlos zu halten.

Im gleichen Jahr wird der Poststall von einem sehr schweren Unglück betroffen, der zum völligen Ruin der Posthalterin führte: alle 16 Pferde fallen einer Seuche zum Opfer.

Am 16.10.1784 beantragt die Posthalterin Emmerich ihre Versetzung in den Ruhestand. Sie bittet, ihr eine Pension von 300 Gulden auf 10 Jahre zu gewähren, diese aber auch dann zu zahlen, wenn sie früher sterben sollte. Diese sonderbare Regelung wurde von ihr deshalb vorgeschlagen, weil sie das gesamte Familienvermögen im Posthalterdienst verloren hatte.

Der Fürst bewilligte antragsgemäß eine Pension von 300 Gulden jährlich. Sollte die Witwe jedoch vor Ablauf von 10 Jahren sterben, wurde den Erben für die Restzeit 200 Gulden zugestanden.

Der Sohn Carl, dem die Nachfolge im Posthalterdienst zugesichert worden war, wird zunächst als Conducteur bei der fahrenden Post angestellt, jedoch auf seine Einwendungen hin, daß er aus einer angesehenen Familie stamme und diese Tätigkeit für ihn nicht standesgemäß sei, als Postofficial vom Postamt übernommen.

Johann Adam Werle neuer Posthalter

Am 1. Januar 1785 übernimmt der Sohn des „begüterten“ Posthalters Johannes Werle aus Heppenheim (geb. am 6.9.1720, gest. am 13.7.1806) Johann Adam Werle (geb. am 22.1.1756 in Heppenheim, gest. am 24.4.1817 in Wetzlar) die Posthalterei in Wetzlar. Johann Adam Werle ist noch ledig, jedoch mit einer auswärtigen Bürgerstochter verlobt. Trotz Fürsprache des Fürsten von Thurn und Taxis lehnt es der Magistrat der Stadt Wetzlar ab, Werle die Bürgerrechte zu verleihen. Werle ist dadurch gehindert, in Wetzlar Besitz zu erwerben und nebender Posthalterei andere Geschäfte zu betreiben.

Werle pachtet das von dem Hofrat Brandt in der Silhörerstraße errichtete Gebäude, das spätere Gasthaus „Zur alten Post“, das gerade in diesen Tagen (1980) abgerissen wurde. Der Fürst von Thurn und Taxis zahlt die jährliche Hausmiete von 250 Gulden und bewilligt darüber hinaus noch 100 Gulden an Werle für die Fahrt nach Dillenburg, die von der Posthalterei in Wetzlar auch schon in der Vergangenheit auszuführen war, jedoch „wegen Unvermögenheit“ der Posthalterei in Dillenburg überlassen werden mußte.

1793 befindet sich auch der Posthalter Werle in finanziellen Schwierigkeiten. Er bemüht sich um die Übertragung des Postmeisteramtes in Wetzlar, das zu

dieser Zeit gerade frei war. Dieses wurde ihm als „sonderbar“ angelastet. Das Oberpostamt legte Werle nahe, die Posthalterei ordentlich zu kündigen. Johann Adam Werle und nachfolgend dessen 1793 in Wetzlar geborener Sohn sind im Besitz der Posthalterei geblieben. (Mehr darüber in einem späteren Bericht über die Postverhältnisse im 19. Jahrhundert in Wetzlar).

Schlechte Wege, Kümernisse der Postillions

Aus der Instruktion des Oberpostamts in Frankfurt für die Führung des Poststalls in Wetzlar ist zu ersehen, daß die Postillions bei dienstlicher Nachlässigkeit von den Postofficialen Emmerich und Batton geschlagen werden konnten. Aus Kassel wird sogar berichtet, daß Postillions, die ohne ausreichende Entschuldigung verspätet ankamen, in ihrer dienstfreien Zeit über mehrere Tage krummgeschlossen wurden. Dabei war der Arbeitstag eines Postillions sicherlich ein hartes Stück Brot, und frei von der heute so verklärenden Romantik.

Dr. Hans Joachim Altmannspurger berichtet in der Heimatbeilage der „Wetzlarer Neue Zeitung“, Nr. 68, vom Oktober 1960, aus Akten der Fürsten zu Solms-Braunfels u. a. über zwei eindrucksvolle Geschehnisse aus dem Alltag der Postillione wie folgt:

Der Kaiserliche Postmeister zu Wetzlar, von Löhr, berichtete am 9. September 1776 an die Hochfürstliche Regierung in Braunfels, daß der Postwagen auf der Fahrt nach Dillenburg bei Werdorf „wegen übeln Wegen“ nicht habe fortkommen können und mithin einen Nebenweg habe fahren müssen. Dabei sei er von den Werdorfer Bauern auf eine recht räuberische Art, „hinter den Hecken hervorkommend und Mistgabeln in den Händen habend“, angefallen worden. Der Postillion sei vom Pferd gerissen und geprügelt worden und die Passagiere in den größten Schrecken versetzt worden. Die Bauern hätten den Wagen nicht eher fahren lassen, bis die Passagiere ihnen Geld gegeben hätten.

Die Passagiere, der Handelsmann Stenger von Diez, und die Elisabetha Zimmermann aus Siegen, bestätigten diese Darstellung in einem Protokoll und forderten „wegen gehabten Schröckens Satisfaction“.

Der Werdorfer Schultheiß Himmelsbürger erklärte hingegen, daß der Postwagen immer wieder, allen aufgestellten Warnungstöcken zu Trotz, über eingehetzte Wiesen fahre. Der Postillion weigere sich stets, den mehrmals verbüßten Pfandschilling zu zahlen und habe meistens auch einen Hund neben seinem Wagen laufen, so daß die Feldschützen nichts gegen ihn ausrichten könnten. Aus diesem Grunde hätten die Bauern den Wagen angehalten und sich das ihnen zustehende Geld geben lassen.

In dem abschließenden Bericht des Fürstlich-Braunfelsischen Rats Moeller werden die Angaben des Postillions und der Passagiere bezweifelt, weil „das von den Passagiers ohne hin nur in generalioribus aufgestellte und daneben unbeschworene Attestat um so weniger verfangen mag, als die Passagiers ihres besseren Fortkommens halber zu Gunsten eines angehaltenen Postillions ein simples Attestat auszustellen sehr geneigt seien.“

Überdies sei vor 5 Wochen ebenfalls ein Postwagen von Wetzlar nach Dillenburg über die Wiesen gefahren. Als der Schütz ihn angehalten, habe der Postillion ihn mit der Peitsche bewillkommenet. Ein „vor einem Post-Secretaire sich ausgebender Conducteur“ habe, als der Schütz sich wehren wollte, sich so fleghaft gezeigt, daß er aus dem Wagen gesprungen und mit dem Schütz auf die unverantwortlichste Weise umgegangen sei. Zu seinem, des Post-Secretaires, Glück, sei in dem Ort niemand zu Hause gewesen, ansonsten er nach dem Vergeltungsrecht ein doppeltes Maß erhalten haben würde.

Der Fürstliche Rat berichtet weiter, er habe den Befehl erteilt, den angeblichen Post-Secretaire, so bald er sich wieder sehen lasse, gefangen zu nehmen.

Sein Bericht schließt mit der Bitte, dem Kaiserlichen Postamt zu bedeuten, „hinfürö keine Flegel weder zu Postillions noch zu Conducteurs zu wählen, sondern seine Untergebenen in die Schranken der Ordnung zu weisen.“

Auch bei dem zweiten Ereignis waren schlechte Wege Ursache für die schriftliche Überlieferung. Altmannsperger berichtet u.a.:

„Die Straßenverhältnisse in der Edinger Gemarkung scheinen nicht die besten gewesen zu sein. Aus einem Bericht des Dillenburg Posthalters Hinkel an die Fürstliche Landesregierung zu Dillenburg entnehmen wir, daß am Montag, dem 15. Februar 1796, der von Wetzlar kommende und mit sechs Pferden bespannte Ordinari-Postwagen nahe vor dem Fürstlich-Braunfelsischen Dorfe Edingen derart steckengeblieben war, daß es den beiden Postillionen schlechterdings unmöglich war, ohne Vorspann weiterzufahren.

Einer von ihnen machte sich daher auf nach Edingen, um den dortigen Schultheißer zur vorübergehenden Überlassung einiger Zugochsen gegen Bezahlung zu veranlassen. Er kam bei diesem jedoch schlecht an mit seinem Anliegen; denn er fertigte den Postillion kurzerhand ab mit der wenig freundlichen Antwort: „Und wenn ihr mit euren Pferden samt dem Postwagen in Schlamm verfaulen müßtet, so kriegt ihr doch keine Ochsen.“

Alle Demonstrationen des Postillions, daß er nach der bestehenden Verfassung des Reichspostwesens ein Recht habe, diese Hilfe zu begehren, waren fruchtlos. Dem Bedauernswerten blieb also nichts weiter übrig, als sich andernorts um Beistand zu bemühen. Solcher wurde ihm bereitwillig auf dem Sinner-Hof in Gestalt von vier kräftigen Ochsen gewährt, mit denen der Wagen wieder flottgemacht wurde und seine abenteuerliche Fahrt fortsetzen konnte.

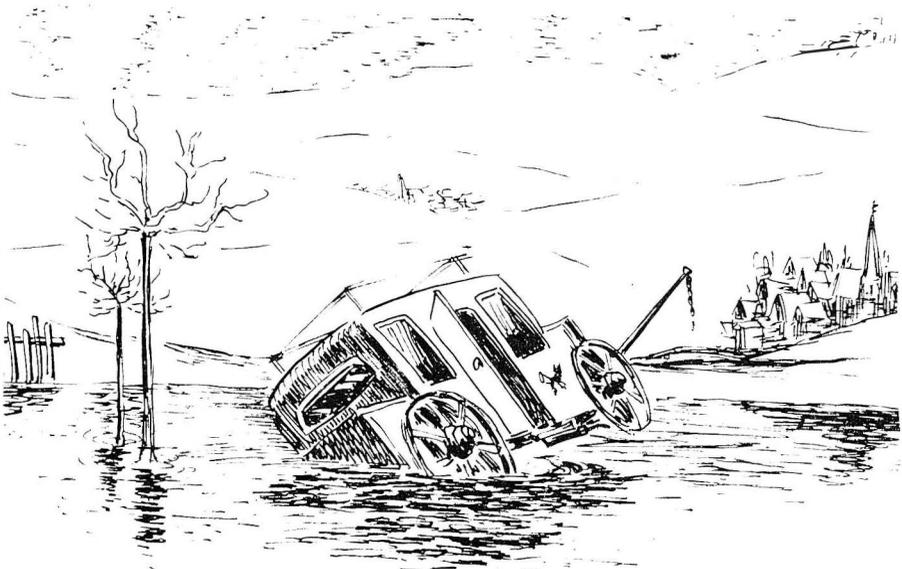
Damit war natürlich — insofern war es früher nicht anders als heute — der Fall noch nicht ausgestanden. Die „feindselige und der Verfassung des Reichspostwesens zuwiderlaufende Handlung des Fürstlich-Braunfelsischen Schultheißer zu Edingen“ veranlaßte den pflichtgetreuen Posthalter zu einem Bericht an die Fürstliche Landesregierung zu Dillenburg mit der Bitte, zur Vermeidung künftiger ähnlicher Vorkommnisse bei der Fürstlich-Braunfelsischen Behörde vorstellig zu werden.

Auch wurde von Hinkel ein Bericht an das Oberpostamt in Frankfurt abgegeben. Die Fürstliche Landesregierung in Dillenburg wehrte sich. In dem

Antwortschreiben macht sie geltend, daß einem Schultheißen mehr Glauben zu schenken sei als einem Postknecht, der nur sein sonstiges Verweilen über die Zeit bei seinem Herrn zu entschuldigen beabsichtige.

Schultheiß Löll gab zu Protokoll, daß am 15. Februar ein Dillenburger Postillion auf einem seiner Pferde über die Dill geschwommen gekommen sei. Der Fluß sei, weil im verwichenen Winter fast beständiges Regenwetter gewesen, „flüthig“ gewesen, so daß er, der Schultheiß, und seine Leute, die ihm vom Edinger-Hof zugesehen und in der Entfernung für einen Kaiserlichen Reiter gehalten, für sein Leben gefürchtet hätten. Der Postillion habe ihm von seinem Mißgeschick erzählt. Nach seiner, des Schultheißen Meinung, war wegen des lange anhaltenden Regenwetters und der ungewöhnlichen häufigen Passagen die Straße grundlos geworden und es daher nicht verwunderlich, daß der Wagen stecken geblieben war. Der Postillion habe von ihm Ochsen zum Vorspannen verlangt. Er habe ihm darauf zur Antwort gegeben, daß er gerne helfen wolle, wenn über die Dill zu kommen wäre, allein die Dill sei „flüthig“, es gebe keinen Steg mehr darüber und es sei unmöglich, „Ochsen ohne die größte Lebensgefahr, geschweige denn Menschen, hinüber zu bringen.“

Er habe dem Postillion freundschaftlich angeraten, sich nach Sinn zu begeben, das eine „kleine Stonden“ weiter am anderen Dillufer liege, wo auch der Wagen stecke; dort werde er einen Vorspann erhalten können.



In der hochwasserführenden Dill bei Edingen „umgeschmissen“

Kaum habe er dies gesagt, sei der Postillion böse geworden und habe grobe Worte gegen ihn ausgestoßen und ein Donnerwetter herbeigewünscht, das einschlagen und alles im Ort verbrennen solle. Dann habe er sein Pferd herumgedreht, sei davongeritten und wieder durch die Dill zurückgeschwommen.

Geradezu rührend mutet es an, wenn der Schultheiß sein Protokoll abschließt mit der Bemerkung, er habe dem Postillion, seiner Grobheiten ungeachtet, mit Besorgnis nachgesehen, bis er wieder durch die Dill gewesen.

Wer nun das Recht wirklich auf seiner Seite hatte, ist offenbar nicht geklärt worden; die Wahrheit mag, wie in solchen Fällen üblich, in der Mitte gelegen haben. Sowohl der Schultheiß als auch der Postillion werden sich, höfischer Sitten fremd, nicht gerade zuvorkommend begrüßt haben.

2. Die „Chur-Pfälzische-Fahrende-Postexpedition“ in Wetzlar

Kurfürst Johann Wilhelm, Pfalzgraf bei Rhein, ließ am 19. Februar 1704 durch den Commerzienrat Aussem in Mühlheim einen Postwagenkurs von Mühlheim über Köln, Siegburg, Altenkirchen, Siegen (ab 1705), Dillenburg, Wetzlar, Friedberg und Frankfurt nach Heidelberg einrichten. Der Postwagen verkehrte dreimal wöchentlich in jeder Richtung und legte täglich 10 Meilen (75 km) zurück. Die Postillione trugen blaues Livree und führten das Posthorn. Auf der Rückseite der Wagen war das Wappen des Kurfürsten angebracht.

Ein 10. Brief l. Veur zu Wetzlar in das J. 1704. 1709
gebüret, ist dato in hiesige Post-Expedition übergeben,
und darüber dieser Ein Viertel Jahr gültiger Schein er-
theilet worden. Wetzlar den 5. Febr. 1709.
Chur-Pfälzische Fahrende Post-Expedition.

Geburtswehen und andere Schwierigkeiten

Von den Reichsstädten Frankfurt, Friedberg und Wetzlar wurde der kurpfälzer Postwagen wiederholt nicht als „privilegierter“ Postwagen behandelt, sondern als „Landkutsche“. So wurden in diesen Städten Eingangszölle für Waren, Brückengeld und andere Abgaben erhoben. Dabei handelten die Magistrate dieser Städte ausschließlich auf Anweisung des Kaisers, der zu seiner an den Fürsten von Thurn und Taxis verliehenen Reichspost keine Konkurrenz aufkommen lassen wollte, auch wenn der kurpfälzer Postwagen keine Briefe, sondern nur Pakete und Personen beförderte.

Für Wetzlar war dieser kurpfälzische Postwagen eine sehr wertvolle Einrichtung, der nichts Gleichwertiges gegenüberstand: Dreimal wöchentlich, und zwar sonntags, dienstags und donnerstags, kreuzten sich in Wetzlar die Postwagen von Köln nach Heidelberg, um am nächsten Tag weiterzufahren. Diese Verbindungen nach Frankfurt und Köln, von denen auch reichlich Gebrauch gemacht wurde, waren für Wetzlar so wertvoll, daß sie 1719, als erneut über

eine Verlegung des Reichskammergerichts von Wetzlar weg diskutiert wurde, dem Magistrat als eines der Hauptargumente dienten, um die Vorteile von Wetzlar hervorzuheben. Ulmenstein berichtet in seiner Geschichte und Topographischen Beschreibung der Stadt Wetzlar, 2. Teil, Seite 581 ff: „Der Herr Aussem habe einen wohleingerichteten Postwagen angelegt, welcher wöchentlich dreymal von Cöln nach Frankfurth über Wetzlar gehe. Überdies fahre der Kameral-Kutscher wöchentlich einmal nach Frankfurth. Die Kaiserlichen und Hessen-Casselischen Briefposten seyen gut eingerichtet.“

Die Bürger Wetzlars klagten jedoch häufiger über den kurpfälzer Postwagen. Darüber lesen wir folgendes im IV. Band „Postulata oder Verträge“, 1713 bis 1763, unter dem 13. Juli 1726 (Stadtarchiv Wetzlar):

„... wäre bekannt, daß der Cöllnische Wagen durchführe, weilen nur derselbe Pflaster und Brücken ruinierte, auch damit vieles heimlich eingebracht und dem publico Schaden geschafft würde, so hätte zwar E. E. Rath vorlängst die Resolution ertheilet, desfalls zu Friedberg sich zu erkundigen, bathen dass solches geschehen und dem publico das gehörige abgestattet würde.“

Diese Art Klagen der Wetzlarer Bürgerschaft ziehen sich über viele Jahre hin. 1710 hatte der Kurfürst zwar bestimmt, daß sein Postwagen durch Brückenzölle und andere Abgaben nicht aufgehalten werden dürfe, u.a. auch weil er frische Seefische für die kurfürstliche Tafel nach Heidelberg befördere. Aber erst 1721 wurde der Wagen in Wetzlar von Zoll-, Weg- und Brückengeld befreit. Die Stadt Frankfurt erhielt für diese Befreiung eine jährliche Abstandssumme von 30 Gulden.

1725 verordnete der Magistrat der Stadt Wetzlar, daß der Wagen bei Strafe der Konfiskation keine zollpflichtigen Güter befördern dürfe. 1726 wurden jedoch Kaufmannsgüter wieder erlaubt, wenn dafür Zoll entrichtet wurde. Später wurden von dem Postwagen auch wieder Weg- und Brückengeld erhoben.

„Überlager“ im „Gülden Löwen“?

Ich konnte bisher nicht feststellen, bei welchem Gastwirt in Wetzlar die „Überlager“ der sich hier kreuzenden beiden kurpfälzer Postwagen stattfand. Nach anderen Aufzeichnungen aus jener Zeit konnten hierfür nur der „Güldene Löwe“ auf dem Fischmarkt, oder der „Güldene Stern“ und der „Kronprinz“ auf dem Domplatz in Frage kommen, weil allein deren Stallungen und Gasträume hierfür groß genug waren. Bis 1750 dürfte der Umspann und die Übernachtung nicht im „Stern“ und danach auch nicht im „Löwen“ stattgefunden haben, weil dort die kaiserliche Posthalterei untergebracht war. Dem kaiserlichen Posthalter Emmerich war es untersagt, fremde Pferde in seinem Stall aufzunehmen.

Von der kaiserlichen (Thurn und Taxis) Post und der Hessen-Kasseler Post wurde der kurpfälzer Postwagen als Konkurrenz angesehen und auch so behandelt. Man bereitete ihm Schwierigkeiten wo es nur möglich war. Die Landesfürsten wurden diplomatisch unter Druck gesetzt, Klagen beim Reichshofrat in Wien wegen unerlaubten Führens des Posthorns wurden eingereicht, Städte

sperrten die Durchfahrt, Zölle wurden willkürlich erhöht und Straßen gesperrt. Immer wieder mußte sich von Aussem bei seinem Fürsten beklagen, daß die von den Landesfürsten gegebenen vertraglichen Zusicherungen über die Straßeninstandhaltung nicht eingehalten würden. Der Erfolg war gering. Wagen und Pferde blieben immer wieder im Dreck stecken und erlitten erhebliche Verzögerungen auf ihrem Weg.

Täglich 75 km auf üblen Wegen

Für den kurpfälzer Postwagen, der täglich 75 km zurücklegte und der als schnelles und bequemes Beförderungsmittel allgemein beliebt war, waren gut befahrene Wege wichtigste Voraussetzung. Daran mangelte es in der damaligen Zeit noch überall. In der ersten Folge habe ich einen Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts (Karl Julius Weber) über den Zustand der Meil zwischen Butzbach und Friedberg berichten lassen. Zwischen Haiger und Siegen waren die Straßen in einem ähnlichen Zustand. Dort gab es zwei Trassen, die von dem Postwagen offenbar abwechselnd befahren wurden. Die eine galt als die „Churpfälzische Poststraße“ und ging von Allendorf über die Kalteiche und die andere über die Handelsstraße Rodenbach und Dillbrecht nach Siegen.

Nach einer Vereinbarung zwischen Commerzienrat Aussem und Nassau-Dillenburg war die dortige Regierung für den Unterhalt der Poststraße über die Kalteiche zuständig. Aus Beschwerden und Antworten, die im Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden (Band 1 Nr. 173/2647) vorliegen, können wir u. a. folgendes entnehmen:

„Es ist der Postwagen sowie auch alle Extraposten schon lange Zeit her genötiget gewesen, die „Kalte Eiche“ wegen der impraktikablen Wege und Sümpfe zu vermeiden und stattdessen über die sogenannte „Scheppe Seite“ zu fahren. Das wollen aber nun die Bauern von der Oberrn Wilden (bei Burgbach, Kreis Siegen) absolut nicht mehr leiden. Am vergangenen Freitag haben sie auf meinen Postillon gelauert, ihn attackieret und gedroht, ihn mit Beilen und Stangen auf eine grausame Weise zu traktieren, wenn er sich unterstünde, noch einmal diesen Weg über die „Scheppe Seite“ zu fahren. Dabei soll sich dann der Johannes Hanckel von der Mittleren Wilden besonders ungebührlich und sträflich aufgeführt haben. Es ist aber nun schlechterdings unmöglich, vor der Hand den Weg durch die Kalte Eiche zu fahren, zumal derselbe nie austrocknet, auch im höchsten Sommer nicht. Das habe ich der fürstlichen Landesregierung gehorsamst anzeigen wollen. Zugleich bitte ich um die Verfügung, dem Postwagen wenigstens vorläufig eine sichere Passage über die „Scheppe Seite“ zu verordnen, sodann allenfalls den Weg in der Kalten Eiche reparieren oder mir einen anderen Weg anweisen zu lassen, woher man ordentlich fahren kann, um Verdruß und Unglück zu vermeiden; wofür ich dann Euer Hochwohlgeboren zeitlebens dankbar wäre“.

Die dillenburgische Regierung war vertraglich zur Instandhaltung der Poststraße verpflichtet. Der Amtmann Kienen erhielt von Haiger den Auftrag, die Beschwerde zu prüfen und Vorschläge zur Abänderung der Mißstände zu unterbreiten

Kienen erstattete am 13. September 1764 folgenden Bericht:

„Die von Dillenburg über Haiger und Allendorf durch die Kalteiche nach Siegen laufende Poststraße ist verhältnismäßig leicht für ordinäre und Extraposten in einen guten, fahrbaren Zustand zu setzen, weil nirgends sumpfiger Grund vorhanden ist. Wo etwa in der Kalteiche eine Pfütze anzutreffen ist, kann sie mit Hilfe von Abzugsgräben ausgetrocknet oder mit den im Überfluß vorhandenen Steinen ausgefüllt werden. Statt des benötigten Sandes aber sind die vielen Sinter sehr nützlich zu gebrauchen, die von den ehedessen in der Kalteiche gestandenen Drahtwerken übriggeblieben sind. Sollten zum Abfahren der Sinter wegen der Steilheit des Geländes keine Wagen oder Karren benutzt werden können, so müssen sich die fronpflichtigen Untertanen der Schiebekarren dabei bedienen. Nach Einbringung der Ernte werde ich den Weg bauen lassen.

Die andere Straße, welche von Dillenburg über Sechshelden, die Haigerhütte und Rodenbach auf Siegen gehet, ist gleich hinter Sechshelden bei der geringsten Stauung der Wässer der Überschwemmung ausgesetzt. Sie ist auch wegen der daselbst befindlichen rauhen Felsen unbequem zum Fahren, so daß die Fuhrleute an diesem Ort oft Schaden an ihrem Geschirr erlitten haben. Obwohl nun diesem Umstand durch die Wegsprengung der Felsen und eine Erhöhung der Straße abzuhelfen wäre, so sehe ich doch kein Mittel, wie die sogenannten Pfühle ausgetrocknet oder fahrbar gemacht werden könnten, die auf eben dieser Rodenbacher Straße zwischen der Haigerhütte und dem herrschaftlichen Haigerer Hammer von allen Zeiten her gewesen sind und sich noch dort befinden. Einige dieser Pfühle sind so tief, daß das Wasser in die Frachtwagen dringet und den Pferden bis über die Brust gehet. Sind vollends die Wässer nur ein wenig angeschwollen, so sind selbige ohne Lebensgefahr von Menschen und Vieh nicht zu passieren.

Sehr gut wäre es demnach, wenn man die Straße von Dillenburg auf Rodenbach gänzlich einziehen könnte und nur die Strecke Haiger — Allendorf — Kalteiche beibehalten würde. Die zwei Pfennige Zoll, welche zu Rodenbach mehr gehoben werden als zu Allendorf, würden die Fuhrleute gerne entrichten, wenn sie nur die Kalteicher Straße benutzen dürften. Denn es ist sicher, daß viele von ihnen bloß deshalb den Umweg durchs Hessische und Wittgensteinische nach Siegen machen, weil ihnen der Postweg von Dillenburg über Haiger verboten ist. Es würde aber dann ein so starker Verkehr auf der Poststraße zusammenreffen, daß sie ihn im jetzigen Zustand nicht ertragen kann. Sie ist auch zwischen Dillenburg und der Grenze des Amtes Haiger nur einspurig angelegt, und der Ankauf einer zweiten Spur würde ziemlich teuer zu stehen kommen. Trotzdem bin ich der Meinung, den Fuhrleuten die Rodenbacher Straße durch Warnstöcke bei namhafter harter Strafe zu verbieten. Sie müßten dann im

Haigerer Bezirk einen Umweg etwa von der Weite eines starken Büchsen- schusses machen. Das ist nicht viel, und ist es nicht wert, daß man deshalb an die Austrocknung der gefährlichen Pfühle „in der Haiger“ denke.“

Dillenburg war bereit, die Straße in Ordnung bringen zu lassen. Die fronpflichtigen Untertanen, die den Wegebau zu besorgen hatten, konnten jedoch nur in der „müßigen Zeit“, d.h. außerhalb der landwirtschaftlichen Saat- und Erntezeiten zur Dienstleistung herangezogen werden. Vor Beendigung der Erntearbeiten war also an eine Ausbesserung an der Kalteiche nicht zu denken.

Am 28. September 1764 beschwert sich erneut Herr von Aussem bei der oranien-nassauischen Regierung in Dillenburg:

„Es ist nicht mehr möglich, daß der Kurpfälzische Postwagen die Kalteiche passieren kann. Zu allem Überfluß hat nun auch noch der Jäger von Wilgersdorf aufsneue Aufwürfe und Gräben in böser Absicht ausgerechnet an denjenigen Orten aufgeführt, wo der Postwagen von der Poststraße auszubrechen und über die „Scheppe Seite“ zu fahren genötiget ist, weil er den ordentlichen Weg schlechterdings nicht mehr fahren kann. Auch die Untertanen wollen die Route über die „Scheppe Seite“ nicht dulden und versuchen, trotz des langen Gewohnheitsrechts den Postwagen zu hindern, daherzufahren. Erst ganz kürzlich noch haben sie dem Postknecht aufgepasset und ihn von dem Pferd zu reißen gesucht, welches rechtswidrige Verfahren Eure Exzellenzien um so weniger gestatten werden, weil der Postwagen in seinem Gang und Lauf nach Siegen nicht anders fahren kann. Ich bitte deshalb, daß nicht nur ein beständiger Weg bei der jetzt noch herrschenden guten Witterung baldmöglichst wiederhergestellt werde, ehe die Kälte und das schlimme Wetter einfallen, sondern daß auch im Einvernehmen mit der Obrigkeit zu Hachenburg den Untertanen zu Wilden verboten werden möge, keine fernerweiten Gewalttätigkeiten mehr an dem Postillon zu begehen“.

Die Legende vom Trompetersloch

Aus diesen Berichten läßt sich erahnen, wie schwer und gefahrvoll der Dienst der Postillione in der damaligen Zeit war. Aber auch durch Räuber und wilde Tiere lauerten große Gefahren auf die Postillione, die oft Leben und Gesundheit bedrohten. So berichtet Pfarrer Himmelreich in der „Greifensteiner Chronik“, Seite 88, von einer bis in die heutige Zeit im Greifensteiner Land erhalten gebliebenen Legende über einen Überfall auf den „Churpfälzter Postwagen“, der auf der „Hohe Straße“ zwischen Wetzlar und Driedorf unterwegs war, folgendes:

„Aus dieser Zeit stammt die Sage vom Trompetersloch, einem Walddistrikt zwischen Greifenstein und Wallendorf. Die Post war, so heißt es, von Räufern angefallen worden. Sie raubten den Wagen aus und wollten den Postillon ermorden. Dabat sich derselbe eine Gnade aus: er wollte vor seinem Tode noch einmal sein Lieblingslied blasen. Die Räuber gestatteten ihm dies. Er stieg auf eine Buche und blies: „Wenn mir in höchsten Nöten sein“. Das hörte man zu Greifenstein. Man eilte zu Hilfe, rettete den Postillon und nahm die Räuber

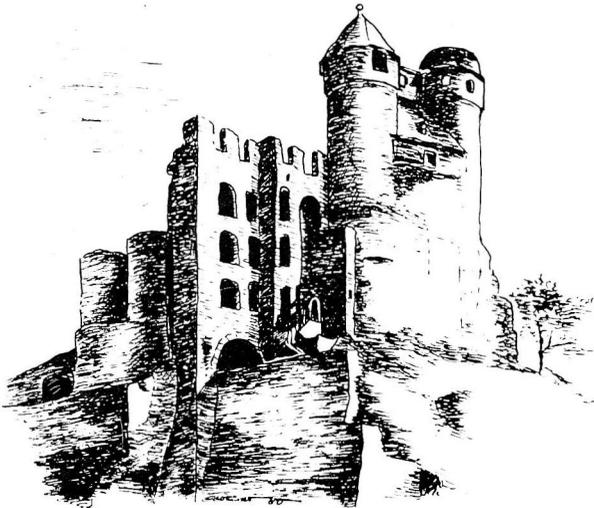
gefangen. Wahrscheinlich ist es, daß der Postwagen an jener Stelle vom Weg abkam und in eine Senkung fiel. Auf den Hilferuf des Postführers kamen dann die Leute aus den benachbarten Dörfern herbei und halfen dem Postwagen wieder auf“.

Die Burgruine Greifenstein wird seit 10 Jahren mit einem hohen Kostenaufwand baulich gesichert, teilweise auch restauriert. Für Wanderer wurde ein Waldlehrpfad angelegt und eine Schutzhütte erbaut. In der Nähe dieser Schutzhütte befindet sich eine Hinweistafel auf die ehemals dort vorbeiführende Hohe Straße und das ca. 40 m davon entfernte „Trompetersloch“. Damit wird die Erinnerung an die Legende über Generationen erhalten bleiben.

1774 verkaufte von Aussem die Düsseldorf – Heidelberger Linie an den Fürsten von Thurn und Taxis; dieser verpflichtete sich gegenüber den betroffenen Landesfürsten, die Linie wenigstens einmal wöchentlich zu befahren. Doch schon drei Jahre später wurde der Kurs von Wetzlar über Dillenburg und Siegen nach Köln eingestellt, da er sich nicht länger rentierte. Fahrgäste und Güter wurden auf andere Kurse verwiesen.

73 Jahre lang hatte die „Chur-Pfältzische-Fahrende-Postexpedition“ einen wesentlichen Einfluß auf das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Stadt Wetzlar im 18. Jahrhundert ausgeübt.

(Literatur und Quellen sind bei den jeweiligen Textstellen angegeben.)



Oafach irn sefrerre

Iem Geschichtsverein irs irn bleibt eus Streawe,
deañ doas Aale, Vegangene soll weire leawe.
Däi Sitte irn Gebräuche wu me oachte irn schätze
irn sich siebzig, oachzig Johr sereck vesetze.

Woann me bedenkt, woas harre me do fir Zeire,
irn woas leabte die Leu noach so bescheire.
Wäi me waaß, woarn se trotz allem sefriere,
nirt so nervös, gedellig woan die Gemiere.

Se woan glücklich, dere sich freue irn strahle,
woann se aach ohne Prunk dere Hochzeit haale.
poar Steuhl irn Desch irn en Deppebank,
en Kaste fir die Wäsch irn en Klareschank,
oa Bett, doas met em Struhsack noach segoar,
fir manch Brautpoar die ganz Ausstattung woar.

Woann dann speete aach woas Kloanes kom,
goabs aach koa gruß Kaferei irn Kroam.
Die aalt Wich woad vom Speiche erab getroa,
woar se aach schu abgeschoabt, hat naut se soa.

Se woat aach viel gebraucht, doas woar mol so,
se hat schu dorch Generatione ihr Dienste gedoh.
Aus em Pausch Struh woad des Feine erausgeroppt,
domet woad dann es Matratzche gestoppt.

Droff läegs woarm irn hat doas Schiene noach fir sich,
ihr wirst, es läeg aach irn e Schoackelwich.
Woanns dann ureauig woar irn deat en Schrei.
woads geschoackelt bei all de Ärwet noach debei.

Do däafte aach fünf, sechs irn noach mie komme,
se woade all freudig offgenomme.

Die Ellen brauchte aach koa Spillsache der kaafe
und nirt voo oam Geschäft irns ane selaafe,
die Kirn suchte sich sealwe die Spillsache aus,
däi woan se finne im Hob irn em Haus.

Met em Kälwerchessaal moachte se Heppches,
aus em Schubkästche Knepp, domet Kneppches.
Irn goabs emol en Dopp, woas e Wonne,
es woad en Guddel o en Steagge gebonne,
dann woad gedoppt aach miette off de Gass,
woas harre die Kirn do a ach ihrn Spaß.
Irn fäils en aach nirt so leicht irn de Schuuß,
se woan sefrerre irn woade aach gruuß.

Erna Schäfer, Waldgirmes

Drei Jahre Vereinsgeschichte und aus traurigem Anlaß eine erste Bilanz

- 24.04.1977 Auf öffentliche Einladung von Hedwig Schmidt treffen sich um 14 Uhr im Heimatmuseum in Waldgirmes 16 geschichtsinteressierte Frauen und Männer aus der näheren Umgebung (von Wetzlar bis Rechtenbach) zu einem ersten Meinungsaustausch. Es wird beschlossen, eine heimatgeschichtliche Arbeitsgemeinschaft zu gründen.
- 05.05.1977 Im Gasthaus „Zur alten Post“ in Atzbach findet um 20 Uhr die Gründungsversammlung des Vereins statt. 27 Versammlungsteilnehmer erklären ihre Mitgliedschaft zum Verein. Eine vorläufige Satzung wird verabschiedet. (Weitere Einzelheiten über den Verlauf der Gründungsversammlung sind im ersten Jahrbuch veröffentlicht.)
- 14.07.1977 Erste ordentliche Mitgliederversammlung im Restaurant „Zur Schwalbenmühle“ bei Waldgirmes. Zwei für die weitere Vereinsgeschichte wichtige Beschlüsse wurden gefaßt:
1. Die von der Satzungskommission in mehreren Sitzungen überarbeitete vorläufige Vereinsatzung wird einstimmig angenommen und von allen anwesenden Vereinsmitgliedern unterschrieben.
Als Besonderheit für Geschichtsvereine sieht die Satzung eine Gliederung des Vereins in einzelne Sparten vor. Die Spartenleiter sind gleichrangige Vorstandsmitglieder. Die Haushalte des Vereins, in welchen den Sparten Finanzmittel zugewiesen werden, sind in den Jahreshauptversammlungen zu beschließen.
Nach dem Wunsch der Vorsitzenden soll durch die Sparteneinteilung eine breitgefächerte Vereinsarbeit ermöglicht werden.
 2. Jährlich will der Verein ein Jahrbuch herausgeben. Jedes Mitglied kann in dem Jahrbuch Geschichtsbeiträge bis zu 5 Seiten kostenlos veröffentlichen. Auch diese Regelung dient dem Ziel, möglichst viele Mitglieder für eine aktive Mitarbeit zu gewinnen.
- 25.07.1977 Das zuständige Finanzamt Gießen erkennt die Förderungswürdigkeit des Vereins an.
- 03.08.1977 Der Verein wird unter dem Namen: „Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft Lahntal“ in das Vereinsregister beim Amtsgericht in Wetzlar eingetragen.
- 03.09.1977 Besichtigung des Schloßmuseums und des Bergbaumuseums in Weilburg (47 Teilnehmer).

- 07.10.1977 Diavortrag: „Stadtsanierung aus der Sicht der Denkmalspflege“, gehalten von Museumsdirektor Walter Ebertz, im evangelischen Gemeindehaus Atzbach/Dorlar.
Erster öffentlicher Auftritt des Singkreises des Vereins mit Volksliedervorträgen.
- 26.11.1977 Der Oberbürgermeister der Stadt Lahn, Herr Görnert, übergibt das auf Drängen der Vorsitzenden restaurierte Heimatmuseum der Öffentlichkeit.
- 04.12.1977 Jahresabschlußfeier im Dorfgemeinschaftshaus in Waldgirmes in Anwesenheit des Oberbürgermeisters der Stadt Lahn. Adam Zirkenbach berichtet in einem 1 ½ stündigen Vortrag über den Lebensweg der Heiligen Elisabeth. Die Beiträge im ersten Jahrbuch des Vereins werden von der Vorsitzenden vorgestellt und jedem Mitglied wird ein Jahrbuch überreicht.
- 31.12.1977 **Der Verein zählt 99 Mitglieder.**
- 25.02.1978 Die erste Jahreshauptversammlung des Vereins findet im Bürgerhaus in Dorlar statt. Nach Erledigung der üblichen Formalitäten wird das Arbeitsprogramm für 1978 beraten und beschlossen. Es folgte der Filmvortrag: „Im Siegerland“.
- 18.03.1978 Besichtigung des Hofes der Familie Schneider in Hof Haina und der Kirche in Niederweidbach (55 Teilnehmer).
- 27.04.1978 Dia-Vortrag von Werner Cornelius, Mitarbeiter der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft Braunfels: „Auf den Spuren der Martinskirchen, unter besonderer Berücksichtigung der Martinskirche bei Leun“.
- 03.06.1978 Besichtigung der Marburger Altstadt und der Elisabethenkirche (50 Teilnehmer).
- 01.10.1978 Aus Anlaß des Erntedankfestes trägt der Singkreis des Vereins im Heimatmuseum während der üblichen Öffnungszeiten Volkslieder vor.
- 07.10.1978 Besichtigung des Klosters Arnsburg und der Burg Münzenberg (50 Teilnehmer).
- 02.12.1978 Jahresabschlußfeier im Dorfgemeinschaftshaus in Waldgirmes. Dia-Vortrag von Johanna Kube: „Erlebnisse einer Pfarrers-Familie in Brasilien“. Das zweite Jahrbuch des Vereins wird von der Vorsitzenden vorgestellt und den Mitgliedern übergeben.
- 31.12.1978 **Der Verein zählt 139 Mitglieder.**
- 03.03.1979 Jahreshauptversammlung im Bürgerhaus in Dorlar. Nach den üblichen Formalitäten zeigt Karl-Heinz Leib Dias über Fachwerkbauten in unserer Heimat.
- 26.05.1979 Besichtigung des Palais Papius in Wetzlar.

- 08.09.1979 Exkursion zum Hessenpark bei Neu Anspach im Taunus (50 Teilnehmer).
- 01.12.1979 Jahresabschlußfeier im Dorfgemeinschaftshaus in Waldgirmes. Franz Ewert hält einen Dia-Vortrag über die Klosterkirche in Dorlar. Das dritte Jahrbuch des Vereins wird von der Vorsitzenden vorgestellt und den Mitgliedern überreicht.
- 31.12.1979 **Der Verein zählt 154 Mitglieder.**
- 12.04.1980 Jahreshauptversammlung im Bürgerhaus in Dorlar. Nach Abwicklung der üblichen Formalitäten berichtet die Vorsitzende ausführlich über die Arbeit der einzelnen Sparten. Werner Brandl zeigt die Kurzfilme:
- a) Die Römer am Limes;
 - b) Alltag in einem germanischen Gehöft;
 - c) Aus dem Wirtschaftsleben der Germanen.
- 26.04.1980 Besichtigung der Kirche in Tiefenbach und des Museums der Stadt Braunfels (55 Teilnehmer).
- 30.04.1980 **Der Verein zählt 170 Mitglieder.**

Bei allen vereinsinternen und öffentlichen Veranstaltungen wurden von dem Singkreis des Vereins Volkslieder vorgetragen. Der Singkreis, das Lieblingskind der Vorsitzenden, hatte damit erheblichen Anteil an der Entwicklung und der Geselligkeit innerhalb des Vereins.

Die Beteiligung des Vereins an der Gestaltung des Wappens der Gemeinde Lahnau war ein besonderes Anliegen der Vorsitzenden. Mehrere Entwürfe wurden von Franz Ewert erstellt. Der Entwurf, der letztendlich die Zustimmung des Hauptstaatsarchivs in Wiesbaden gefunden hatte, entsprach weder den Vorstellungen der Vorsitzenden, noch den Vorstellungen der übrigen Vorstandsmitglieder.

Wenn es wahr ist, daß die Geschichte eines jeden Gemeinwesens entscheidend von den Vorstellungen und dem Einsatz desjenigen geprägt wird, der vorne steht, so trifft dies in ganz besonderem Maße auf die junge Geschichte unseres Vereins, der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft Lahntal, zu.

Erwin Schmidt
Schriftführer

Aus der Chronik des heimischen Raumes

1.1.1979 bis 31.8.1980

- 2.1.1979 Zum Jahreswechsel Schneekatastrophe in weiten Teilen Europas. Vor allem im Norden brechen Energieversorgung und Straßenverkehr durch orkanartige Stürme und andauernde Schneefälle zusammen. Auch in Hessen chaotische Straßenverhältnisse durch Eis und Schnee.
- 4.1. In Norddeutschland hat sich die Lage entspannt. Fast alle eingeschlossenen Dörfer sind wieder erreichbar.
Erstmals wieder nach 15 Jahren ist die Lahn zugefroren.
- (9.1.) Männergesangverein Münchholzhausen: Für 25jährige Tätigkeit werden der 1. Vorsitzende Willi Köhler und Notenwart Willi Glock geehrt. Alle Auszeichnungen und Ehrungen hat bereits H. Friedrich in 60jähriger Mitgliedschaft ersungen.
- 10.1. Eine vierköpfige Familie stirbt in Bonbaden beim Brand ihres Hauses.
- (19.1.) Die Untere Stadtkirche in Wetzlar soll zur 800-Jahrfeier renoviert werden.
- (20.1.) Eine der bekanntesten Persönlichkeiten des Chorgesangs im heimischen Raum, Chorleiter Heinrich Müller aus Dutenhofen, wird 75 Jahre alt.
- (23.1.) Folgen des strengen Frostes: Schäden an den Turnhallendächern in Atzbach, Dutenhofen und Münchholzhausen.
- 26.1. Der SPD-Ortsverein Garbenheim feiert 60jähriges Jubiläum.
- (29.1.) Heinz-Peter Haumann wird Vorsitzender der Naunheimer Burschenschaft „Einigkeit“.
- 31.1. Direktor Herbert Flender, Leiter der Wetzlarer Lotte/Kestner-Schule, tritt in den Ruhestand. Der bedeutende heimische Historiker betreut seit 1948 das Stadtarchiv und wird diese Arbeit auch weiterhin fortsetzen.
- (1.2.) Der neue Haushalt der Stadt Lahn ist eingebracht worden. Wichtige Bauprojekte in Wetzlar sind das Domplatzgebäude und die Weiterführung der Altstadtanierung. Mit im Plan stehen Kirchenbaumaßnahmen u.a. in Dorlar und Atzbach sowie der Ausbau der Garbenheimer Straße.
- (3.2.) 5675 Menschen (4,8%) sind an Lahn und Dill ohne Arbeit. Erschreckende Bilanz: Im Bereich Gießen/Wetzlar verunglückten 1977 über 1000 Schüler in den Schulen oder auf dem Schulweg.

Noch nie gab es so viele Verkehrsunfälle wie im Januar 1979. Schuld daran war die ungünstige Witterung mit Eis- und Schneeglätte.

Der Hüttenberger Landfrauenverein besteht seit 10 Jahren, zählt heute 90 Mitglieder und organisiert regelmäßig Vorträge, Werk- und Kochkurse sowie Diaschauen und Ausflüge.

- 4.2. Die ev. Kirchengemeinde Königsberg feiert das 325jährige Bestehen ihrer Kirche. Am 3.2.1654 wurde die Kirche wieder eingeweiht, nachdem nahezu die ganze Stadt während des 30jährigen Krieges von den Schweden zerstört worden war.
- (17.2.) Weiterhin Unklarheit darüber, was mit Dutenhofen und Münchholzhausen nach der Lahn-Auflösung geschehen soll.
- 22.2. In Wetzlar wird das ehemalige Bickener Rathaus eingeweiht. Es wurde an der Stelle neu errichtet, an der früher das „Goldene Roß“ stand, das im Dezember 1970 niederbrannte.
- 3.3. Auf der Jahreshauptversammlung der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft entscheidet sich die Mehrheit der anwesenden Mitglieder dafür, der neu zu bildenden Großgemeinde Atzbach/Dorlar/Waldgirmes den Namen „Lahn“ in Verbindung mit den alten Ortsnamen zu geben.
Max Mura ist neuer Vorsitzender im Kreisverband des Bundes der Vertriebenen. Er tritt die Nachfolge von Georg Moeller an.
- 7.3. In Wiesbaden legen SPD und F.D.P. das Auflösungsgesetz vor. Die Stadt Lahn und der Großkreis Lahn-Dill verschwinden am 1. August. Im Oktober sollen die neuen Parlamente gewählt werden.
- 8.3. Landessieg und Sonderpreis des Kultusministers im Wettbewerb „Jugend forscht“ für Dieter Masak aus Waldgirmes.
- (10.3.) Landrat Dr. Karl Rehrmann wird 65 Jahre alt.
Mit einer akademischen Feierstunde begeht der Frauenchor Dorlar sein 50jähriges Jubiläum.
- 12.3. Hochwasser im Lahntal durch Schneeschmelze und Regen.
- 18.3. Anlässlich des 10jährigen Bestehens veranstaltet der Atzbacher Landfrauenverein einen gut besuchten Basar mit Ausstellung.
- 22.3. Gegen Mitternacht stürzt ein Lastzug von der 30 Meter hohen Autobahnbrücke Kalteiche bei Haiger. Der Fahrer wird getötet, der Beifahrer schwer verletzt.
- 24.3. Die Sängervereinigung Gleiberg feiert ihre Gründung vor 100 Jahren.

- 25.3. Einweihung des ökumenischen Gemeindezentrums in Naunheim. Die Baukosten betragen 1,2 Mio. DM.
- (29.3.) Die WNZ berichtet in der Serie „Kleinode im Altkreis Wetzlar“ über das Heimatmuseum Waldgirmes.
- 30.3. Bei einem Einbruch in Waldgirmes werden 200.000 Zigaretten im Wert von 30.000 DM gestohlen.
- 1.4. Amtmann Erwin Schmidt ist seit 40 Jahren Postler und seit 25 Jahren Personalratsvorsitzender des Postamts Wetzlar.
- (5.4.) Dutenhofen: Der ev. Kirchenchor „Jubilate“ besteht seit 50 Jahren.
- 7.4. Eine Fotoausstellung mit 60 Bildern aus der Zeit von 1887 bis 1963 zeigt die Geschichte des Bergbaus in Biebertal. Mehr als 3 Mio. Tonnen Erz wurden in den Gruben in Königsberg und Fellingshausen gefördert.
- 9.4. In Garbenheim wird eine Bürgerinitiative gegen die Erweiterung des Standort-Übungsgeländes gegründet.
- (14.4.) Vor 30 Jahren begann der Wiederaufbau der Wetzlarer Stiftskirche. Die Außenarbeiten am Dom sollen in diesem Jahr beendet werden, danach ist eine Innenrenovierung geplant.
- 20.4. Der „Römische Kaiser“ am Kornmarkt in Wetzlar ist abgerissen worden. Das historische Gebäude wird wieder aufgebaut und die alte Fassade rekonstruiert.
- 23.4. Bei einem Scheunenbrand in Brandoberndorf entsteht 250.000 DM Schaden. Die Erntevorräte werden vernichtet.
- 25.4. Die Bezirksvertretung Lahntal billigt einstimmig den Gesetzentwurf von SPD und F.D.P. zur Auflösung der Stadt Lahn. Die Namensgebung der künftigen Großgemeinde bleibt umstritten.
- (2.5.) Der Sportplatz in Bieber wird eingeweiht. Die Baukosten betragen 130.000 DM.
- 3.5. Richtfest in Wetzlar für das Mehrzweckgebäude am Domplatz. Der Bau kostete mehr als 14 Mio. DM.
Die 300 Jahre alte Linde unterhalb der Burg Gleiberg schlägt bei böigem Wind um.
- 5.5. Uneinigkeit auch in Biebertal: Eine Bürgerversammlung diskutiert über die Zuordnung zum Kreis Wetzlar oder Gießen.
Der Westerwaldverein Niedergirmes wurde vor 60 Jahren gegründet.
- 5./6.5. Ein Tag der offenen Tür bei der Freiwilligen Feuerwehr Dorlar findet große Resonanz bei der Bevölkerung.

- (14.5.) Die Gemeindevertretersitzung in Biebertal entscheidet sich für den Anschluß an den neuen Kreis Wetzlar-Dillenburg.
- 19.5. Zum Auftakt der über Pfingsten mit einem großen Programm stattfindenden Jubiläumsfeierlichkeiten zum 50jährigen Bestehen des SC Waldgirmes wird im Vereinslokal Raabe eine akademische Feier veranstaltet.
- 27.5. Einbrecher suchen in Dorlar die beiden Pfarrhäuser heim.
Karl Schäfer aus Atzbach gewinnt beim Mundart-Wettbewerb in Bad Ems.
- 2.6. Vermutlich durch Brandstiftung entsteht in der Nacht zum Pfingstsamstag bei einem Scheunenbrand in der Rodheimer Straße in Waldgirmes hoher Sachschaden. Erntevorräte und landwirtschaftliches Gerät werden vernichtet.
- 3./4.6. Über Pfingsten begeht der SC Waldgirmes sein 50jähriges Jubiläum. Die Tischtennis-Abteilung wurde 10 Jahre alt.
Am Pfingstsonntag treffen sich die Vertriebenen aus dem Alt-vatergebiet zum 31. Mal in Atzbach.
- 9./10.6. Der Turn- und Sportverein Dutenhofen feiert sein 75jähriges Bestehen. Die Handballabteilung wurde in diesem Jahr 50 Jahre, der Spielmannszug 25 Jahre alt.
- 10.6. 1. Wahl zum Europäischen Parlament.
- 11.6. Johann Georg Failing („Dillisjes Opa“) aus Waldgirmes wird 100 Jahre alt. Er ist, nach Angaben der Chronistin, der 1. Hundert-jährige in der Geschichte des Dorfes.
- 12.6. Auf einer Sondersitzung in Wiesbaden beschließt die SPD-Landtagsfraktion: Dutenhofen kommt zu Wetzlar, Biebertal zum Kreis Gießen.
Tote und Verletzte bei einem schweren Unfall auf der B 49 zwischen Niederbiel und Leun. Die B 49 ist Hessens unfallträchtigste Straße. Auf dem 15 km langen Streckenstück zwischen Wetzlar und Löhnberg starben seit der Fertigstellung 1973 28 Menschen bei Verkehrsunfällen.
- 16.6. Großes Festprogramm in Garbenheim anlässlich des 50jährigen Bestehens der Handball-Abteilung des TSV.
- 23.6. Feier in Biebertal: Vor 80 Jahren wurde der Dünsberg-Verein gegründet. Damals wurde auch der Aussichtsturm erbaut.
- 1.7. Mit dem traditionellen Festzug endet der 19. Hessentag in Friedberg.
- (5.7.) Richtfest für die neue Reithalle des Reit- und Fahrvereins Lahntal in Waldgirmes.

- 13.7. Gründung einer Bürgerinitiative gegen den Bau des Autobahnstückes Krofdorf - Blasbach.
- (14.7.) Wilhelm Weber, der Leiter der Garbenheimer Grundschule, tritt nach über 40jähriger Dienstzeit in den Ruhestand.
- 18.7. Dr. Werner Best erhält eine hohe Auszeichnung: das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.
Ein britischer Düsenjäger stürzt nach Kollision brennend über Wißmar ab. Der Pilot kommt ums Leben. 3 Wohnhäuser werden zerstört. Die Bewohner kommen mit dem Schrecken davon. Der Schaden geht in die Millionen.
- 1.8. Wetzlar und Gießen sind wieder selbständig. Die Gemeinden Nauborn, Steindorf, Garbenheim, Naunheim, Hermannstein, Blasbach, Dutenhofen und Münchholzhausen werden Stadtteile von Wetzlar. Atzbach, Dorlar und Waldgirmes werden die Großgemeinde „Lahnau“ bilden. Heuchelheim und der Ortsteil Kinzenbach kommen zum Kreis Gießen.
- 9.8. Beim Absturz eines Sportflugzeuges in Wetzlar kommen die 4 Insassen ums Leben.
- 10.8. Im Bürgerhaus Atzbach hat sich die Aktionsgemeinschaft „Gegner des Autobahnbaues Wetzlarer Kreuz — Krofdorf“ konstituiert. Die 120 Mitglieder wählen Erwin Becker aus Atzbach zum Vorsitzenden.
- 14.8. Heute vor 30 Jahren weihten die Wetzlarer das Lottehaus neu ein, nachdem das Gebäude im März 1945 durch eine Luftmine völlig zerstört worden war.
- 15.8. Karl Weller, Bürgermeister in Münchholzhausen vom Dezember 1960 bis März 1977, feiert seinen 70. Geburtstag.
- 8.9. Dr. Ernst Leitz, der frühere Seniorchef des bedeutenden Wetzlarer Unternehmens, stirbt im 74. Lebensjahr.
- (11.9.) In Heuchelheim wird der Grundstein für ein neues katholisches Gemeindezentrum gelegt, dessen Kernstück eine Kirche ist.
- 14.9. Mit einer Feierstunde im Saalbau Raabe begeht die Waldgirmeser SPD das 60jährige Jubiläum der Ortsvereinsgründung 1919.
- (21.9.) Grundsteinlegung für die Biebertaler Großsporthalle.
- 1.10. Alt-Bürgermeister Viehmann aus Hüttenberg feiert seinen 80jährigen Geburtstag.
- 7.10. Bei der Kommunal- und Kreistagswahl nach Auflösung der Stadt

- Lahn ist in der arrondierten Stadt Wetzlar und in Lahnau die SPD der große Gewinner.
- 14.10. Die ev. Frauenhilfe Hüttenberg begeht ihr 50jähriges Jubiläum.
- (29.10.) In Atzbach bildet sich eine Bürgerinitiative gegen die geplante Auskiesung der Lahn.
- 1.11. Vor 100 Jahren wurde Oscar Barnack, der Erfinder der Leica, geboren.
- 5.11. Karl-Heinz Jung aus Waldgirmes wird zum Vorsitzenden der Gemeindevertretung Lahnau gewählt.
- 22.11. Willi Mattern aus Dorlar wird Erster Beigeordneter in Lahnau.
- (23.11.) Herbert Flender hält einen Festvortrag anlässlich des 75jährigen Bestehens des Wetzlarer Geschichtsvereins.
- 27.11. Walter Froneberg (SPD) ist Oberbürgermeister der Stadt Wetzlar.
- (3.12.) Oswald Scherer wird erster Ortsbrandmeister von Lahnau.
- 4.12. Dieter Jung aus Waldgirmes wird zum Bürgermeister der neuen Großgemeinde Lahnau (7874 Einwohner) gewählt.
- 9.12. 100.000 DM Sachschaden entsteht in Waldgirmes, als Werkstatt, Scheune und Stall eines Anwesens in der Rodheimer Straße niederbrennen. Die Tankstelle bleibt vom Feuer verschont. Wahrscheinlich liegt Brandstiftung vor.
- 14.12. Große Trauer, als im Alter von nur 53 Jahren Willi Mattern stirbt, der erst vor wenigen Wochen zum Ersten Beigeordneten von Lahnau gewählt wurde.
- 15.12. Dr. Irmgard von Lemmers-Danforth, Dr. Elsie Kühn-Leitz, Wilhelm Reitz und Dr. Franz Grabowski werden in Wetzlar zu Ehrenbürgern ernannt.
- (5.1.1980) Die neue Orgel in der ev. Kirche zu Dutenhofen ist eingeweiht worden.
- 18.1. Auf Vorschlag des Gemeindevorstands soll Lahnau ein eigenes Wappen erhalten. Die Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft Lahntal wird aufgerufen, Vorschläge zur Gestaltung zu machen.
- 21.1. Helmut Brömer ist neuer Erster Beigeordneter in Lahnau.
- 22.1. Im Alter von 74 Jahren stirbt in Wiesbaden der von Dorlar gebürtige frühere hessische Innenminister Heinrich Schneider.
- 6.2. Wieder „Land unter“ an Lahn und Dill. Der Pegel bei Altenberg zeigt 2,80 m über Normal.

- 22.2. In Hüttenberg wird das 1111. Bürgerhaus in Hessen eingeweiht.
- 24.2. Nach mehr als 13 Jahren Seelsorgertätigkeit verläßt Pfarrer Wolfgang Dütge die Kirchengemeinde Dorlar/Atzbach. Er geht nach Neviges im Bergischen Land.
- 8.3. Großfeuer bei Wilhelmi in Dorlar. Eine stillgelegte Werkshalle brennt aus.
- 10.3. Die Gemeindeverwaltung Lahnau hat ab heute ihren Sitz in Dorlar. Die Verwaltungsstellen in Waldgirmes und Atzbach bleiben bestehen.
- (12.3.) Die Münchholzhäuser Landfrauen feiern 20jähriges Jubiläum.
- 13.3. Die Gemeinde Lahnau schließt sich der Aktionsgemeinschaft gegen den Bau des Autobahnteilstücks Krofdorf – Blasbach an.
- 16.3. Der Männergesangsverein Dutenhofen 1877 darf jetzt den Titel „Meisterchor“ führen.
Friedrich Knoche, über 50 Jahre lang Organist in Rechtenbach, wird bei einem Festgottesdienst verabschiedet.
- 30.3. 3 Menschen sterben bei einem erneuten Verkehrsunfall auf der B 49 bei Oberbiel.
- 17.4. Auf Anraten des Denkmalpflegers schweigen die Glocken in Waldgirmes, das sich der Kirchturm bereits bedrohlich geneigt hat.
- 24.4. Zum Thema „Gesamtschule“ stellt sich Kultusminister Krollmann in Dorlar Fragen der Eltern.
- 8.5. Auch in Lahnau stehen jetzt Altglasbehälter. Die Sammelaktion ist ein Beitrag zur Energieeinsparung. Das Altglas wird eingeschmolzen und als Rohstoff wiederverwendet.
- 17.5. Die Naunheimer Tennisspieler weihen die neue Sportanlage ein. Das Projekt kostete 120.000 DM.
Eintracht 05 Wetzlar feiert das 75jährige Bestehen des Vereins.
Festakt in Waldgirmes zum 75jährigen Jubiläum des Turnvereins 05.
- (23.5.) Die 12jährige Kunstturnerin Manuela Zimmermann (KTV 68 Wetzlar) aus Waldgirmes wird deutsche Meisterin am Schwebebalken und erreicht am Stufenbarren den 2. Platz.
- 25.5. Nach kurzer, schwerer Krankheit stirbt in der Nacht zum Pfingstsonntag Hedwig Schmidt, langjährige Chronistin von Waldgirmes und Vorsitzende der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft, im Alter von 65 Jahren.

Zum traditionellen Treffen kommen die Römerstädter Heimatvertriebenen zum 32. Mal in Atzbach zusammen.

- 8.6. Am „Autofreien Sonntag“ herrscht auch hierzulande der übliche Sonntagsverkehr.
Die Handball-B-Jugend des TSV Dutenhofen erringt die deutsche Hallenhandball-Meisterschaft.
- (11.6.) Der Fanfarenzug der Freiwilligen Feuerwehr Waldgirmes unter der Stabführung von Ernst Manske ist der beste in der Bundesrepublik. Beim Bundeswertungsspiel des Feuerwehrverbandes in Hannover erringen auch der Musikzug der Schwalbacher Wehr und der Spielmannszug aus Atzbach Goldmedaillen.
- 11.6. Georg Failing aus Waldgirmes begeht seinen 101. Geburtstag.
- 13.-16.6. Der Gesangverein „Teutonia“ Heuchelheim feiert sein 125jähriges Bestehen.
- 14.-16.6. 75 Jahre Turnverein 05 Waldgirmes. Bei strahlendem Sommerwetter zieht der Festzug durch die Straßen des Ortes.
- 21.6. Ministerpräsident Börner eröffnet den 20. Hessentag in Grünberg.
- 28.6.-6.7. Festwoche 800 Jahre Reichsstadt Wetzlar. Anlaß zu der großangelegten Jubiläumsfeier gibt eine Urkunde des Kaisers Friedrich Barbarossa vom Jahre 1180. Das reichhaltige Programm beinhaltet u.a. Konzerte, Sportwettkämpfe, Ausstellungen sowie ein Mundartfestival.
- (16.7.) Noch kaum war ein Sommer in diesem Jahrhundert so verregnet. Die Heuernte an Lahn und Dill ist bereits zum großen Teil verdorben.
- 25.7. Wilhelm Reitz, eine bedeutende Wetzlarer Persönlichkeit, stirbt im Alter von 75 Jahren.
- 5.8. Unerwartet verstirbt Wilhelm Raabe aus Waldgirmes im Alter von 56 Jahren. Er ist der letzte Träger des Namens „Raabe“, welcher mit dem Pfarrgehilfen Heinrich Engelhard August Raabe 1818 aus St. Andreasberg im Harz nach Waldgirmes kam. Wilhelm Raabe hat sich während seiner 30jährigen Tätigkeit als Gastwirt um das Vereinsleben in Waldgirmes verdient gemacht.
- 9.-11.8. 75-Jahr-Feier der Naunheimer Burschenschaft „Einigkeit“

(Die Daten in Klammern beziehen sich auf den Tag der Veröffentlichung in der Wetzlarer Neuen Zeitung.)

Gerda Weller

Namen und Anschriften der Vereinsmitglieder Neuzugang 1980

Augustin	Regine	Dorlar Gartenstraße 39
Augustin	Hans Joachim	Dorlar Gartenstraße 39
Burzel	Franziska	Waldgirmes Lauterstraße 56
Burzel	Berthold	Waldgirmes Lauterstraße 56
Hill	Luzie	Dorlar Sonnenstraße 19
Jilg	Theresia	Waldgirmes Ludwigstraße 14
Krautzberger	Theresia	Atzbach Bergstraße 7
Kuhlmann	Angelika	Dorlar Tanusstraße 1
Kuhlmann	Walter	Dorlar Tanusstraße 1
Neeb	Erna	Dorlar Sonnenstraße 13
Nolte	Christine	Waldgirmes Lauterstraße 34
Schmidt	Elke	Atzbach Storchenweg 4
Schmidt	Horst	Atzbach Storchenweg 4
Schmidt	Minchen	Waldgirmes Nunheimer Straße 7
Tenne	Marianne	Waldgirmes Pestalozzistraße 5
Tenne	Waldemar	Waldgirmes Pestalozzistraße 5
Trommer	Hilde	Gießen Bruchstraße 16
Evangelische Kirchengemeinde		Dorlar

Sicherheit für Sie und für Ihre Familie



Darin sehen wir eine unserer wichtigsten Aufgaben. Denn im Mittelpunkt unserer Arbeit steht der Mensch. Dieses Ziel werden wir auch in Zukunft nicht aus den Augen verlieren.



Bausparkasse Schwäbisch Hall



RAIFFEISEN- UND VOLKSBANKEN-VERSICHERUNG

RAIFFEISENBANK WALDGIRMES eG.

Beitragskonto der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft
Lahntal e.V.

Kt. Nr.: 450 31 39

Bankleitzahl der Raiffeisenkasse Nr.: 515 618 13

Postscheckkonto der Raiffeisenkasse Nr.: 359 25